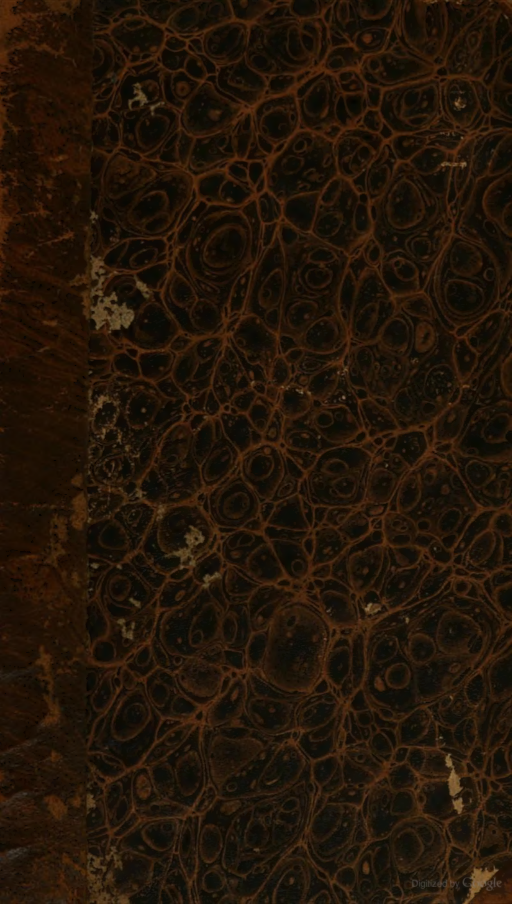
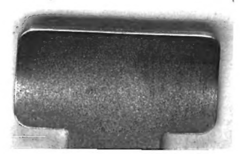




Geschichte
und
Erzählungen.



Neunter Band.

Danzig,
bey Daniel Ludwig Wedel.
1776.

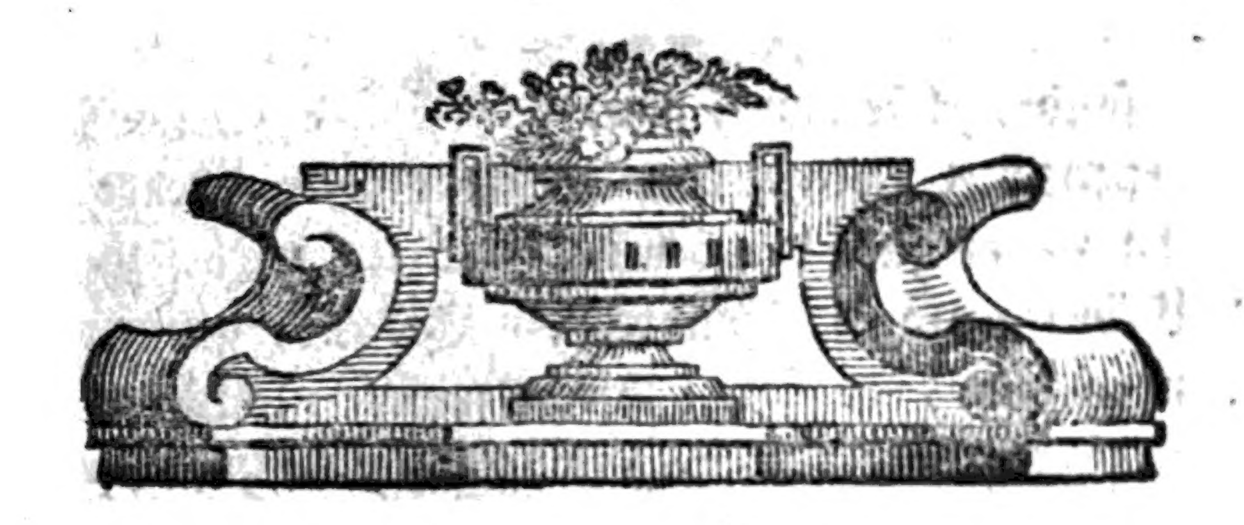


Inhalt
des neunten Bandes.

Innhalt.



I. Be-



I.

Beschreibung von nützlichen Manufacturen und Handwerkern.

(Zur Fortsetzung von Nr. VII. und XIV. des achten Bandes der Geschichte und Erzählungen.)

I.

Von Bereitung des Blechs. *)

Sehr lange sind die Deutschen, die einzige Nation in der Welt gewesen, die das Geheimniß wusten, die Zinn-Platten oder Bleche zu bereiten. Sie versorgten ganz Europa mit dieser Waare, und das

*) Aus dem Vniversal Magazin Vol. LIV. p. 17. sq.

das sonderlichste dabey war, daß sie ihr Zinn aus Kornwallis holten und es in großer Menge, wenn sie es zu Blech bereitet hatten, wieder zurück in England einführten. Bekannt genung war es zwar, daß diese Bleche weiter nichts waren, als mit einem dünnen Ueberzug von Zinn bedeckte Eisen-Platten: aber ein Geheimniß war es, auf was für Weise die Oberfläche der Eisen-Platten mit Zinn überzogen wurden. Man stellte aller Orten unzählige Versuche damit an, es wollte aber nirgends gelingen. Endlich unterzog sich der berühmte Herr Reaumür in Paris diesem Unternehmen, und brachte es glücklich zu Stande. Er verkleidete sich als ein schlechter Arbeiter und vermiethete sich in Deutschland in einer Blech-Manufactur für Taglöhner. Er war hie nicht lange, so kam er hinter das Geheimniß, und seinem unermüdeten Fleisse haben es andere Nationen, sonderlich aber die Engländer zu verdanken, daß diese nützliche Arbeit in großer Menge bey ihnen nunmehro verfertigt wird.

Die Eisen-Platten, die mit einem Zinn-Ueberzug bedeckt werden sollen, werden vermittelst des Hammers oder in Eisen-Hammern (Eisen-Mühlen) platt geschlagen, und darauf in viereckigte Stücken nach beliebiger Größe geschnitten, so daß einige größer andere kleiner sind, nachdem man sie haben will. Nicht alles Eisen ist zu dieser Arbeit tauglich, sondern nur das, das sich

ohne

ohne in Stücken zu springen, kalt hämmern läßt, kann in der Mühle zu der gehörigen Dünne und Ausdehnung geschlagen werden. Dieser Art Eisen wird erstlich zu viereckigten Blöcken von der Dicke eines Zolles geschlagen, darauf mit einem Hammer etwas flach geklopft, und denn zu der gehörigen Länge zerschnitten. Diese Platten legen die Arbeiter zusammen und machen daraus Bündel von vierzig Stücken; worauf jeder Bündel allein mit allen darin enthaltenen Stücken mit einem Hammer, der sechs bis siebenhundert Pfund wiegt, und den das Wasser treibet, geschlagen wird. Wenn auf diese Art die Blätter die gehörige Dicke bekommen haben, so müssen sie nunmehro bereitet werden, daß sie das Zinn annehmen; wozu nicht geringe Mühe und Genauigkeit gehört, denn wenn auf der Platte das geringste von Rost oder auch nur ein Stückgen Staub sitzen bleibt, so nimmt sie auf dieser Stelle kein Zinn an.

Die Platten könnten also auf die gewöhnliche Art polirt und blank gemacht werden, das würde aber zu kostbar fallen, daher muß man zu einem andern Mittel seine Zuflucht nehmen, welches darin besteht, daß die Platten in eine saure Feuchtigkeit getaucht werden. Es wird darin eine gute Anzahl Platten auf einmal gesteckt, und so lange darin gelassen, bis sie auf der Oberfläche davon angegriffen sind, da sie dann heraus-

 genom-

genommen und mit Sand gescheuert werden. Sie werden davon sehr rein und glatt. Auf diese Weise kann eine Frau in einer Stunde mehr Platten rein machen, als der erfahrenste Handwerksmann, nach der gewöhnlichen Art zu poliren, in vielen Tagen nicht könnte. Die Deutschen machen aus der sauren Lauge, die sie zu diesem Endzweck gebrauchen, ein großes Geheimniß; Herr Reaumür aber entdeckte, daß sie nichts anders war, als gemeines Wasser, das durch Roggen gesäuret und auf folgende Art bereitet wird. Wenn der Roggen zu einem groben Pulver gemahlen worden, so wird er mit einem gehörigen Maaß Wasser vermischt und man läßt beydes mit einander gähren. Dies giebt eine scharfe Lauge, die sich zu dem vorhabenden Endzweck vortreflich schickt. Sie wird in Tröge oder Küfen gegossen und die eiserne Platten werden Bündelweise hinein gelegt. Damit diese Lauge desto stärker angreiffe, so läßt man alles zusammen in warmen Kellern stehn, wo nur wenig Luft ist, und die man mit kleinen Kohlfeuren warm hält. Die Arbeitsleute gehn täglich ein bis zweymahl in diese Gewölber und wenden die Platten um, damit sie desto geschwinder angegriffen werden. Sind sie genung angefressen, so werden sie herausgenommen und an ihre Stelle andere in die Lauge gelegt. Je schärfer diese, und je wärmer die Gemächer sind, desto geschwinder werden die Platten angegriffen. Doch werden

zwey,

zwey, mehrentheils aber noch mehrere Tage da- zu erfordert.

Dieser Weise bedienten sich die Deutschen, wenn sie ihre Platten mit Zinn überziehen woll- ten. Herr Reaumür aber fand, daß dies Ver- fahren viel zu mühsam und die Hitze in den Ge- mächern so groß war, daß die Menschen sie nicht ausstehen konnten. Er schlug daher andere Wei- sen vor, die nicht so mühsam und doch nicht kost- barer waren. Sie wurden versucht und man fand, daß sie von eben so guter Würkung wa- ren, als die der Deutschen.

Er hatte wahrgenommen, daß die eisernen Platten mit einem dünnen Ueberzug einer son- derbaren Art von Rost überzogen waren, den sie im Feur angenommen hatten und den die saure Lauge nicht leicht auflösete. Er fiel also darauf, daß es vielleicht besser seyn würde die Platten verrosten zu lassen, um sie hernach desto leichter und geschwinder scheuren zu können, da sich alle- mal bey dem Rosten ein ziemlicher Grad von Gäh- rung findet, und die Theilchen des Rostes, die man auf der Oberfläche des Eisens findet, sicher- lich alles was ihnen im Wege ist, mit sich weg- nehmen möchten. Er stülpte also die Eisen- Platten in dreyerley Arten Lauge, von denen die eine ein blosses mit etwas Alaun geschwängertes Wasser, die andere gemeines Salz und Wasser,

die dritte Wasser und Salmiac-Saltz war. Andere Platten tauchte er blos in diese Laugen ein, zog sie gleich heraus und setzte sie an die Luft. Das Eisen rostete in allen diesen Laugen sehr geschwinde, am geschwindesten aber im Salmiac-Saltz. Zwey Tage darnach, während welcher Zeit er jede Platte zwey bis dreymal in diese Lauge hatte eintauchen lassen, ließ er sowohl diese Platten, als auch die anderen, die diese ganze Zeit über in der Lauge gelegen hatten, abscheuren; und als sie alle mit einander verglichen wurden, fand es sich, daß die erstern, die wechselsweise eingetaucht und dann wieder der Würkung der Luft ausgesetzt gewesen waren, weit reiner wurden als die anderen, die die ganze Zeit in der Lauge gelegen hatten. Die erstern wurden blos rostig, bey den letztern aber setzte der Rost Blasen, wodurch viel von der Oberfläche des Eisens verlohren ging. Diese Laugen nun waren schwach und wohlfeil, und thaten doch die Würkung der theuren und starken; doch fand Herr Reaumür nichts zu seiner Absicht dienlicher als den Weineßig, der, da er in Frankreich in großem Ueberfluß gemacht wird, sehr wohlfeil daselbst ist. In Eßig darf die Platte nur einmal eingetaucht, sogleich herausgenommen und an einen feuchten Ort gestellt werden, so rostet sie in acht und vierzig Stunden, und noch geschwinder erfolgt das, wenn die Platte drey bis viermal eingetaucht, oder zu dem Eßig etwas Salmiac-Saltz gethan wird, indem der

Eßig

Eßig sehr geschwinde das Eisen auflöset, das Salmiac-Saltz aber es geschwinder als kein anderes Saltz zum Rosten bringt. Doch muß dies mit Vorsicht geschehen, und die Platte nachmahls in kalt Wasser gesteckt werden, damit nichts vom Saltze an der Platte sitzen bleibe, sonst rostet sie auch, nach der Verzinnung.

Man hat verschiedene andere Mittel das Eisen zum Rosten zu bringen, z. B. wenn man es in einen feuchten Keller setzt, oder es in den Thau stellt, oder es einige mahle mit blossem Wasser oder auch mit Wasser, worin Salmiac-Saltz aufgelöset worden, besprengt, und an Orten, wo viel Feuersteine sind, thun es auch die vitriolischen Wasser, die von ihnen geschwängert sind. Dies Wasser wird mit geringen oder gar keinen Kosten bereitet, wenn man eine große Menge Feuersteine aufhäuft, sie in der Luft verwittern läßt, und alsdann aus dem Staube in gemeinem Wasser eine Lauge macht.

Man wird allemal finden, daß das Blech auf der einen Seite glänzender und glatter ist, als auf der andern; dies kommt daher, daß die Eisenplatten auf der einen Seite, wo der Hammer am mehresten gearbeitet hat, verschiedene Rauigkeiten an sich haben. Diese Rauhigkeiten sind es, die man gerne durch eine Lauge wegbringen möchte, und Herr Reaumür meynt, daß

zu dieser Absicht das Besprengen weit diensamer ist, als das Eintauchen des Eisens; denn da beym Eintauchen beyde Seiten der Stärke der Lauge gleichmäßig ausgesetzt sind, so muß die rauhe Seite davon beynahe ganz weggefressen werden, da die andere kaum zureichend angegriffen wird; auf diese Art geht viel Eisen verlohren, das durch blosses Besprengen oder Benetzen erspart wird.

Es sind noch zwey Stücke sorgfältig zu beobachten, ehe man die Platten mit Zinn überziehen kann. Das erste ist die Bearbeitung der Platten ehe man sie in eine Lauge steckt; hie bestehet die Vorsicht darin, daß man die Platten beständig wendet wenn sie geschlagen werden, so daß alle Stellen gleiche Schläge und gleiche Ausdehnung bekommen; und das andere, daß man sie in einen weichen Thon oder eine Färbers-Erde steckt, ehe man sie hitzt, damit sie sich nicht zusammenlöthen.

Man mag sich eines Mittels bedienen, wessen man will, die Platten zum Rosten zu bringen, so ist es allemal nothwendig sie, sobald als solches geschehen ist, mit Sand zu scheuren, und alsdann gleich wieder ins Wasser zu stecken, damit sie nicht von neuem rosten; und in diesem Wasser müssen sie bleiben, bis sie verzinnt, oder in der Handwerks-Sprache, gebleicht werden sollen. Auch aus dem Bleichen wird ein grosses

Geheim-

Geheimniß gemacht und Herr Reaumür erfuhr es erst nach vieler angewandten Mühe; das Verfahren ist folgendes:

Man schmelzt das Zinn oder bringt es zum Fluß in einem großen eisernen Ziegel, der gestaltet ist wie eine längliche Pyramide mit vier Seiten, von denen zwey einander entgegenstehende kleiner sind als die beyden anderen. Der Ziegel wird von unten heiß gemacht, indem er oben rund herum an dem Ofen fest verlöthet ist.

Der Ziegel ist allezeit tiefer als die Platten, die verzinnt werden sollen, und welche lang sind. Die Platten werden allezeit in grader oder senkrechter Richtung herabgelassen, und das Zinn muß sie ganz bedecken. Zu diesem Ende bereiten verschiedene Künstler von verschiedenem Gewerke Platten von mancherley Formen; Herr Reaumür aber ist mit keiner zufrieden. Die Deutschen bereiten die Eisen-Platten nicht weiter zur Annehmung des Zinns, als daß sie sie beständig bis auf diese Zeit im Wasser lassen, und wenn das Zinn im Tiegel geschmolzen ist, so gießen sie über solches zwey Zolle hoch eine Art von Unschlitt, durch welches die Eisen-Platten durch müssen, ehe sie an das geschmolzene Zinn kommen. Dieser Unschlitt dient zuerst dazu, daß das Zinn nicht brennen kann, denn wenn es ins Brennen gerathen sollte, so würde der Unschlitt es löschen, und

in den vorigen Zustand bringen. Die deutschen Bleicher sagen, dieses Unschlitt sey ein zusammengesetztes Wesen. Es ist würklich schwarz von Farbe. Herr Reaumür meynte, dies sey nur eine List um das Geheimniß zu verstecken, und in der That sey es nur mit Ruß oder dem Rauch aus den Schorsteinen gefärbt; er fand aber die Aussage in so weit richtig, daß gemeines unbereitetes Unschlitt nicht hinreichend war; denn er versuchte es auf mancherley Art, es fehlte aber allemal was daran, daß das Unternehmen nicht zuverläßig gelang. Es zeigte sich also, daß das ganze Geheimniß des Bleichens auf der Zubereitung dieses Unschlitts beruhete; und endlich entdeckte er, daß alles blos auf die erste Bratung oder Schmelzung des Unschlitts ankäme. Diese einfache Bearbeitung giebt ihm die Farbe, und setzt es in den Stand, daß es das Eisen zur Annehmung des Zinnes bereit macht, welches es auf eine bewundernswürdige Weise thut.

Das geschmolzene Zinn muß auch einen gewissen Grad Hitze haben, denn wenn es nicht heiß genung ist, so bleibt es nicht fest am Eisen; und ist es zu heiß, so bedeckt es das Eisen mit einem zu dünnen Ueberzug und die Bleche bekommen mehrerley Farben, z. B. roth, blau und Purpur und im ganzen fallen sie ins gelbliche. Diesem vorzubeugen und um zu wissen, welches der gehörige Grad der Hitze ist, werden anfänglich

lich nur kleine Stücke Eisen probirt, mehrentheils aber lehrt schon die lange Erfahrung allein die Arbeiter, wenn das Zinn das gehörige Maaß Hitze hat, und sie tauchen die Platten bey verschiedenen Graden der Hitze ein, nachdem sie den Platten einen dickeren oder dünneren Ueberzug geben wollen. Bisweilen bekommen die Platten einen doppelten Ueberzug, wenn sie sehr dick bedeckt seyn sollen. Dies geschicht, indem sie zum erstenmahl ins Zinn getaucht werden, wenn es sehr heiß ist; und das anderemal, wenn es nicht so heiß ist. Wenn die Platten einen zweyten Ueberzug bekommen sollen, so muß über das geschmolzene Bley frisches und unzubereitetes Unschlitt gegossen werden.

II.

Von Verfertigung des Siegel-Laks.*)

Das Siegel-Lack ist eigentlich ein Kitt, der aus verschiedenen Harzen, Gummi oder dergleichen Dingen verfertigt, und mit einer verlangten Farbe gefärbt wird. Dieser Kitt muß im Stande seyn die Nässe auszuhalten, sich schmelzen zu lassen, und wenn er kalt wird, wieder hart zu werden.

Es

*) Vniversal - Magazine 1774. Vol. LIV. p. 73. sq. 128. sq.

Es giebt zweyerley Arten von Siegel-Lack, eine ist hart und wird gebraucht zum Siegeln der Briefe und anderer Dinge von der Art, wo man nur ein dünnes Siegel anbringen kann; die andere ist weich, und heißt eigentlich Siegel-Wachs, und wird gebraucht zum Siegeln der Patente, Verordnungen, Diplome, öffentlichen Briefe und dergleichen Schriften.

Das harte Siegel-Lack kann von verschiedenen Farben gemacht werden, im Grunde aber ist alles einerley Stof, und die Farbe allein, die man zum Färben nimmt, macht den Unterschied. Was man zum Lackmachen braucht, ist das eigentliche so genannte Lack, nebst Harz und venedischen Terpentin, welches zusammen mit Benzoim wohlriechend gemacht wird. Bisweilen wird auch Rhodiser-Oel, Muskus, Zibeth und Ambra dazu genommen; doch geschiehet solches sehr selten.

Das eigentlich sogenannte Lack, oder Lacca, ist eine Substanz, die von einer eigenen Gattung von Ameisen in Ost-Indien gesammlet wird. Man findet die Baumzweige damit überzogen, und es ist eine bröcklichte Masse von dunkelrother Farbe. Diese wird zu kleinen Körnern gemacht und im Wasser von den rothmachenden Theilen geschieden, alsdann aber unter dem Nahmen von Lack-Saamen (seed-lac) in den Laden verkauft. Wenn diese Körner in siedendem Wasser geschmelzt und

und zu dünnen Platten gemacht worden, so bekommen sie den Nahmen von Muschel-Lack (shell-lac) und werden zur Verfertigung des Siegellacks gebraucht.

Harz ist bekannt genung, als daß es hie beschrieben werden dürfte, zum Siegel-Lack muß das weisseste Harz genommen werden.

Venedischer Terpentin ist von der Dicke des Honigs von klarer weißlichter oder blaßgelber Farbe und von brennendem, beissenden und bitteren Geschmack. Obgleich er den Nahmen des venedischen führt, so wird er doch in den Gebieten von Venedig nicht gowonnen, sondern das meiste davon kommt aus Neu-England.

Benzoim, der gebraucht wird, dem Siegellack einen angenehmen Geruch zu geben, ist ein wohlriechendes Gummi von einem in Ostindien sehr gemeinen Baum. Er schwitzt aus den Einschnitten hervor, die in die Rinde des Baums gemacht werden, und sieht dann aus wie ein dicker weisser Balsam. Wenn er so frisch gesammlet wird, sobald er die gehörige Dicke bekommen hat, so ist er von innen ganz weiß wie Mandeln; bleibt er aber länger am Baum sitzen, daß die Sonne oder Luft auf ihn wirkt, so wird er allmählig immer brauner, und zuletzt braunroth. Die Händler verkaufen nie den schönen weissen Benzoim allein, sondern mischen den guten

unter

unter den schlechten, damit eins das andere verkaufen helfe. Daher findet man unter den schönsten Laden-Benzoim Stücke von verschiedenen Farben, weissen, gelben, weiß-gelben, braungelben, braunen, braunrothen und grauen in einem Klumpen. Doch besitzen die Stücke alle einerley Kraft, und geben alle einen angenehmen Geruch, wenn sie warm gemacht werden.

Das beste Siegel-Lack wird auf folgende Art gemacht. Man nimmt zwölf Unzen von dem Muschel-Lack, das zu Pulver gestoßen ist; anderthalb Unzen vom weissesten Harz, eben so viel vom venedischen Terpentin; drey Unzen Zinnober und eine halbe Unze Benzoim. Dies wird über einem gelinden Feuer geschmolzen und wohl umgerührt bis die Zuthaten gut in einander gegangen sind, so daß aus dem geschmolzenen, Stangen gemacht werden können.

Wenn man die Stangen nicht sehr roth haben will, so darf man ohne der Güte des Lacks zu schaden, weniger Zinnober nehmen, da dies die theureste Zuthat ist; und wenn das Lack biegsamer und leicht in jede Gestalt soll zu bringen seyn, so kann das Harz weggelassen, und die Zuthat des Terpentins um drey Unzen vermehrt werden.

Es bedarf vieler Vorsicht, damit das Feur beym Schmelzen dieser Zuthaten nicht zu stark sey, und

und daß man sie vom Feur nehme, sobald als sie geschmolzen sind, sonst wird das Siegel-Lack immer bröcklicher je mehr man von den flüchtigen Theilen des Muschel-Lacks oder Terpentins über dem Feur wegdünsten läßt.

Zum schlechten Lack nimmt man sechs Unzen Harz, drey Unzen Muschel-Lack, zwey Unzen Röthel, eine Unze Zinnober, und eine halbe Unze Benzoim; zu noch schlechterm läßt man die beyden letzten Zuthaten und zum allerschlechtesten auch das Muschel-Lack weg. Zum schwarzen Lack nimmt man nur statt des Zinnobers zwey Unzen vom besten, zum feinen Pulver gemachten Elfenbein-Schwarz, und verfährt übrigens wie bey Verfertigung des besten rothen Lacks. Will man grünes machen, so setzt man in die Stelle des Zinnobers zwey Unzen von distillirten Grünspan oder Grünspan-Chrystallen; oder auch nur zu schlechterem Grün pulverisirten gemeinen Grünspan. Zum blauen nimmt man statt des Zinnobers drey Unzen wohl pulverisirten Mahlerblau (Smalt); zu Gold-Lack, nimmt man Goldglätte und so verschiedenerley Farben zu verschiedenem Lack, welches alles hie aufzuführen zu weitläuftig wäre.

Gemeiniglich macht man das Siegel-Lack zu Stangen, weil diese zum Siegeln am bequemsten sind; zu anderen Bedürfnissen aber, als zum Ueber-

Ueberziehen der Pfeiffen, macht man es auch zu Kugeln. Zu diesem Ende muß eine kupferne Platte oder ein Stück polirter Marmor bey der Hand seyn, worauf man das Lack rollen kann, und überdem noch ein Rollbret, das einen Ueberzug von Kupfer oder Block-Zinn hat. Der Marmor oder die Kupfer-Platte müssen fest gemacht und an drey Schuhe lang und zweye breit seyn; das Rollbret ist einen Schuh lang und acht bis zehn Zolle breit, und der Ueberzug schön polirt, er mag von Zinn oder von Kupfer seyn.

Wenn man diese Werkzeuge hat, so nimmt man etwas Lack aus dem Gefässe, darin es geschmelzt worden, sobald nur die Zuthaten durchaus gemischt sind, und thut es auf den Marmor oder das Kupferblech; hie zieht man es in die Länge und rollt es mit dem Rollbret bis es die Dicke hat, die die Stangen haben sollen. Itzt sind die Stangen noch lang und müssen polirt werden. Dieses geschicht, indem die Stangen zwischen eigentlich dazu gemachten Einschnitten gewisser kleinen Oefen über ein Kohlen-Feur umgedreht werden, bis die Oberfläche schmelzt, worauf sie in ein gewisses Pulver, welches das Polir-Pulver heißt, gesteckt, und darauf wieder in den Einschnitten umgedreht werden, bis die Oberfläche ganz fließend wird wie Wasser, da sie von der Hitze weggenommen werden und abkühlen.

So

So viel von dem Siegel-Lack, was das Siegel-Wachs anbetrifft, so wird es folgender Gestalt bereitet: Man nimmt ein Pfund Bienen-Wachs; drey Unzen Terpentine und eine Unze Baumöl. Dies thut man zusammen in ein kupfern Gefäs über dem Feur, rührt es beständig mit einem hölzernen Spatel um, und läßt es eine Weile kochen, da man es geschickt genung befindet, Rollen oder Kuchen zum Gebrauch daraus zu machen.

Will man dies Wachs roth, schwarz, grün, blau u. s. w. gefärbt haben, so nimmt man von den Zuthaten, die bey Färbung des Siegel-Lacks angezeigt sind, thut solche während des Kochens hinein und rührt alles wohl durch einander, bis die Farbe ganz in das Wachs eingedrungen ist. Rollen werden aus dem Siegelwachs ohne viele Mühe gemacht. Man gießt nur die geschmolzne Materie gleich ins kalte Wasser, da denn der Arbeitsmann, während daß sie noch warm ist, sie mit den Händen handthiert und ihr eine beliebige Gestalt giebt.

II.

Ein Lobgesang.

Von einem vornehmen Frauenzimmer.

Einem vornehmen (so viel wir wissen) noch itzt lebenden Frauenzimmer, war in der Jugend im Zorn ein Bund Schlüssel nach dem Kopf geworfen worden, das aber die Brust traf und daselbst an der linken Brust, ohnweit der Warze, zween harte Knoten erregeten, welche das Frauenzimmer fünf und zwanzig Jahre lang ohne alle Schmerzen trug. Erst nach Verlauf dieser Zeit fanden sich Schmerzen ein, welche immer heftiger wurden, endlich einen Aufbruch verursachten, und das Leben der Kranken in Gefahr setzten. Mit den äussersten Beschwerden und unter Gebrauch vieler vergeblichen Mittel erduldete sie diese Schmerzen acht Jahre lang, da sie sich endlich schriftlich an den berühmten General-Chirurgus in Berlin, Herrn Theden, wandte, der ihr eine Kur durch blosse Diät anrieth, allen Genuß des Fleisches, Bieres und Weins verbot, nur blosse Gartenfrüchte, Obst, Milch und Mehlspeisen erlaubte, zum Getränk eine etwas stark gezogene Ptisane aus Graswurzeln mit und ohne Milch verordnete, die verwundete Brust mit zerflossenem Myrrhenöl verbinden ließ und zu Zeiten ein Laxirmittel

mittel von Molken und der Pulpe von Tamarinden zu gebrauchen anrieth. Die vornehme Patientin hatte Muth genung sich über alle Reitze der Sinnlichkeit wegzusetzen, und diesen heilsamen aber schwer zu beobachtenden Räthen aufs getreueste zu folgen. Zu Anfange des 1766 Jahres erfolgte die glückliche Heilung durch diese Mittel, wiewohl die Warze und mehrere Theile der Brust zerfressen waren. Herr Theden hat selbst diese Krankheit und ihre Heilung genau beschrieben *) und setzet zum Beschluß der Beschreibung: „Selten wird ein Arzt, nach reichlicher „Belohnung seiner Mühwaltung, einen solchen „rührenden Dank, wie ich, einerndten. Nicht „oft wird es Patientinnen geben, die für die wiedererlangte Gesundheit so dankbar gegen Gott „geworden, wie diese erhabene Dame, deren „Seele so groß ist, als ihre Wissenschaften zu bewundern sind. Ich glaube meinen Lesern ein „nicht unangenehmes Geschenk zu machen, auch „meine Bemerkungen aufs vortheilhafteste zu beschliessen, wenn ich, auf erhaltene gnädige Erlaubniß, die Gedanken der erhabenen Verfasserin zur Erbauung mittheile.„

Da wir Ursache haben zu glauben, daß das Loblied dieses verehrungswürdigen Frauenzimmers

*) In seinen zu Berlin 1771 herausgegebenen: Neuen Anmerkungen und Erfahrungen zur Bereicherung der Wundarzneykunst und Medicin. 8vo.

mers in dem Buche, worin es steht, nur von Aerzten und Wundärzten dürfte gelesen werden: so nehmen wir uns die Freyheit es auch in diese unsere Sammlung einzurücken, damit es, wie es allerdings höchlich verdient, bekannter und auch von anderen Lesern gelesen werde. Wir haben das Zutrauen zu unseren Lesern, daß sie nicht unwillig darüber seyn werden, und zu dem berühmten und höchstverdienten Herrn General-Chirurgus Theden, daß er uns gerne erlauben werde uns diesmal das zuzueignen, was eigentlich ihm gehöret.

Denkmahl der sonderbaren Wohlthaten Gottes im Jahr 1765.

Lobe den Herrn meine Seele! Sein reiches Erbarmen hat das verflossene Jahr dir ewig denkwürdig gemacht. Erzähle rühmend, wie seine mächtige Hülfe mein sinkendes Leben aus furchtbaren Schlünden gezogen.

Zur Zeit, da die spielende Kindheit von mir wich, da Pflicht und Eitelkeit auftraten, jede sich zu meiner Führung anzubieten; — Lobe den Herrn, meine Seele, der mich von der Eitelkeit lenkte! — Zur Zeit, da die Knospen meines Busens anhuben, sich, zur Reife schwellend, zu entwickeln: in dieser Zeit traf mich unverschuldet ein eiserner Wurf aus der unvorsichtigen Hand des Zorns.

Er

Er traf mir die Mitte derjenigen Brust, nach welcher die Spitze des Herzens sich kehret. Tausend kleine Drüsen, künstliche Werkstätte jener wunderbaren Scheidung, die unsere Säfte so richtig absondert, wurden von seiner Gewalt in einander gequetscht; wie ein Stoß des wilden Orkans Dach, Boden und Wände eines freundlichen Landhauses in einander stürzt.

Die milde Nahrungssäfte fuhren erschrocken von den verwüsteten Eingängen der zarten Zellen zurück, und hörten auf, wohlthätige Zuflüsse dahin zu leiten. Hingegen flüchteten nach dem verlassenen Ort alle von den würksamen Lebenskräften verfolgte schädliche Partikeln; gleich Banditen, welche die Ruinen eines zerstöreten Schlosses zu ihrer Schanze brauchen. Sie verdichteten ihn nach und nach zum festen Klumpen und machten ihn zum Sitz ihrer heimtückischen Verschwörung wider mein Leben.

Der Wächter der Gesundheit, der warnende Schmerz, meldete nicht selten ihre gefährlichen Anschläge, aber Zufälle, die das Herz näher angingen, hatten meiner Aufmerksamkeit sich ganz bemächtiget. So wird bey dem Getümmel eines empörten Volkes die Stimme des Patrioten überhört, der den Verfall des Staats verkündigt.

Wärest du nicht unser Hüter, liebreicher Schöpfer! wer könnte so manchen Abgrund vorüber zur gesegneten Höhe des grauen Alters gelangen? Hieltest du nicht den Thon in deiner Hand, wie wenig Tage würde es dauren, bis er zerbräche. Lobe den Herrn meine Seele!

Die Rüstungen des Feindes in meinem Busen hatten das Viertel eines Jahrhunderts gewähret; sie waren fertig. Sein erster Anfall traf die feinen Röhren, die den süssen Trank läutern, den die Natur uns zur ersten Nahrung anweiset. Das zarte Geäder, das sie umgiebt, zersprengte von dem harten Angrif. Statt Milch, die den Unfruchtbaren versagt ist, ließ es mit bitterem Wehe eine geraume Zeit Blut tröpfeln.

Ich fragte Weise in der Kunst zu heilen: Weissaget dies seltsame Zeichen kein Unglück, und wie wird der Noth vorgebauet? Sie waren leidige Tröster, die mich Jahre hindurch mit unkräftigen Mitteln täuschten. Die Stunde des Herrn war noch nicht erschienen; ich kannte noch nicht den würdigen Mann, den er zum Werkzeuge seiner Hülfe bestimmte. Lobe den Herrn, meine Seele!

Jetzt erhob sich der feindselige Klumpe mit Stolz. Sein Druck spannete schon die angränzenden Muskeln des Arms. Seine geifernde

Bos-

Bosheit spie Eifer, und machte das Ansehn der leidenden Gegend wie das Ansehn eines Feldes, dessen Blüthen ein giftiger Mehlthau verdorret hat. Er drohete aus seiner Höhle zu brechen, und das Messer des Wundarztes zum Zweykampf aufzufordern. Der Schmerz schrie mit ungestümer Heftigkeit über Gefahr. In den Aussichten einer so fürchterlichen Zukunft erblickte ich die wiederkehrende Sonne des verflossenen Jahres. Aber ich harrete des Herrn, des allmächtigen *Heilandes* der Elenden. Jenes wandernde Volk der Verheissung mußte sich dort in der traurigen Wüste unter seine verordnete Zeichen und Paniere lagern: ich stellete hie das Gezelt meiner Stärke bey dem Panier der gläubigen Zuversicht.

So bereitet sich ein verurtheilter Unschuldiger zwar geduldig die Sterbebühne zu beschreiten, doch verläßt ihn nie eine geheime Hofnung, GOtt und die Zeit werde sein schwarzbewölktes Schicksal aufklären.

Damals war es, als die flüchtige Rosse meinen umstürzenden Wagen ohne Führer fortrissen. Der Stoß trieb meinen Arm durch die zertrümmerte Glasscheibe unter die Seitenwand des Wagens zwischen dem Leistenwerk und der Erde. Ihn schleifte der Lauf der Rosse jämmerlich fort; jeder von ihren unbändigen Schritten bedrohete mein Leben.

Nicht war es eigne Kraft, welche hier die schüchterne weibliche Seele weit über die Schrecken erhob, daß weder mein Herz klopfte noch mein Angesicht erblaßte; es war der freudige Geist aus der Höhe, der prophetisch zu meinem Geiste durch heilige Regungen sprach: ich sollte leben um die mächtige Hülfe des Herrn zu preisen.

Lobe den Herrn, meine Seele! sein gnädiger Schild deckte die verwundete Brust, daß Sturz und Fall sie nicht völlig zerschmetterten. Ueber den hart gefrornen Boden hatte seine väterliche Vorsorge dicke Decken von lockerem Schnee gespreitet, die dem belasteten geschleiften Arme nachgaben. Kein Stein, kein Anstoß, daran er sich hätte zerbrechen können, mußte ihn treffen.

Hebe dich gen Himmel, mein wunderbar geschützter Arm! meine gerettete rechte Hand, hebe dich dankbar gen Himmel, und schwöre: Der Herr soll mein Gott seyn, so lange ich Odem hole.

Nunmehr sprach die Barmherzigkeit des Herrn zu Weh und Leiden: Höret auf ein Leben zu mißhandeln, dessen ich so sichtbar mich angenommen. Sie sprach es und erweckte mir unter den erfahrnen Wundärtzten einen redlichen Helfer, des Segens werth, den sie aus ihrer ewigen Fülle auf seine Rathschläge schüttete. Er hieß mir, den Speisen, die wir durch Zerstöhrung

fühlen-

fühlender Kreaturen erlangen, und den verderblichen künstlichen Zurichtungen, welche die Gunst des Gaumens erschleichen — ähnliches Bild des gefallenden Schmeichlers, der das Herz vergiftet — gänzlich entsagen. Milch und Obst und Kräuter und Feldfrüchte, allesammt einfältige Speisen des ersten Weltalters, sollten mich nähren.

Jenem arabischen stachelichten Baum entfliessen balsamische Thränen, die zum Gummi *sich verdicken*. Von den hohen Weisen, die im Geiste den Stern aus Jakob erblickten, wurden sie köstlich genung geachtet, dem Herrn der Natur, nebst Gold und Weyrauch, überreichet zu werden. Eine leichte Bereitung verwandelt sie in ein gelindes Oel; der Schaden meines Busens ward damit verbunden.

Ferner ward die zuckerreiche Graswurzel, auf die Spur der zackigten Egge gesammlet, in der reinen Quelle gesäubert, an der Sonne, die eben das Haus des Steinbocks betrat, allmählich gedörret, und zum heilsamen Gebrauch zubereitet. Versüssende Ströme flossen in meine Adern, und übermannten die scharfen Säfte, die der Feind meines Lebens aus seiner Festung überall in mein Blut sandte.

Lobe den Herrn, meine Seele! Die Erde ist voll seiner Güte. Er ist nicht karg mit den Mitteln der Hülfe. Er brauchet nicht sie von den

Spitzen der Felsen, noch aus dem Grunde des Meeres, zu holen; hie sind sie unter unseren Füssen.

Lobe den Herrn, meine Seele! Er leget die herrlichsten Tugenden in das gemeinste Gewächse. Lerne hier, kein Werk seiner Hände zu übersehen. Erinnre dich, daß er nicht was groß und vor der Welt verachtet ist, erwähle; daß er das Geheimniß seiner Liebe, darin die Engel zu schauen gelüstet, niedrigen Fischern und Ungelehrten zu allererst vertraute. Denke nach, und freue dich mit heiligem Zittern.

Saget dem unwissenden Landmann, er solle die vortrefliche Wurzel ehrerbietig auflesen, und neben dem Weitzen auf den Boden schütten. Was untersteht er sich, sie schmählich, wie ein verworfenes Unkraut, auf seinem Acker zu verbrennen? —

Ich schelte Niemand; werden doch mehrentheils die edelsten Verdienste vom Tadel der witzigen Welt nicht gerechter behandelt, als hie die Quelle.

Bald sahe ich einen gnädigen Tag dem anderen folgen, und jede Morgenröthe Linderung thauen. Die getröstete Brust zog ihren Schmuck wieder an; wie ein Baum, dessen erste Blätter ein strenger Nachtfrost verwelkte, sich bey günstigen Lüften mit nachschiessendem frischen Laube

beklei-

bekleidet. Der wachsame Schmerz gab sich zur Ruhe; denn der geschwächte Feind war nicht mehr gefährlich. Sein halbes Eigenthum trennete sich von ihm, und zerging in gelinder Erweichung.

Der Herr siehet auf das Elend seiner Menschen; der Herr liebet das Leben; der Herr ist hülfreich. Lobe den Herrn, meine Seele!

Herr! noch ist das Werk nicht vollendet, noch ist der innre Kern der verräthrischen Sammlung vorhanden. Laß ihn zerschmelzen vor dem Einfluß deiner Güte, wie das Eis vor den heitern Frühlingsstrahlen schmelzet.

Oder soll er mir immerhin ein fühlbares Denkmal deiner Errettung und der Unsicherheit menschlicher Tage bleiben? Herr! du weissest, was mir nützt; ich weiß es nicht. Immerdar soll dich meine Seele loben.

Der Spötter höhnet den edlen Stolz des Frommen, der sich nicht zu unbeträchtlich hält, die Vorsorge des Höchsten besonders zu beschäftigen, der sich in seine Hand gezeichnet glaubt. Gehe hin, du Thor! gehe hin und lerne, was der Allwissende für unendliche Mengen des allerkleinsten Gewürmes mit Daseyn beschenkt hat, deren keines Bedürfniß er aus der Acht läßt. Dann wirst du nicht an seiner Hut zweifeln, über Geschöpfe, die seine Wahrheit erkennen.

Ewig

Ewig bestehen die Hütten derer, die auf den Fels des Herrn bauen, und in dem Geliebten ihm angenehm geworden sind. Lobe den Herrn, meine Seele.

III.

Die Pfingstlust, oder Geschichte Karl Marchmont's.

Aus dem Englischen.

Karl Marchmont war der jüngste Sohn eines Landedelmanns im Warwikschirischen, und stand in großer Gunst bey seiner Mutter-Bruder, Herrn Invoice, einem Kaufmann in London, der nach der Türkey handelte. Karls Eltern bestimmten ihn zu einer geschäftigen Lebensart, und thaten ihn frühzeitig in eine kleine Akademie in London, wo er verschiedenerley Wissenschaften lernte, die zur Vorbereitung dienen konnten, ihn zu den Geschäften auf dem Komptoir geschickt zu machen. Hierauf kam er zu seinem Oheim Invoice, wo sein Fleiß, seine Ehrlichkeit und sein bescheidenes Betragen, ihm die völlige Gewogenheit dieses seines nahen Verwandten und nunmehrigen Lehrherrn erwarben.

Zwey Jahre war hie der junge Mensch gewesen, hatte sich einen rühmlichen Nahmen erworben, und vielerley Kaufmanns-Geschäfte mit Beyfall ausrichten gelernt, als Tom Sprightly, ein Kaufmann in der Nachbarschaft, ihn bat, auf künftigem Pfingstfeste, mit ihm und anderen guten Freunden, sich eine Lustbarkeit zu Greenwich zu machen. Karl redete davon mit Herrn Invoice, der sich alle Mühe gab ihn von diesem Vorhaben abzureden. „Mein guter Junge," sagte er, „für mich ist es schon längst was sehr anstößiges, daß bey besondern Festen eigene Feyertage gefeyert werden, denn würklich entstehen daraus vielerley Uebel, ohne daß man absehen könnte, was für gutes dadurch gestiftet wird. Statt, Grundsätze der Sittlichkeit und Religion zu erregen, dient es blos zur Anreitzung für Ausschweiffende und Lasterhafte. Es ist was nachtheiliges für die menschliche Gesellschaft, indem dadurch in allen Ständen ein schändlicher Müssiggang veranlasset wird, und vielleicht sage ich nicht zu viel, wenn ich behaupte, daß im Ostern, Pfingsten und Weynachten mehr Ausschweifungen begangen werden, als sich durch alle Tugenden eines ganzen Jahres wieder gut machen lassen. Wenn du aber einmal deinen Kopf auf die dir angebotene Lustbarkeit gesetzt hast, so will ich dir deine Bitte nicht abschlagen. Ich habe dir meine Meynung gesagt, und wenn das Parlament dächte wie ich, so müßten alle Feyertage aus dem

Kalen-

Kalender heraus, weil nichts ärgerlicheres seyn kann, als eine eigene Zeit zur Beförderung des Umtreibens und der Irreligion auszusetzen, und nichts der Weisheit und Tugend mehr zuwider ist, als gewisse Tage zu heiligen, zum Nachtheil für den Geldbeutel und zum Verderb für das Hertz und den Verstand der jungen Leute beyderley Geschlechts."

Karl war itzt zum erstenmal mit seines Oheims Anmerkungen mißvergnügt, ob sie gleich einigen Eindruck auf ihn machten. Er hinterbrachte sie seinem neuen Freunde (Sprightly) der ihn über die Maaßen auslachte, daß er die strenge Lection, die er bekommen hatte, des Wiederholens einmal werth hielte, und schalt sie eine puritanische ungereimte Meynung eines einfältigen Mannes.

Karl durfte eben nicht stark zugeredet werden seiner Neigung zu folgen, die dahin gieng, einen Feyertag auf dem Lande in obgenanntem Dorfe sich zu erlustigen, wiewohl er nicht den Muth hatte seinem Oheim die Wahrheit zu sagen; er hatte sich bis itzt wegen seiner strengen Anhänglichkeit an die Wahrheit sogar einen gewissen Ruf gemacht; allein itzt wußte er keinen anderen Rath als den alten Herrn zu hintergehen, sich zu der verabredeten Gesellschaft zu gesellen, aber die Sache geheim zu halten.

Der erwartete Tag kam endlich an, und brachte ein herrliches Wetter mit, wie es Spazierende nur immer wünschen können, und wie es um diese Jahreszeit am angenehmsten ist. Es war klar, aber doch so anmuthig gewölkt, daß die Sonnen-Hitze dadurch gedämpft, und das Spazieren vollkommen ergötzlich wurde. Karl stand des Morgens sehr frühe auf und sagte den Leuten im Hause, er hätte Geschäfte, und gienge auf ein Schif, das aus der Levante für seinen Herrn angekommen wäre, begab sich aber grades Weges zum Sprightly, wo er zween andere junge Leute, von den verdorbensten in London, fand, mit denen er in Gesellschaft sich nach dem angenehmen Park begab, der den Nahmen von Greenwich hat. Hie geselleten sie sich einmüthig zu der lustigen Bande, die sich schon da befand, und nahmen an allen Ergötzlichkeiten des Platzes Antheil.

Ein Mädchen von ungefehr sechszehn Jahren, von ungemein reitzender Gestalt, und weit gefälliger gekleidet als die übrigen Feyertags-Gäste, zog mit einmal alle Aufmerksamkeit unseres jungen Kaufgesellen an sich. Er erkundigte sich nach ihrem Nahmen und erfuhr, daß sie die einzige Tochter der Frau Hastings, einer berühmten Putzhändlerin in London, war. Es währte nicht lange, so hatte Sprightly, nach seiner gewohnten Zudränglichkeit, mit diesem jungen

Frauen-

Frauenzimmer Bekanntschaft gemacht. Sie hatte noch zwo andere Frauenzimmer zur Gesellschaft bey sich, und Sprightly that den Vorschlag, daß er mit seinen Freunden und die Damen zusammentreten, das Mittagsmahl an Einer Tafel einnehmen, und Eine vergnügte Gesellschaft ausmachen sollten. Der Vorschlag ward mit vielem Vergnügen angenommen, und Karl Marchmont ward durch die Annehmlichkeit der Miß Hastings, die vielerley Liebeslieder auf die bezauberndeste Art zu singen wußte, so eingenommen, daß die Stunden unvermerkt vorbeyflossen, und die Glocke eilfe schlug, ehe ein Mensch daran dachte, nach der Stadt zurück zu fahren. Es kostete viele Mühe ehe ein Fuhrwerk zu erhalten war, diese lustige Gesellschaft nach London zu führen; und es liesse sich schwerlich beschreiben, in was für Verwirrung Marchmont gerieth, als er gewahr ward, daß es beynahe Ein Uhr in der Nacht war, da sie die Damen vor dem Hause der Frau Hastings absetzten. Er war nie so spät nach Hause gekommen, und fing nunmehro an in nachdrücklichen Worten über seinen Zustand gegen den Sprightly und seine Gefährten zu klagen, die aber in ein lautes Gelächter ausplatzten und sich Mühe gaben, ihn zu überzeugen, wie ungereimt es wäre, den alten Narren eine so sclavische Unterthänigkeit zu beweisen. Ihre spöttische Anmerkungen trugen etwas bey, seine Ehrerbietung gegen Herrn Invoice zu verringern, und

sie

sie wurden eins, sich in ein Weinhaus zu begeben, wo sie so lange auf ihrer schönen Gesellschafterinnen Gesundheit einschenkten, bis sie darüber des Aufhörens vergassen; und es war nunmehro nicht genung, daß unser junge Mensch heute zum erstenmal gelogen, und unordentlich gelebt hatte, sondern er fügte itzt auch noch das Laster der Trunkenheit hinzu.

Der folgende Morgen brachte viele ernstliche Betrachtungen mit; Kopfschmerzen und ein schwermüthiges Herz, die untrennbaren Nachfolger einer Schwelgerey, vergrösserten den Kummer über die Thorheit, die er begangen hatte. Von Scham und Betrübniß durchdrungen stand er eher noch auf als seine Gefährten, und schlich in seines Oheims Haus, sobald die Thüren nur aufgiengen. Der alte Herr, der äusserst bekümmert gewesen war, weil er befürchtet hatte, es wäre ihm ein Unglück widerfahren, hörte die Erzählung an, die Karl ihm machte und mit vielerley Lügen verbrämte, gab ihm aber doch einen gelinden Verweiß wegen seines unverantwortlichen Verfahrens, und bemühete sich ihm zu zeigen, wie gegründet nun seine Anmerkungen wären, über die Folgen von dem, was man nennte, sich eine Fest-Lust machen.

Auf die ersten Abweichungen von der Tugend folgen gemeiniglich grössere Uebertretungen.

Marchmont war in böse Gesellschaft gerathen, in die man weit eher hinein- als wieder heraus- kommen kann; er hatte eine Zuneigung zu einem Mädchen bekommen, mit dessen Character er ganz unbekannt war; und ein solcher Umstand ist in der That für die unbedachtsame Jugend von gefährlicheren Folgen als viele andere. Er verschafte sich in wenigen Tagen Gelegenheit, seinen Freund Sprightly zu besuchen, der ihm erzählte, er wäre bey dem jungen Frauenzimmer gewesen; man hätte Abrede genommen, künftigen Sonntag nach Richmond zu fahren, und Miß Hastings bäte sehr, er (Marchmont) möchte mit Gesellschaft machen. Marchmont empfand die angenehmste Bewegung seines Herzens, als er diesen Nahmen nennen hörte, und nahm die freundliche Einladung mit vielem Vergnügen an. Die Spazierfahrt nach Richmond war so wie die nach Greenwich mit vieler Ergötzlichkeit und Vergnügen begleitet, und Marchmont nahm die Gelegenheit wahr, der Miß Hastings seine Liebe zu erklären. Sie nahm seine Erklärung mit vieler Gesprächigkeit an. Er bezahlte indessen aus Artigkeit die Rechnung des Wirths, die sich ziemlich hoch belief, und bey ähnlichen Gelegenheiten bezahlte er ebenfalls, was diese seine gute Freunde und Freundinnen verzehrt hatten, dagegen diese ihn hinterrücks tapfer auslachten, daß er sich so herrlich äffen liesse.

Invoice sahe mit vielem Leidwesen, auf was für unglückliche Wege sein Neffe gerathen war; er keifte deswegen sehr oft mit ihm auf die gelindeste Art; es war aber alles vergebens. Er gab itzt gar nichts auf die Geschäfte, die sein Dienst von ihm forderte, sondern lebte dagegen in beständiger Zerstreuung und Müßiggange. In seinen nüchternen Augenblicken nahm er sich bisweilen ernstlich vor, sich zu bessern, allein seine üble Gewohnheiten waren schon zu tief eingewurzelt, als daß er ihrer so bald hätte los werden können, und seine guten Entschliessungen wurden beständig durch die falschen Vernünfteleyen des Sprightly wieder vernichtet, der in seinem Umgange seine Rechnung fand. Sein unordentliches Wesen hatte ihn zu einer Menge kleiner Schulden veranlasset, die von dem, was ihm sein Vater gab, ob dies gleich allerdings was ansehnliches war, nicht bezahlt werden konnten. Diese Umstände konnten in der Länge seinem Oheim nicht verborgen bleiben, der würklich zitterte, wenn er an das Schicksal seines Neffen dachte, den er endlich in sein Geheim-Zimmer rief, und mit mehr Hitze und Nachdruck, als er sonst gethan hatte, ihm sein unbilliges Verfahren vorstellte. Marchmont bekannte sein Vergehen und versprach sich zu bessern. Allein der alte Mann war schon so oft hintergangen worden, daß er auf alle seine schönen Worte nicht das geringste Vertrauen setzte. „Gib mir eine Rechnung von

deinen Schulden Karl," sagte der gute Mann, „sie sollen bezahlt werden; aber die Zeit ist da, daß wir uns scheiden müssen. Ich habe lange über deine verderbte Aufführung Klage geführt, und muß nun darauf dringen, daß du dich zu deinem Vater verfügest. Die Gesellschaften, die du hier in der Stadt hast, werden dich zu Grunde richten, und es ist schlechterdings nothwendig, daß du je eher, je lieber hie wegkommst."

Die Entschlossenheit, mit der Herr Invoice diese Worte aussprach, liessen Karln gar nicht zweifeln, daß er festen Sinnes sey, das würklich zu thun, was er gesagt hatte. Eine Verweisung aus London war eine Sache, die ihm am wenigsten willkommen war, und der Gedanke, daß er sich von Miß Hastins trennen sollte, ihm unausstehlich. Das Mädchen hatte, ohne seiner Achtung werth zu seyn, sein ganzes Herz im Besitz genommen, und sie würden ohne Zweifel sogleich seyn ehelich zusammen gegeben worden, wenn nicht des Mädchens Mutter, die ungemein schlau war, die Entdeckung gemacht hätte, daß Marchmont nur ein jüngerer Sohn war, folglich nichts zu erwarten hatte, als was sein gütiger Oheim ihm vermachen möchte. Nicht lange darnach kam der alte Herr Marchmont nach der Stadt, der ein sehr hitziger Mann war, daher Herr Invoice es für nothwendig ansahe, die Ursache, warum er seinen Sohn nicht länger bey

sich

sich behalten wollte, ihm auf die behutsamste Art vorzustellen. Der alte Marchmont hörte sehr ungerne, wie schlecht sich sein Sohn aufführte, „indessen“ — sagte er „ich werde ihn schon leh„ren seine Geschäfte ordentlich treiben.“ Sein Entschluß war, ihn auf ein Paar Jahre wegzuschicken, weil London der Ort nicht mehr war, wo er sich ohne Gefahr aufhalten konnte. Herr Invoice mißbilligte den Anschlag nicht, und da er selbst einen Freund in Boston hatte, den er als *einen ungemein* liebenswürdigen Mann kannte, so hofte er, wenn der junge Mensch dorthin geschickt würde, daß er sich vielleicht könnte bessern lernen, da die unschuldigeren Sitten der Einwohner dieser Niederlassung, ihm eine grosse Ermunterung dazu geben würden.

In wenigen Wochen war der gute Junker mit allem versehen, was er zu seiner Reise und Bequemlichkeit nöthig hatte. Er wendete diese kurze Zeit seines Bleibens noch an, jeden Augenblick, den er seinem Vater abstehlen konnte, bey seinem geliebten Mädchen zuzubringen, das ihm eine ewige Treue gelobete und fleißig mit ihm Briefe zu wechseln versprach. Ein Paar Tage zuvor als das Schif absegeln sollte, beschenkte ihn Herr Invoice, zum Beschluß einer sehr nachdrücklichen Ermahnung zu einer guten Aufführung, mit einer Bank-Note von 100 Pfund Sterl. und gab ihm die theureste Versicherung,

daß er nichts an ihm wollte ermangeln lassen, wenn er eine andere Lebensart, als die er bisher geführt hatte, annehmen wollte. Karl nahm seines Oheims Geschenke, wie es schien, mit vieler Erkenntlichkeit an, und verwendete einen Theil davon auf eine schöne goldene Uhr und einen Demant-Ring, womit er der Miß Hastings, zum Unterpfand seiner Liebe, ein Geschenk machte. Als der Tag seiner Abreise ankam, begleiteten ihn sein Vater und Oheim bis Deal, wo er sich an Bord einer schönen neuen englischen Brigantine einschifte, und in wenigen Stunden, da ein günstiger Wind aufstieg, die großbrittanischen Ufer aus dem Gesichte verlohr.

Auf seiner Ueberfahrt nach Boston trug sich nichts merkwürdiges zu; es ist genung anzumerken, daß er während der Reise, seine Zeit mit Lesung der moralischen Bücher zubrachte, die ihm Herr Invoice empfohlen hatte, und den ernstlichsten Vorsatz faßte, alles zu thun, was in seinen Kräften stand, um sich bey seinen Freunden wieder in Hochachtung zu setzen.

Nach einer angenehmen Fahrt von etwas mehr als drey Wochen, legte das Schif in der Massachusett's Bay vor Anker, und der junge Mensch ward mit grosser Gastfreundschaft von seines Oheims Freunde empfangen, der Barter hieß, und zufolge der dringendesten Empfehlungs-

Schrei-

Schreiben, die er seinetwegen vorläufig bekommen, alles zu seinem Empfange bereit gemacht hatte. Die Sitten der Einwohner in Boston, kamen gar nicht mit denen überein, die unser junger Reisender an seinen jungen gedankenlosen Freunden in London zu sehen gewohnt war. Da sein Herz von Natur gut, und er hie keinen Versuchungen ausgesetzt war, so erweckte er in kurzem bey Herrn Barter die angenehme Hofnung einer vollkommenen Besserung, wozu allerdings sehr vieles die Bekanntschaft beytrug, die er mit einem jungen Frauenzimmer machte, welches von ihrem Vater unter der Vormundschaft des Herrn Barters war hinterlassen worden. Sie war aus Philadelphia gebürtig, und in der Quäkerey, der ihre Eltern zugethan gewesen, erzogen worden. Um die Zeit, da unser Reisender zu Herrn Barter ins Haus kam, war sie ungefehr dreyzehn Jahre alt, und besaß nebst einem sanften Gesicht und einem schönen Wuchs, ein ungemein gütiges Herz. Er brachte alle seine müßigen Stunden in der Gesellschaft dieses angenehmen Mädchens zu, welches er mit brüderlicher Zuneigung liebte, es mit grossem Fleisse unterrichtete, und mit den schönsten Stellen aus englischen und französischen Schriftstellern bekannt machte. Er führte während seines Auffenthalts in Amerika einen beständigen Briefwechsel mit Miß Hastings, deren Briefe sehr lebhaft und voll wiederholter Versicherungen einer ewigen Liebe waren; und die Briefe, die

er von seinem Vater und Oheim bekam, enthielten Versprechungen, daß sie es ihm reichlich vergüten würden, wenn er auf dem rühmlichen Wege beharrete, den er, wie sie aus Herrn Barters Schreiben ersehen hatten, einzuschlagen entschlossen war.

Nachdem er drey Jahre aus seinem Vaterlande gewesen, unterbrach die Nachricht von seines Vaters Absterben seine Glückseligkeit in hohem Maaße. Herr Invoice bezeigte ihm über diesen schmerzlichen Zufall sein zärtliches Beyleid, und lud ihn, da er von der Aufrichtigkeit seiner Besserung überzeugt war, in den dringendesten Ausdrücken zur Zurückkunft nach London ein. Die Vorstellung, daß er seiner Sehnsucht sein Vaterland wieder zu sehen, die bey den mehresten jungen Leuten sehr lebhaft ist, Genüge thun würde, linderte gewissermaßen etwas seine Traurigkeit über den Verlust seines Vaters. Er sagte dem Herrn Barter von seines Oheims Verlangen, und dieser war nicht nur zu des jungen Menschen äusserstem Vergnügen, mit dem Vorschlage zufrieden, sondern meldete ihm auch, daß er selbst entschlossen sey, ihn auf seiner Reise nach England zu begleiten, da er nicht nur Geschäfte da hätte, die er gerne zur Richtigkeit bringen wollte, sondern auch seiner Hochachtung für das Andenken seines verstorbenen Freundes, dessen Tochter er bey sich hatte, ihn bewegte, dies sein Mündel

nach



nach Europa zu bringen, um ihr eine feine Lebensart zu zeigen. Sechs Wochen nachher, als Herr Barter die Geschäfte seines Hauses in gehörige Ordnung gebracht hatte, schloß er mit dem Hauptmann eines Schiffes, das nach Bristol segeln wollte, einen Vertrag über seine Reise mit dem jungen Marchmont und seiner Pflegetochter Miß Melvil. Die Hofnung diese glückliche Insel zu sehen, die schon so lange wegen ihres Reichthums und ihrer Freyheit berühmt ist, machte die ganze Reise-Gesellschaft innigst vergnügt. Sie hatten den längsten Weg auf dem grossen Weltmeere zurückgelegt, und während der ganzen Fahrt das schönste Wetter gehabt, als sich unvermuthet ein heftiger Sturm erhub, der einige Tage anhielt, und ihnen den Vordermast wegnahm. In diesem traurigen Zustande schiften sie noch eine ganze Woche lang, da das Schif bey einem starken Windstoß in der Nacht, plötzlich auf einen Felsen getrieben wurde. Bey der Verwirrung, die darüber unter dem Schifsvolk entstand, kam Herr Barter und dessen Reisegefährten auf das Verdeck gelauffen. Hie entstanden nun Auftritte, die sich schwerlich beschreiben lassen. Das Schif empfing einige Augenblicke darnach einen zweyten Stoß, wodurch der Schifs-Boden beschädigt wurde; und während der Zeit, daß die Leute eileten das Boot hinabzulassen, ging das Schif zu Trümmern.

Als der junge Marchmont zuerst ins Meer fiel, war er gewissermaßen betäubt und ohne Empfindung; in kurzem aber erholte er sich etwas, und arbeitete um sich zu retten, indem er ein trefflicher Schwimmer war. Die Silberstrahlen des Mondes zitterten schwächlich auf den Wellen; statt aber ihm zur Erleichterung und Hülfe zu dienen, vergrößerten sie nur das Schreckhafte seines Zustandes. Unter den Körpern, die um ihn herum schwammen, konnte er deutlich ein Frauenzimmer unterscheiden, und erkannte, daß es seine schöne Schülerin war. Er gab sich alle mögliche Mühe ihr näher zu kommen, es war aber vergebens. Er hörte ihr Schreyen, aber die Wellen erhoben sich zwischen ihnen, und führeten sie weit von einander weg. Er hatte eine ziemliche Zeit im Meere zugebracht, und seine Kräfte waren fast ganz erschöpfet, als er auf eine Sandbank geworfen wurde, von der ihn der heftige Sturm in kurzem mit einer Welle an den Strand warf. Der Tag brach itzt an, und das erste, was er that, war ein Dankgebet zu dem Allmächtigen für seine Erhaltung. Er übersahe den furchtbaren Schauplatz, von dem er eben entronnen war, mit einer innerlichen Erschütterung, und bey der Erblickung einiger Leichname, die nicht ferne von ihm an die Felsen geworfen wurden, konnte er sich der Thränen nicht enthalten. Er wanderte lange an dem Seestrande, ehe er einigen Bauren begegnete, die ihn berichteten,

daß

daß er sich an der westlichen Küste von Irrland, ohnweit der Stadt Donegal befände. Sie nahmen ihn mit sich in eine ihrer kleinen Hütten, und gaben ihm trockne Kleider und einige Erfrischungen. Nachdem er sich von der Beschwerlichkeit etwas erholt hatte, kehrte er nach dem Strande zurück, wo er das Landvolk mit Plünderung des Theiles der Ladung, das an den Strand war geworfen worden, beschäftiget fand. Bey niedriger Ebbe entdeckte er den Leichnam des Schifs-*Hauptmanns* und zweener Matrosen, die er unter Beyhülfe der gastfreundlichen Einwohner, mit frommen Händen, unter der grünen Oberfläche eines Feldes in der Nähe begrub. Es war nach der schärfesten Nachsuchung nicht möglich zu ergründen, ob eine einzige Seele von denen, die im Schiffe gewesen, ausser ihm, war gerettet worden. Ein Paar Guineen, die er in seiner Tasche fand, setzten ihn in Stand nach Dublin zu reisen, von wannen er seinem Oheim das Unglück meldete, das ihm begegnet war. Sobald dieser die Nachricht gelesen hatte, schickte er ihm einen Wechsel, mit dem er die Reisekosten nach London mehr als bezahlen konnte; und zehn Tage darnach, langte unser Wandersmann in dieser Stadt an.

Herr Invoice empfing seinen Neffen mit den wärmsten Empfindungen. Er sagte, er hätte nur einerley von ihm zu bitten, dies nehmlich,

daß

daß er unter keinerley Vorwand seinen Umgang mit Miß Hastings wieder anfangen möchte, die, wie der alte Mann versicherte, ein schlechtes Mädchen wäre; beobachtete er dies heilig, so könne er sich auf seine (des Herrn Invoice) Gewogenheit sicher verlassen. Der junge Mensch seufzete über diese vorläufige Bedingung, versprach aber, sich so aufzuführen, daß sein Oheim keine Ursache zu klagen haben sollte. Wenige Tage darnach bekam er ein Handbriefgen von seiner Hastings, die es ihm aufs rührendeste verwieß, daß er an sie nicht dächte, und ihn dringend bat, sie zu besuchen. Er konnte sich nicht überwinden die Einladung auszuschlagen, sondern flog auf Flügeln der Liebe nach ihrer Wohnung. Sie ward fast ohnmächtig bey seinem Anblick, und erzählte ihm nach kurzer Erholung unter einer Fluth von Thränen, daß ihre Mutter vor ein Paar Wochen bankrut geworden, daß sie itzt beyde in der äussersten Dürftigkeit und von allen ihren Bekannten verlassen wären, ausser seinem alten Freunde Sprightly, der auf die großmüthigste Art gegen sie verfahren hätte. In eben dem Augenblick trat dieser alte Bekannte ins Zimmer, und Marchmont umarmte ihn mit der herzlichsten Freundschaft. Es folgte hierauf eine sehr vertraute Unterredung, in welcher Sprightly sehr frey und nachtheilig von dem alten Invoice sprach. Er gab dem jungen Marchmont die sichere Nachricht, daß sein Vater vor seinem Tode zwey tausend

send Pfund Sterl. dem alten Invoice anvertrauet habe, damit er sie ihm (dem jungen Marchmont) geben sollte; daß dieser sein Oheim alles mögliche gethan hätte, damit Miß Hastings an ihn nach Amerika nicht schreiben möchte; und daß er auf die schändlichste Weise gesucht, dies Frauenzimmer zur Unzucht zu verführen. Der junge Mensch erstaunte über alle diese Nachrichten, Sprightly drang aber darauf, für itzt noch gegen den alten Invoice davon zu schweigen. Dies that zwar Marchmont als er wieder nach Hause kam, konnte sich doch aber eines heimlichen Grolls gegen seinen Oheim nicht erwehren. Es war ihm nun sehr leicht einzusehen, warum ihm dieser verbot, seine geliebte Schöne nicht zu besuchen; daß selbiger ihm aber das Geld nicht gab, das ihm sein Vater, für ihn anvertrauet hatte, das dünkte ihm eine unverantwortliche Vergehung zu seyn. Er war itzt ohne Unterlaß mit Miß Hastings, Sprightly und den übrigen Gesellen, die ihn vor diesem zu Grunde gerichtet hatten, in Gesellschaft. Diese hetzten ihn itzt ohne Aufhören gegen seinen Oheim an; dagegen dieser, da er wahrnahm, daß sein Neffe abermals auf die vorigen Irrwege gerathen war, ihm sehr ernstliche Vorstellungen wegen seiner Aufführung that. Der junge Mensch gerieth über solche Ermahnung in solche Hitze, daß er ihm mit bitteren Ausdrücken antwortete, und der Ausgang des Zwi-

stes

stes war, daß er in Zorn und Eilfertigkeit aus seines Oheims Hause lief.

Nach diesem Vorfall that er nichts ohne den Sprightly und Miß Hastings zu Rath zu ziehen, welche ihn gänzlich unter ihrer Leitung hielten. Seine Ausschweifungen brachten ihn in kurzer Zeit dahin, daß er nicht einen Pfennig hatte, und als er an Herrn Invoice einen Brief schrieb, und ihn bat, daß er ihm von den zweytausend Pfund, die ihm sein Vater in Verwahrung gegeben hätte, etwas schicken sollte, schrieb ihm dieser zur Antwort, „daß er keinen Schilling bekommen „würde, sondern wo er sich nicht besserte, sollte „die Summe, nach der Verordnung des alten „Marchmonts unter dessen übrige Kinder vertheilt „werden.“ In dieser Dürftigkeit bis an die Ohren versunken, hatte er einige Wochen gesteckt, als einen Abend Sprightly zu ihm kam, und ihm die Nachricht brachte, daß Miß Hastins wegen einer ansehnlichen Summe, die sie für ihre Mutter zu bezahlen sich anheischig gemacht, wäre in Verhaft genommen worden. Er gerieth hierüber in äusserste Bestürzung, lief an den Ort hin, beklagte mit bitterer Betrübniß sowohl das Unglück seiner Geliebten, als auch die Härte seines Oheims gegen ihn. Er machte allerley Entwürfe zur Befreyung der Miß, erkannte aber daß sie alle thöricht wären, weil es ihm sowohl an Geld als an Freunden fehlte.

„Ey!

„Ey! in aller Welt" — sagte endlich Sprightly — laß uns nicht mehr Schlösser in die Luft bauen, ich habe nur den Augenblick mit Scrible gesprochen; du weißt daß er Schreiber bey dem Procurator Subtle ist. Er hat mir zuverläßig versichert, daß dein Oheim aufs Land gefahren ist, ein Mädchen zu heyrathen, deren Abkunft kein Mensch weiß; und ehe er abgereiset ist, hat ihm Subtle sein Testament schreiben müssen, worin er dir nichts als einen Schilling vermacht hat; thue dem alten Schurken einen Possen, laß dir selbst Gerechtigkeit wiederfahren, und laß er dir das Geld bezahlen, darum er dich betrogen hat." — „Wie soll ich das machen?" antwortete Marchmont hitzig. — „Wie!" erwiederte Sprightly — „wie! gehe in sein Haus! seine Leute werden dir den Eintritt nicht verwehren; sprich zu ihnen, daß es dir leid thut deinen Oheim beleidigt zu haben, und daß du gekommen bist, wieder bey ihm zu wohnen." — „Und was denn weiter?" versetzte Marchmont — „Psah!" — fuhr sein vermeinter Freund fort — „Verstehst du denn noch nicht? Brich ihm sein Schreibepult auf, mache dich bezahlt, und laß dem alten Narren eine Quittung über die volle Summe!

Die Widerwärtigkeiten, die der junge Mensch in den letzten Wochen ausgestanden, hatten ihn so niedergeschlagen, und die Gesellschaft, in der

er

er gelebt, hatte sein Herz so verdorben, daß er, der zu anderer Zeit den Rathgeber eines solchen liederlichen Anschlags mit den Füssen würde von sich gestossen haben, itzt diesen Rath ohne Anschein einer Mißbilligung annahm; und da Miß Hastings erklärte, daß der Amts-Bediente sie den folgenden Tag in den Schuld-Kerker werfen würde, wo sie nicht das Geld erlegte, und daß sie den Anschlag, den Sprightly gegeben hatte, für gut und thunlich hielte, so faßte er den Entschluß, noch diese Nacht das Unternehmen ins Werk zu richten. Er verfügte sich also nach seines Oheims Hause, wo die Bedienten ihn mit Vergnügen aufnahmen, und die Nachricht des Sprightly bestätigten, daß Herr Invoice aufs Land gefahren wäre, ein junges Frauenzimmer zu empfangen, für die er, wie sie bemerkt zu haben meinten, eine grosse Hochachtung hatte.

Marchmont bezog sein altes Zimmer, wo er sonst gewohnt hatte, und stand in der Nacht um Ein Uhr auf, sein verzweifeltes Vorhaben auszuführen. Er schlich sich sachte die Treppe herab und unter Furcht und Zittern nach dem Komptoir, wo er seines Oheims Schreibpult erbrach, und eine roth lederne Brief-Tasche ergriff, worin Herr Invoice seine Banknoten und andere wichtige Schriften zu haben pflegte; diese steckte er hastig in den Busen, und eilte damit nach seinem Zimmer zurück, zu untersuchen, was er darin

finden

finden würde. Das erste, was ihm in die Hände fiel, und in nicht geringe Bestürzung setzte, war ein Brief, den sein Vater auf seinem Sterbe-Bette geschrieben hatte, und aus dem er sahe, daß Sprightly ihm wegen der 2000 Pf. Wind vorgemacht hatte; denn hie schrieb der Sterbende ausdrücklich, daß dies Geld dem Geschwister des Karls sollte gegeben werden, woferne dieser nicht allen Verkehr mit Miß Hastings aufhöbe, und sich der guten Neigung seines Oheims werth bewiese. Bey Lesung dieses Briefes verließ ihn sein Muth; wie viel mehr aber erstaunte er nicht, als er in dem nächsten Papier, das er aus einander schlug, seines Oheims Testament fand, worin der rechtschaffene Mann ihn zum einigen Erben seines ganzen Vermögens einsetzte, unter ernstlicher Bitte, daß er sein Leben bessern möchte. — Seine Kräfte waren nicht zureichend diese unerwartete Gütigkeit zu ertragen. Er konnte nur ausrufen: „Gerechter Himmel, was für ein „Mann!" — und fiel Empfindungslos zu Boden. Als er sich von diesem Anfall, der durch Beschämung und Bestürzung verursacht worden, etwas erholt hatte, sahe er sich unter den Händen zweener getreuen Bedienten seines Oheims, die ihn mit Gewalt zu Bette brachten, weil er verwirrt redete, und sie glaubten, daß er seinen Verstand verlohren hätte.

Die Sache war, daß die Erschütterung, die in allen seinen Nerven vorgegangen war, ihn in

eine heftige Raserey stürzte, die einige Tage lang anhielte, da denn die Stärke seiner Konstitution über seine Krankheit die Oberhand behielt. Der erste, den er bey seinem Bette erkannte, war Herr Invoice, der ihn aufs rührendeste bat sich zu beruhigen; denn er hätte ihm alle Fehltritte vergeben. Seine Gesundheit nahm von Tage zu Tage zu, und als er genugsame Kräfte dazu hatte, übergab ihm sein Oheim einen Brief von Sprightly, welcher wegen Ausfertigung falscher Wechselbriefe im Kerker zu Newgate saß. In dem Schreiben bekannte dieser elende Mensch, daß er mit Miß Hastings verheyrathet gewesen, ehe Marchmont nach Amerika gegangen; daß ihr ganzes Betragen ein Zusammenhang von Verstellung gewesen, wodurch sie beyderseits nur gesucht hätten, ihn um sein Geld zu bringen; und daß sie ihn angereitzt hätten, seinen Oheim zu bestehlen, um sich selbst vom Untergange zu erretten. Der junge Mensch empfand die ernstlichste Reue, als er dies las, und sich auf so schändliche Art betrogen sahe. Er erzählte seinem Oheim mit der genauesten Aufrichtigkeit alles mit einander, was dies listige Paar ihm in die Ohren gesetzt, um ihm seinen Oheim verhaßt zu machen. „Etwas“ — sagte Herr Invoice — „ist an der Historie daran, ich fuhr aufs Land, „ein junges Frauenzimmer in die Stadt zu ho„len, nicht um sie mir zu nehmen, sondern sie „dir zu geben. Nimm allen deinen Muth zu„sammen

„sammen, und bereite dich zu einer unerwarteten „Zusammenkunft!“

Als er das sagte, ging er aus dem Zimmer und kam alsbald mit Herrn Barter zurück, welcher die Miß Melvil an der Hand führte! Worte sind zu schwach ihrer allerseits Empfindungen zu beschreiben; sie vergossen einen Strom von Thränen, und liefen einander entgegen, um sich zu umarmen. Nachdem ihre erste Freude sich *ein wenig* gesetzt hatte, fing Herr Barter an zu *erzählen*, auf was für Weise er sich mit seiner Pflegetochter gerettet hätte; indem nehmlich er nebst zween Matrosen so glücklich gewesen, an das Langboot zu schwimmen, welches zur Zeit, da das Schif zu Trümmern ging, unbeschädigt war ins Wasser gelassen worden, hätten sie das Glück gehabt, Miß Melvil aus dem Meere aufzunehmen, die einige Stunden ohne alle Anzeichen des Lebens gelegen; wornach sie den Morgen darauf auf ein Schiff gestossen, das nach Lissabon segelte, und dessen Hauptmann so gütig gewesen, sie an Bord zu nehmen, da sie denn genöthigt gewesen mit ihm nach dieser Residenz zu reisen, von da sie sogleich an Herrn Invoice geschrieben, und ihm Nachricht gegeben, daß sie auf einem Schiffe, welches nach Falmouth segelte, nach England kommen würden; woselbst Herr Invoice ihnen entgegen gekommen, sie mit vieler Freundschaft empfangen, und ihnen zuerst Nachricht gegeben hätte,

hätte, daß Marchmont lebete, über dessen Verlust Miß Melvil untröstbar gewesen.

Die Glückseligkeit dieser kleinen Gesellschaft konnte nunmehro durch nichts vergrössert werden, als durch die Heyrath, die Herr Invoice vorgeschlagen hatte, und welche dem zufolge in wenigen Wochen geschlossen wurde.

Miß Hastings, oder vielmehr Frau Sprightly ließ ihren Mann in dem Kerker sitzen, wo er schon einige Zeit gewesen war, und lief mit einem irrländischen Officier davon; Sprightly aber, der seines begangenen Bubenstücks gerichtlich überzeugt wurde, hatte die Erhaltung seines Lebens blos den Vorbitten und Freunden des Mannes zu danken, den er so empfindlich beleidigt hatte.

Dies sind, lieber Leser, die Begegnisse, die in dem Leben des Karl Marchmonts aufstiessen, eines jungen Menschen, dessen Unfälle alle von einer geringen Ausschweiffung an einem Pfingstfeyertage ihren Ursprung hatten; und allemal werden dies oder dergleichen, die Folgen seyn, wenn man im geringsten von dem Pfade der Tugend abweicht, wo man durch die Aussprüche der Klugheit und Sittlichkeit sich nicht bald wieder auf den rechten Weg leiten läßt.

IV.

Herrn Say's Abschilderung der Frau Bridget Bendish, einer Enkelin des Protectors Oliver Cromwells.

Aufgesetzt im Jahr 1719. *)

(Annual-Register for the Year 1773. p. 77. sq.)

Die Gemüthsart des Protectors Cromwell hatte so viel widersprechendes in sich, daß ich niemanden für geschickt halte, eine richtige Schilderung von ihr zu machen, woferne er nicht aufs genaueste mit ihm, oder mit seiner Groß-Tochter, persöhnlich bekannt gewesen. Diese ist Frau Bridget Bendish, die Tochter seines Schwieger-Sohnes Ireton **), ein Frauenzim-

*) Aus dem dritten Bande der im Jahr 1773. zu London ausgegebenen Briefe des Herrn Hughes.

**) Der General-Commissarius, Ireton, heyrathete des Cromwells älteste Tochter, Bridget, welche nach dem Tode dieses ihres ersten Gemahls, den General-Lieutenant Fleetwod heyrathete.

mer, das in ihren Gesichtszügen vollkommen dem besten Bilde gleicht, das ich von ihrem Groß-vater je gesehn habe, und welches ein Eigenthum des Baronets Robert Rich ist; aber eben so ähnlich ist sie ihm auch an Gemüth. Sie ist eine Person von grosser Geistes-Gegenwart, majestätischem Ansehn, heldenmäßigem Muthe und unermüdlicher Arbeitsamkeit; in ihrem Gesichte und dem Betragen hat sie etwas, das zugleich einnimmt, und doch Ehrfurcht heischet, so bald sie nur in einer Gesellschaft erscheint. Sie ist gewohnt, ihre Hände mit den niedrigsten, und selbst mit widerlichen Arbeiten *) zu beschäftigen, und vom frühen Morgen bis in die späte Nacht, unempfindlich gegen alle Forderungen und Bedürfnisse der Natur, und in einem Anzug, der elender ist, als des niedrigsten Arbeiters seiner und sich weder für ihren Stand noch für ihr Geschlecht schickt, sich unter ihren Arbeits-Leuten zu verweilen; und den Augenblick darauf, wenn sie, fast bis zum Uebermaas, von allem, was ihr unter Händen kommt, ohne Unterschied oder Wahl, gegessen und getrunken hat, sich auf die nächste Ruhebank, oder Bette, das sie findet, hinzuwerffen, und aufs festeste einzuschlafen; mit neuem Leben und frischer Stärke wieder aufzustehn; mit allem Schmuck und Pracht, den ihre gegenwärtigen Umstände, oder die Ueberbleibsel besse-

*) In den Saltz-Werken.

besserer Zeiten ihr verstatten, sich zu kleiden; und gegen Abend nach der benachbarten Stadt *) entweder zu fahren oder zu reiten, und da in einer Gesellschaft zu glänzen, und vor allen Anwesenden den Vortritt zu bekommen, als ein Frauenzimmer, das ehedem Hoffnung haben konnte, um diese Zeit eine der vornehmsten Personen in Europa vorzustellen. Sie ist im Stande auf diese Art unzähliche Besuche hinter einander abzustatten, theils zur Beobachtung des Wohlstandes, theils auch wegen Abmachung von Geschäften, oder auch zur Erweisung von Werken der Barmherzigkeit. Sie kann die wichtigsten Angelegenheiten mit der grössesten Leichtigkeit und Geschicklichkeit abmachen, und zeigt sich aller Orten, als die gemeinschaftliche Freundin, Sachwalterin und Beschützerin der Armen, der Unterdrückten und der Unglücklichen von allerley Art, in deren Angelegenheiten sie von den Großen und Reichen keine abschlägige Antwort annimmt, sondern mehr fordert, als bittet, daß sie thun sollen, was ihre Schuldigkeit ist. Allenthalben, wo sie auch hinkommt, wird sie von denen gerne aufgenommen und verehret, die sie am besten kennen, und wissen, daß sie ein Frauenzimmer von grosser Redlichkeit, Gottesfurcht, Edelmüthigkeit und fast einer Verschwendung von Allmosen ist. Dem aber allen ohngeachtet, ob sie gleich alle diese Tu-

 genden

*) Yarmouth.

genden besitzt, und in einem Grade, der weit über das gewöhnliche ist, sie besitzt, so stehe ich fast in Versuchung zu sagen, daß sie eine Person ohne Wahrhaftigkeit, Billigkeit, oder nur alltäglichen Ehrlichkeit ist; eine Person, die nie in ihrem Leben ihr Versprechen nicht gehalten hätte, und auf deren Wort sich doch weder jemals ein kluger Mensch verlassen, noch die mindesten Umstände, die sie erzählt, sicher nacherzählen kann.

Bey der grössesten und brünstigsten Andacht vor Gott, und der eifrichsten Liebe zu ihren Mitgeschöpfen und Mitchristen, wird kaum eine Art vonGottlosigkeit oder Grausamkeit seyn, die sie nicht vielleicht auszuüben fähig wäre. Schmeichlerisch, mißtrauisch, voll Verdacht und Eifersucht ohne Aufhören, gegen alle ihre Bedienten und selbst gegen ihre Freunde, ist sie, zu eben der Zeit, da sie willig ist, ihnen die besten Dienste zu leisten, die in ihrem Vermögen sind; zuthätig gegen alle Menschen ohne Unterschied, nicht nach Verhältniß des Dienstes, den sie ihr zu leisten fähig sind, sondern nach dem Maas des Elendes und der Bedürfnisse, die sie von ihr begehren; denen sie auch hilft, ohne darauf zu sehen, wer oder was sie sind; ja die Verwerflichkeit ihrer Gemüthsart, und so gar die Beleidigungen, die sie ihr selbst mögen zugefügt haben, sind so wenig zureichend, daß sie mit solchen eine Ausnahme machen sollte, daß sie ihnen vielmehr zu einer

einer besonderen Art von Empfehlung bey ihr dienen.

Dies ist das Uebertriebene von beyden Seiten, wie ich es in der Gemüthsart dieser Dame gefunden, deren Freundschaft und Feindschaft ich während der vielen Jahre meiner Bekanntschaft und Vertraulichkeit mit ihr, wechselsweise erfahren habe. Dennoch aber ohngeachtet aller dieser Flecken und Laster, die ich ganz frey von ihr gestanden habe, würde ihr doch meines Erachtens derjenige sehr unrecht thun, der von ihr sagen wollte: sie sey eine große arge Frau, *) denn alles, was Großes und Gutes an ihr ist, scheint aus einer wahren Grösse des Geistes und einem aufrichtigen Verlangen, die Verherrlichung Gottes, und das Wohl der Menschen zu befördern, herzurühren; alles aber, was anders ist, aus üblen Grundsätzen, die sie frühzeitig und stark eingesogen hat, entweder nach Beschaffenheit ihres körperlichen Temperaments, wenn ich es so nennen darf, oder nach der Stellung ihres Ge-

*) The was a great wicked woman. Es bezieht sich dies auf die Worte, um derentwillen Herr Say diesen Aufsatz abgefaßt hat, da nehmlich der Graf Clarendon die Schilderung, die er vom Cromwell macht, mit diesem Ausdruck beschließt: „Er wird von der Nachwelt für einen Rechtschafnen, Bösewicht gehalten werden.“ He will be loocked upon by posterity as a brave wicked man.

müths, das würklich im höchsten Grade zur Schwärmerey und Einbildungen geneigt ist.

Daher rührt es, daß sie nie erzählen hört, was ein anderer gethan hat, ohne sogleich ihre eigne Gedanken und Urtheile über den Thäter und die That auf eine lebhafte Art so mit einzumischen, daß sie sie nachgehends unmöglich mehr davon trennen kann; daher sie denn nachmahlen diese ihre eigne Gedanken und Urtheile, mit eben dem zuverläßigen Tone mit vorbringt, mit dem sie die That erzählt.

Wenn sie über die Rechtmäßigkeit oder Nutzbarkeit einer grossen, zweifelhaften und waglichen Unternehmung zu Rathe gehn will, so verfährt sie dabey auf die Art, wie allemal ihr Großvater, wie sie sagt, mit gutem Erfolge, verfahren ist, das ist, sie verschließt sich in ihrer Kammer, bis durch Fasten und Beten die Lebenssäfte zu lebhafterem Umlauf gebracht, und durch anhaltendes starkes Nachdenken, die Geistes-Fähigkeiten in eine besondere Gährung gebracht sind; und was ihr dann in diesem Augenblick für eine Schrift-Stelle, die sich ihrer Meynung nach auf die vorhabende Angelegenheit paßt, in Gedanken kommt: (und was ihr unter solchen Umständen einfällt, das kommt sicherlich allemahl mit einem solchen Nachdruck und Ueberzeuglichkeit, daß es einer solchen erhitzten Einbildungskraft

etwas

etwas übernatürliches und göttliches zu seyn scheint) davon kann nachmalen nichts in der Welt sie abbringen, nicht Bitten nicht Ueberredungen, nicht die stärkesten Vernunft-Gründe, nicht die überzeugendesten Gegenbeweise aus der heiligen Schrift, nicht der kläreste Beweis, von der Unschicklichkeit, Ungerechtigkeit, Gottlosigkeit und fast der Unmöglichkeit des Unternehmens; sondern das alles zusammen bringt vielmehr bey ihr ein Zutrauen und eine Emsigkeit hervor, wodurch sie gemeiniglich zu ihrem Zwecke kommt, und sie aufs künftige zu einem ähnlichen Verfahren abhärtet. „Ich werde nie einem Freunde miß„trauen, der mich noch nie betrogen hat,“ das „war die Antwort, die sie mir gab, als sie nach dem Absterben eines ihrer edlen Verwandten, eine ansehnliche Vermächtniß empfing, und ich sie bat, ihre bey solchen Gelegenheiten gewöhnliche Handlungen der Gottesfurcht, Freygebigkeit und Milde so lange auszusetzen, bis sie den gerechten Forderungen einer armen Witwe ein Genüge gethan, und das Geschrey einer Mutter gehöret, die sammt ihren Kindern nur gar zu lange des ihnen gehörigen Geldes war beraubt gewesen; denn sagte ich, „was würde daraus werden, wenn „sie sterben sollten, und eine solche Schuld unbe„zahlt hinterliessen, die, nach dem Hintritt einer „Person, von der nichts mehr zu hoffen ist, „kein Mensch sich schuldig achten würde, abzu„tragen.“ Sie versicherte mich, sie würde keinem

nem Menschen was schuldig bleiben, wenn sie stürbe. „Wie ist es aber möglich," versetzte ich, „daß sie davon versichert seyn können, da sie beständig so vielen Menschen schuldig sind; da sie „so vieles Geld zu ganz anderen Dingen, als „zur Abtragung ihrer Schulden, ohne Aufhören „bedürfen, und da sie entschlossen sind, so lange „als sie leben, eine Menge Schulden zu haben?" Hie gab sie mir die obgedachte Antwort.

Zusatz nach ihrem Tode.

Und des Ausgang rechtfertigte ihre Aufführung, falls irgend etwas in der Welt eine Aufführung rechtfertigen kann, die von der Vernunft und Offenbahrung muß verdammt werden.

Das war die Groß-Tochter des Cromwells, die von seiner Leibesbeschaffenheit und Gemüthsverfassung, mehr als keins von seinen übrigen Abkömmlingen und Verwandten, so viel ich deren gekannt habe, geerbet hatte. Ich habe einige Bekanntschaft mit mehreren von seinen Groß-Kindern gehabt; ich habe seinen Sohn Richard *) gesehen, und auch Richards Sohn, der Oliver **) hieß, und würklich etwas von dem Geiste

*) Richard starb im 86. Jahr den 13. Jul. 1712.

**) Wilhelm Cromwell Esq. ein Sohn des Olivers und Urenkel des Protectors, starb unverheyrathet den 9. Jul. 1772. in seinem 85sten Jahre. Herr Oliver Cromwell ein Prokurator bey der Million:

Geiste seines Großvaters zu haben schien, doch aber bey weitem alle dessen hervorscheinende und unterscheidende Eigenschaften in solchem Grade nicht besaß, als das Frauenzimmer, deren Character ich hie aufrichtig, wie er mir lange vorgekommen ist, beschrieben habe.

In dem Gentlemans-Magazin für das Jahr 1774. S. 251. wird von diesem Frauenzimmer nachfolgende Anecdote erzählt, die wir auf ihren Werth beruhen lassen.

Frau Bendish war in Frankreich gewesen, und hatte allerhand verbotene Waaren von reichen Gallonen, feinem Kammertuch u. s. w. mit sich daher gebracht. Als sie irgendwo im Cornwallischen oder Devonshirischen gelandet war, blieb sie die Nacht über bey einem guten Bekannten auf dem Lande. Von da eilte sie nach der nächsten Post-Stadt, und nahm mit ihrem Gepäcke ein Fuhrwerk, nach London zu fahren. Unterwegens nahm sie zween Wanderer in ihre Kutsche auf, welche Zoll-Bediente und ausgeschickt waren, sie und ihr Gepäcke auszukundschaften, weil sie von ihrer Reise

Million-Bank, und Herr Thomas Cromwell, der sich itzt in Ostindien befindet, Söhne des Thomas Cromwell und Urenkel des Protectors, sind nunmehro die einzigen Abkömmlinge von Cromwells männlicher Linie.

Reise, und dem, was sie mit sich gebracht hatte, Wind bekommen, aber die Beute, an dem Ort, wo sie solche zu erhaschen dachten, sich hatten entwischen lassen. Frau Bendish ließ sich mit ihnen in ein Gespräch ein, aus welchem sie erfuhr, wer sie wären, was sie für Geschäfte vorhatten, und was ihnen fehl geschlagen war. Sie machte ihnen darauf eine Beschreibung von sich selbst, nach der Kleidung und ganzem äusserlichen Aufzug, so wie sie muthmassete, daß man ihnen von ihr eine Beschreibung mochte gemacht haben. Beyde Zoll-Bedienten bekräftigten, daß dies würklich die Person seyn müßte, die sie suchten. „Nun gut denn! meine Herren," sagte sie, „so müssen sie wissen, daß sie auf unrechter Fährte „sind; ich habe gestern Abend mit dem Frauen„zimmer an dem Ort gespeiset, wo Sie sie zu finden gedachten, sie hatte sich aber versteckt, „und kaum waren sie weg, so fuhr sie nach Penzance ab, wo sie warten will, bis alles Nach„suchen vorüber ist, und nachgehends gedenkt sie „nach London zu gehn, wenn alles sicher ist„

Mehr wollten die Zoll-Bedienten nicht wissen, sie gingen bey der ersten Station von der Post-Strasse ab, nahmen Extra-Post nach Penzance und Madame Bendish zog triumphirend in London ein.

V.

D. Johann Hunters

Mitgliedes der Königl. Societ. und Wundarztes
beym St. Georgen-Hospital zu London

Abhandlung
von
der Verdauung des Magens nach dem Tode *)

Der Königl. Societät vorgelesen den 18. Jun. 1772.

Eine genaue Kenntniß der Erscheinungen an thierischen Körpern, die gewaltsamen Todes, das ist, in vollkommner Gesundheit, oder gesundem Zustande gestorben sind, muß als eine nöthige Vorkenntniß betrachtet werden, wenn man dahin gelangen will, von der körperlichen Beschaffenheit derer, die verstorben sind, zu urtheilen. Obgleich aber ein thierischer Körper nach dem Tode, oder im Absterben, verschiedene Veränderungen aussteht, so hat man doch nie zureichend untersucht, was dies für Veränderungen sind, und ehe dies nicht geschicht, ist es unmöglich, die Erscheinungen an todten Körpern gehörig zu beurtheilen. Die Krankheiten, welche den Körper

*) Aus dem 62sten Bande der Philosophical-Transactions.

Körper betreffen, so lange er lebt, stehen (mit Ausnahme der Absterbung) allemahl mit dem lebenmachenden Wesen (living principle) in Verbindung, und haben nichts ähnliches mit dem, was man Krankheiten oder Veränderungen des abgelebten Körpers, nennt. Ohne dieses zu wissen, müssen unsere Urtheile über die Erscheinungen an entseelten Körpern oftmahlen unvollständig oder sehr irrig seyn; wir können Erscheinungen wahrnehmen, die blos gewöhnlich sind, und werden uns einbilden, daß sie von Krankheiten herrühren; wir können kranke Theile sehen und glauben, daß sie sich in natürlichem Zustande befinden; und können von einem Umstande muthmassen, daß er schon vor dem Tode statt gehabt, da er doch würklich eine Folge davon ist; oder dasjenige für eine natürliche durch den Tod verursachte Veränderung halten, was würklich eine Krankheit des lebendigen Leibes gewesen ist. Man siehet daraus gar leicht, was man in solcher Unwissenheit für Verstosse machen kann, wenn man anfängt die Erscheinungen in Leichnamen, mit denen zu vergleichen, die man bey Leibes Leben wahrgenommen hat; und dennoch beruhet die ganze Nutzbarkeit der Leichenöfnungen, auf die Beurtheilung und den Scharfsinn, mit dem diese Art von Vergleichung angestellt wird.

Es giebt Fälle von vermischter Beschaffenheit, wo sich eben so wenig dem Zustande des lebenden Kör-

Körpers als der abgestorbenen, beymessen läßt, sondern beydes in so weit Einfluß hat, daß die Ursache davon noch vom Leben herrühret, die Würkung aber nicht eher, als nach dem Tode erfolgen kann.

Dies soll der Gegenstand meines itzigen Aufsatzes seyn, und um denselben desto verständlicher zu machen, wird es nöthig seyn, daß ich einige allgemeine Anmerkungen über Ursache und Würkungen voranschicke.

Eine thierische Substanz, die mit einem belebenden Wesen (living principle) vereinigt ist, kann in so fern, als es Thier ist, in seinen Eigenschaften keine Veränderung erfahren; indem dies belebende Wesen, die Substanz, in der es sich aufhält, allezeit in Thätigkeit erhält, und sie sowohl vor der Auflösung bewahret, als auch vor andere Veränderungen, welche andere Substanzen natürlicher Weise betreffen.

Es giebt in der Natur sehr vielfältige Kräfte, die so beschaffen sind, daß das belebende Wesen, den thierischen Stoff, mit dem es verbunden ist, nicht in den Stand setzen kann, ihnen zu widerstehen, von dieser Art sind die mechanischen Kräfte und die starken chymischen Auflösungs-Mittel. Demohngeachtet setzt dies Wesen den thierischen Stoff in Stand, denen Kräften der Gährung, der Verdauung und vielleicht vieler anderen zu

widerstehen, von denen man sehr gut weiß, daß sie auf diesen Stoff ihre Würkung äussern und ihn wohl gänzlich auflösen, wenn er seines belebenden Wesens beraubt ist. Wie viel solcher Kräfte an der Zahl sind, die auf die thierische Substanz mit solcher Verschiedenheit würken, nachdem sie entweder lebt oder todt ist, läßt sich der Zahl nach, nicht bestimmen; wir wollen aber derer zwoe anführen, die nur blos alsdenn auf den thierischen Stoff Würkung thun, wenn er seines belebenden Wesens beraubt ist, und diese sind: die Fäulung und die Verdauung. Die Fäulung ist eine Würkung, die von freyen Stücken entsteht; die Verdauung ist eine Würkung, die ein anderes würkendes Wesen zum Grunde hat, und diese ist es, die wir hie in genauere Erwägung ziehen wollen.

Thiere oder Theile von Thieren, welche ein belebendes Wesen in sich haben, werden, wenn sie in den Magen kommen, von den Kräften dieses Eingeweides nicht angegriffen, so lange sie das belebende Wesen behalten. Daher kommt es, daß man in dem Magen, Thiere von verschiedener Gattung findet, die nicht nur leben, sondern auch da ausgebrütet sind; allein den Augenblick, da sie ihr belebendes Wesen verliehren, können die Verdauungskräfte des Magens, auch ihre Würkung an ihnen äussern. Wenn es zum Beyspiel möglich wäre, daß ein Mensch seine Hand in

den

den Magen eines lebendigen Thieres stecken, und eine lange Zeit da halten könnte, so würde man wahrnehmen, daß die auflösenden Kräfte des Magens nicht die geringste Würkung auf die Hand äussern würden; wäre aber die nehmliche Hand von dem Leibe abgesondert, und alsdann in den nehmlichen Magen gesteckt, so würde man sehen, daß der Magen sogleich seine Würkung auf sie äusserte.

In Wahrheit, wenn diesem nicht so wäre, so würde man finden, daß der Magen selbst aus unverdaulichen Materialien müßte bereitet seyn; denn, wenn das belebende Wesen nicht im Stande wäre, thierische Stoffe vor der Verdauung zu bewahren, so würde der Magen selbst verdauet werden.

Im Gegentheil aber findet man, daß der Magen, der zu gewisser Zeit, nehmlich so lange er das belebende Wesen in sich hatte, im Stande war, den Verdauungs-Kräften, welche er besaß, zu widerstehen; den Augenblick darnach, das ist, wenn er seines belebenden Wesens beraubt ist, selbst verdauet werden mag, es sey nun, daß solches durch die Verdauungs-Kräfte eines anderen Magens geschehe, oder durch die Ueberbleibsel der Kraft, die er kurz zuvor selbst hatte, andere Dinge zu verdauen.

Zufolge dieser Beobachtungen, kann man eine Erscheinung erklären, die man zum öftern in den Mägen verstorbener Leichname wahrnimmt, und zugleich über die Beschaffenheit der Verdauung ein schönes Licht verbreiten. Die Erscheinung, auf welche ich ziele, ist eine Auflösung des Magens, an seinem grossen Ende, woher es rührt, daß man zum öftern eine beträchtliche Oefnung darin antrifft. Der Bort dieser Oefnung siehet aus, wie halb aufgelöset, und sehr gleich, derjenigen Art der Auflösung, welche fleischiche Theile ausgestanden haben, wenn sie in einem lebendigen Magen halb verdauet, oder von einem brennenden Alkali aufgelöset sind, nehmlich sie sind zerlappt, weich und breyartig.

In dergleichen Fällen findet man das, was im Magen gewesen ist, gemeiniglich loos in der Höhlung des Wanstes, um die Milz und das Zwerchfell liegen. Bey vielen Leichen erstreckt sich diese Verdauungs-Kraft noch viel weiter als über den Magen. Ich habe es oft wahrgenommen, daß, wenn sie den Magen an der gewöhnlichen Stelle aufgelöset hatte, das Unreine aus dem Magen, das die Milz und das Zwergfell berührte, die anliegende Seite der Milz, zum Theil aufgelöset, und das Zwerchfell fast durchgefressen hatte, so daß der Unrath des Magens, in der Höhlung der Brust lag, und auch sogar da die Lungen etwas angegriffen hatte.

Es

Es giebt wenige Leichname, in denen der Magen bey seinem großen Ende nicht etwas sollte verdauet seyn, und wer sich auf die Zergliederung versteht, kann den Stuffen der Auflösung von der größesten bis zur kleinesten nachspüren.

Wenn man die Sache wahrnehmen will, so bedarfs nichts weiter, als daß man die innere Oberfläche des großen Magen-Endes mit einem anderen Stücke der inneren Oberfläche vergleicht; was gesund ist, das ist sanft, schwammigt, körnig, ohne daß man die Blutgefässe unterscheiden könnte, dunkel und dick; dagegen das andere glat, dün, durchsichtiger und so aussieht, daß man daran erkennen kann, wie sich die Blutgefässe in Zweige vertheilen, und in die Substanz sich verlieren, und wenn man das Blut das darin ist, aus den grösseren Gefässen in die kleine hineindrückt, so wird man sehen, wie es aus jenen in diese übergeht, auch an den verdaueten Enden der Zweige, herausquillt, und auf der inneren Oberfläche wie Tropfen erscheint.

Ich habe diese Erscheinungen oft wahrgenommen, und glaube, daß andere sie ebenfalls werden gesehn haben; ich wußte aber nicht, was ich daraus machen sollte. Anfänglich glaubte ich, sie müßte noch vom Leben des Leibes herrühren, und war deswegen geneigt, sie als die Ursache des Todes zu betrachten; konnte doch

 aber

aber nie wahrnehmen, daß sie mit den Zufällen der vorhergegangenen Krankheiten, in der geringsten Verbindung stunden; und noch weniger wußte ich aus diesen Erscheinungen zu machen, als ich beobachtete, daß sie am ersten bey denen sich ereigneten, die gewaltsamen Todes gestorben waren, wodurch ich auf den Verdacht kam, daß man an die wahre Ursache noch nicht einmal müßte gedacht haben *).

Ich

*) Das erstemal, da ich Gelegenheit hatte, diese Erscheinung an solchen wahrzunehmen, die plötzlich und gewaltsamer Weise Todes verfahren, und von denen ich also um desto weniger muthmassen konnte, daß sie eine Würkung von der Krankheit des lebendigen Leibes gewesen, war an einem Manne, den die Hirnschädel in Stücken geschlagen, und der von einem einzigen graden Schlag mit einem Eisen, auf der Stelle todt geblieben war. Er hatte sich vor diesem Zufall vollkommen wohl befunden, und eben eine gute kalte Abendmahlzeit von Käse, Brodt und dün Bier zu sich genommen. Als ich den Unterleib öfnete, fand ich, daß der Magen zwar noch ein gut Theil des Gegessenen enthielte, aber auch, daß er an dem großen Ende aufgelösset war, und ein beträchtlicher Theil von dem, so er in sich gehabt, lag loos in der gemeinschaftlichen Höhlung des Bauches. Diese Erscheinung setzte mich in nicht geringe Verwunderung. Das zweytemal sah ich eben dergleichen im St. Georgen-Hospital an einem Mann, der nur vor wenigen Stunden gestorben war, nachdem er einen Schlag auf den Kopf bekommen, wovon ihm ebenfalls die Hirnschädel zerbrochen war. Aus diesen zween Fällen kam ich unter anderen Muthmassungen, die

Ich machte zu der Zeit viele Versuche in Absicht der Verdauung, an verschiedenen Thieren, die allesamt zu verschiedenen Zeiten getödtet waren, nachdem man sie mit verschiedenerley Arten von Nahrung gefüttert hatte. Einige darunter wurden nicht gleich nach dem Tode geöfnet, und an einigen darunter fand ich an dem Magen, die obbeschriebenen Wahrnehmungen. Denn, als ich die Untersuchungen über die Verdauung fortsetzte, erhielte ich Magen von aller Art Fischen, die sämtlich gewaltsamen Todes und wie man wohl sagen kann, in vollkommner Gesundheit und gemeiniglich, mit vollem Magen sterben. An diesen Thieren kann man den Fortschritt der Verdauung am deutlichsten wahrnehmen; denn da sie ihre Nahrung verschlingen, so ganz wie sie ist, ohne sie zu kauen, auch Fische einschlucken, die weit größer sind, als daß der verdauende Theil des Magens sie fassen könnte (die Gestalt aber des verschlungenen Fisches ist zu dieser Untersuchung ungemein zuträglich) so findet man

die ich über eine so seltene Erscheinung anstellte, auf den Verdacht, ob sie vielleicht bey zerbrochenen Schädeln etwas eignes wäre, und wenn ich demnach Gelegenheit dazu hatte, so untersuchte ich bey allen, die an diesem Zufall ihr Leben eingebüßt hatten, den Magen, bekam aber viele solcher Leichname in die Hände, an denen dergleichen Erscheinung nicht anzutreffen war. Nachmalen nahm ich sie an einem Soldaten wahr, der gehenkt worden.

oftmalen, daß derjenige Theil des verschluckten Fisches, der sich in dem verdauenden Theile des Magens findet, mehr oder minder aufgelöset ist, unterdeß derjenige Theil, der noch in der Speise-Röhre zurück geblieben ist, in vollkommen gesundem Stande sich befindet.

Und in vielen solchen Fisch-Mägen fand ich, daß der verdauende Theil des Magens, selbst in eben solch einen aufgelöseten Zustand versetzt war, als der aufgelösete Theil der Nahrung.

Da ich mit dieser Sache beschäftiget war, und mich also in dem Stande befand, desto besser von Erscheinungen Rechenschaft zu geben, die damit in einiger Verbindung standen, und wahrnahm, daß die halb verdaueten Theile des Magens u. s. w. dem halb verdaueten Futter gleich waren, so fiel es mir gleich auf, daß dieses daher rühren müßte, daß die Dauung nach dem Tode noch anhielte, und daß der Magen, da er nun todt war; sich nicht weiter im Stande befand, den Kräften des Verdauungs-Saftes zu widerstehen, den er selbst aus der Verdauung dessen, was er eingeschlucket, ausgesogen hatte. Mit diesen Gedanken fing ich an, neue Versuche anzustellen, um diese Erscheinungen nach Belieben hervorzubringen, woraus man ersehen könnte, wie lange das Thier, nachdem es gefuttert hatte, leben konnte, und wie lange es nach dem Tode aufbehalten werden müßte, ehe es geöfnet würde; vorzüglich

aber

aber ausfindig zu machen, auf was für eine Art man in dem lebenden Magen, die grösseste Verdauungskraft hervorbringen könnte; allein diese Untersuchung führte mich auf ein unbegränztes Feld.

Diese Erscheinungen werfen ein schönes Licht auf die Lehre von der Verdauung: sie beweisen, daß es keine mechanische Kraft, keine Zusammenziehung des Magens, keine Hitze, sondern etwas in den Bekleidungen des Magens verborgenes ist, welches in die Magen-Höhlung gebracht wird, und daselbst die Nahrung verwandelt, und der Beschaffenheit des Bluts gleichförmig macht. Die Kräfte dieses Saftes *) schränken sich nur auf gewisse Substanzen, sonderlich aus dem Gewächs- und Thierreich ein, und wiewohl dieser auflösende Saft auch ohne Beystand des Magens seine Kräfte äussern könnte, so ist doch der Magen gleichsam das Gefäß, worin er aufbewahret wird und seine Würkung thut.

*) An allen Fleischfressenden und anderen Thieren, so viel ich deren zergliedert, und mit ihrem Magensaft Versuche angestellt habe, habe ich gefunden, daß dieser Saft eine Säure enthält, die aber nicht stark ist.

VI.

Zuverläßige Geschichte des Baronets Wilhelm Kyte,

der sein eignes Wohnhaus mit Feuer ansteckte, und darin umkam. *)

Sir Wilhelm Kyte, war ein Baronet von grossem Vermögen und aus einem angesehenen Hause. Als er von seinen Reisen zurücke kam, hatte er einen so liebenswürdigen Character, und man hielt ihn (mit der Welt zu reden) für einen so feinen Herrn, daß jedermann glaubte, er sey eine sehr glückliche Parthie, für die schöne, verdienstvolle und ziemlich begüterte Tochter eines gewissen würdigen Edelmanns in der Nachbarschaft von London.

Er lebte mit dieser seiner Gemahlin einige Jahre im vergnügtesten Ehestande, und zeugete mit ihr vier oder fünf feine Kinder, als er zu seinem

*) Aus dem Gentlemans Magazin von 1774. p. 171. sq. Obgleich diese Geschichte alle Zuverläßigkeit hat, so hätten wir doch gewünscht, daß der Verfasser uns die Zeit und Jahre angegeben hätte, da sie sich zugetragen hat. (Hr.)

nem Unglück, bey einer sehr streitigen Parlements-Wahl, zum Repräsentanten für den Flecken Warwick erwählt ward, da in dieser Grafschaft seine Güter lagen, und er sich eben um diese Zeit da aufhielt. Ein gewisser Gastgeber in dem Flecken, ein sehr eifriger Partheygänger von ihm, hatte sich dafür, daß er dem Sir Kyte seine Stimme gab, dies zur Belohnung von der Lady Kyte ausgebeten, daß sie seine Tochter zu ihrem Kammer-Mädchen machen sollte. Dies Mädchen war geschlank gewachsen, fein und hübsch, von frischer Farbe, und dem Anscheine nach sittsam und unschuldig.

Molly Jones (so hieß sie) hatte einige Zeit bey der Lady Kyte gedienet, und niemand dachte daran, daß der Baronet sie seines Anblicks würdigte; obwohl seine Gemahlin, entweder aus geheimen eifersüchtigem Verdacht, oder ihrem Gemahl etwas auf den Zahn zu fühlen, mehr als einmal die Anmerkung machte: „was aus der „Molly Jones für ein hübsches Mädchen geworden wäre!" worauf der Baronet gemeiniglich zu antworten pflegte: „er sähe nichts besonderes „an dem Mädchen." Anderemale redete er gar verächtlich von ihr, und setzte wohl hinzu, daß sie plump und eitel wäre; denn obgleich beydes nicht gegründet war, so wollte er doch vermuthlich durch diesen Tadel seine wahre Meynung verstecken.

Allein einige Zeit darnach fingen die Bedienten im Hause an, einigen Verdacht zu hegen, daß Molly Jones bey ihrem Herrn in sehr großen Gnaden stünde. Die Haushälterin insbesondere, die in einer Zeit von vierzig Jahren zum wenigsten in vierzig Liebeshändel war verwickelt gewesen, nahm am ersten wahr, daß jener Verdacht nur gar zu gut gegründet zu seyn schien; und da sie wußte, daß der Kellermeister selbst, der Molly Vorschläge gethan hätte, so hetzte sie diesen an, dessen Eifersucht so rege ward, daß er seine Wachsamkeit verdoppelte, und in Kurzem den ganzen Handel einsahe, ja erkannte, daß es damit schon viel weiter gekommen war, als man anfänglich gedacht hatte. Die Haushälterin, die gesinnt war, wie dieser Art Leute pflegen, welche sich mehrentheils über junger Mädchen Vergehungen freuen, erzählte der Lady gleich wieder, was der Kellermeister ihr entdeckt hatte; und dies stürzte das ganze Haus in Verwirrung.

Der Lady Kyte Verdruß ward gar bald mächtiger als ihre Ueberlegung. Wenn sie, statt ihrem Gemahl wegen seiner Untreue Vorwürfe zu machen, ihren Unwillen geheim gehalten hätte, bis seine erste Liebes-Hitze verflogen gewesen, welches sie würklich, sowohl ihrer selbst, als ihrer Kinder wegen, hätte thun sollen, so hätte sie vielleicht ihren Herrn wieder auf den rechten Weg bringen können, denn ob er gleich in diesem

Stücke es versahe und ihr eine Zeitlang untreu geworden war, so war es doch bekannt genung, daß er würklich für seine Gemahlin eine aufrichtige Hochachtung hatte.

Inzwischen hätte des Kellermeisters überdienstliche Geflißenheit, dem armen Schlucker gar leichtlich das Leben gekostet, weil die Haushälterin ihn genannt hatte, als denjenigen, der das Geheimniß ans Licht gebracht, und Molly Jones dem Baronet entdeckte, „der Kellermeister „sey nur über sie böse, weil sie seine Vorschläge „abgewiesen hätte." — Der Baronet ging gleich die Nacht darauf in des Kellermeisters Kammer, und that wiederholte Stiche mit dem Degen ins Bette, wo selbiger zu schlafen pflegte; zum Glück aber hatte dieser, ich weiß nicht aus was für Ursache, seine Schlafstelle verändert, und entging dadurch seiner Ermordung.

Da nun der Handel in dem ganzen Hause ruchtbar worden, und keine Scham oder Furcht vor der Entdeckung die Schuldigen mehr zurückhielt, so kam es bald zwischen dem Baronet und seiner Gemahlin aufs äusserste, und ihre Trennung ward unvermeidlich. Der Baronet ließ die Lady Kyte nebst den beyden jüngsten Kindern, im Besitz des Wohnhauses im Warwickshirischen, und begab sich mit seiner Buhlschaft und den beyden ältesten Söhnen, in ein geraumiges Pachterhaus

an

an der Seite der Cotswoldischen Berge. Die Lage war hie vortreflich, Wasser und Gehölze befand sich im Ueberfluß, und die Aussicht über das Thal Evesham war ungemein angenehm. Dies verleitete den Baronet, ein schönes viereckigtes Gebäude daselbst zu bauen und weitläuftige Gärten in dem üppigsten Geschmack des Zeitalters anzulegen; und noch damit nicht zufrieden, bauete er, ehe noch das Hauptgebäude einmal fertig war, zween grosse Flügel daran, aus keinem wichtigeren Grunde, als weil seine Buhlerin gesagt hatte: „Was ist ein Weyhe ohne „Flügel." *)

Die Kosten, die erfordert wurden, dies alles zu Stande zu bringen, und die sich wenigstens auf 10000 Pf. Strl. (oder 60000 Thaler) beliefen, waren die erste Ursache, daß der Baronet seine Güter zu beschweren anfing; und da die Schwierigkeiten, in welche er sich dadurch verwickelt sahe, ihn verdrüßlich machten, so suchte er (wie nur gar zu natürlich ist) Trost bey der Flasche. Er hielte, wie man zu reden pflegt, eine ofne Tafel, und es fanden sich derer nur zu viele, die ein ungemeines Vergnügen an der Freyheit und Frölichkeit fanden, die man an Tafeln anzu-

*) Dies ist im englischen ein Wortspiel What is a Kite without wings? indem der Nahme des Baronets Kyte einen Weyhe bedeutet, oder Hühnergeyer. (Hr.)

anzutreffen pflegt, wo kein Frauenzimmer den Vorsitz hat; denn so sehr sich auch darin die Gewohnheit geåndert hat, so gehörte es doch damalen noch zum Wohlstande, unter ehrliche Gåste keine Buhlerin zu bringen. Auf diese Art war er selten ohne Gesellschaft, und die Zerstreuung nebst dem Mangel an Wirthschaft nahm dadurch so überhand, daß des Baronets Sachen, in kurzer Zeit in ganz verzweifelte Umstånde geriethen.

Sir Wilhelm, war nunmehr in die funfzig gekommen, und sein åltester Sohn (nachmahliger Baronet Jakob Kyte) war erwachsen, und von der Universitåt zurückgekehret. Diesen machte er zum Theilnehmer aller seiner Schwelgereyen, und beredete ihn, daß er den Theil der Güter, den er von seiner Mutter einst zu erben hatte, und welches der einzige war, den der Baronet nicht hatte mit Schulden beschweren können, an ihn, (den Vater) überlassen mußte.

Um diese Zeit war ein frischfarbigtes Landmådchen ins Haus genommen worden, die den Dienst einer Milchmagd versehen sollte, und sonst weiter keine Schönheit besaß, als welche die Blüthe der Jugend zu geben pflegte. Wie aber Leute, die einmal ihren Leidenschaften den Zügel schiessen lassen, keine Grånzen mehr kennen, so überließ sich der alte Baronet, noch in seinem funfzigsten Jahre einer verliebten Neigung zu

diesem Mädchen, die kaum zwanzig war. Dieser Vorfall verursachte neue Verwirrungen im Hauswesen. Molly Jones nahm diese steigende Liebe an dem alten Baronet bald wahr, und mochte entweder zornig darüber seyn, oder sich was Böses befürchten, oder auch vielleicht schon würklich eine üble Begegnung erfahren haben, so hielte sie es doch fürs beste vom Schauplatz abzutreten, und zog nach dem nahegelegenen Marktflecken Cambden, wo sie zu solcher Dürftigkeit kam, daß sie eine kleine Näheschule halten mußte, um Brodt zu verdienen.

Der junge Kyte wurde auch entweder über die unverantwortliche Bethörung seines Vaters unmüthig, oder mochte vielleicht (wie alle Welt sagte) den unaufhörlichen Grobheiten seiner Buhlerin gar zu sehr ausgesetzt seyn; daher er irgendwo eine Freystätte suchte, und seine mehreste Zeit bey dem Lord L... einem seiner Freunde im Warwickshirischen zubrachte.

Der alte Baronet hatte zwar nunmehro freye Hände bekommen, seiner demüthigenden Liebesneigung ohne Hindernisse nachzuhängen; fing aber mit der Länge der Zeit an, die verführerischen Reitze aller lasterhaften Ergötzlichkeiten immer mehr einzusehen, und ob er sich wohl Mühe gab, sich bey Muth und Lebhaftigkeit zu erhalten, oder vielmehr alle seine Gedanken, durch eine

eine beständige Berauschung zu ersticken, so ward er doch in nüchternen Augenblicken das Opfer seines traurigen schwermüthigen Nachdenkens. Einer schätzbaren Gattin hatte er das höchste Unrecht angethan, und konnte nie ohne Gewissensvorwürffe daran gedenken; er hatte seinen unschuldigen Kindern Unbill zugefügt, an die er nie ohne die zärtlichste Empfindung des Mitleidens denken konnte. Sein Sohn, der einige Jahre eine Art von Gefehrte für ihn gewesen war, hatte ihn verlassen, weil er hart mit ihm umging, und da Molly Jones ihm einige Zeit nutzbar gewesen war, so war es desto schmerzlicher für ihn, daß er sich auch von diesem Weibsbilde verlassen sehn mußte, um derentwillen er alle dies Unglück auf sein Haus gebracht hatte; und so befand er sich nunmehro einsam, sich selbst überlassen in dem prächtigen aber unglücklichen Pallaste, dessen Ausbauung und Verzierung die vornehmste Ursache gewesen, daß er sein Vermögen zu Grunde gerichtet hatte.

Von diesen quälenden Leidenschaften gemartert, hatte er, eine Woche vor seinem letzten Auftritt, durch eine fortwährende Trunkenheit sich in eine Art von Raserey versetzt, in der er jedermann auf eine so unsinnige Weise begegnete, daß selbst seine neue Buhlschaft, die arme Blowselinde es nicht länger hatte ausstehen können, sondern von ihm gelaufen war.

An dem Morgen des Tages, da er sein unglückliches Vorhaben ausführen wollte, schickte er nach seinem Sohn und nach seiner neuen Buhlerin, daß sie zu ihm kommen sollten. Was dabey seine Absicht gewesen, kann man nur blos errathen; allein zum Glück für beyde, kam keines von ihnen. Es war im October-Monat. Der Kellermeister hatte mit einbrechendem Abend zwey Lichte angesteckt, und wie gewöhnlich, auf dem Marmor-Tisch, im Vorsaal gesetzt. Der alte Baronet kam darauf herunter, und nahm, wie er mehrmalen zu thun pflegte, die Lichte mit sich hinauf. Allein kurz darauf kam eins von den Dienstmädchen mit Schrecken die Treppe herab gerannt, und rief, daß das Vorgemach voll dicken Rauches sey. Die Bedienten und ein Handwerksmann, der in dem Hause Arbeit hatte, liefen den Augenblick die Treppe hinan, und prellten die Thüre auf, wo der Rauch herzukommen schien. Als sie die Thüre auf hatten, sahen sie in dem Zimmer einen großen Hauffen feines Linnen-Zeug, welches ein altes Frauenzimmer, eine Verwandtin des Hauses, dem ältesten Sohn vermacht hatte; dies hatte der Baronet mitten im Zimmer aufgestapelt und angesteckt. Während daß die Bedienten beschäftigt waren, die Flammen in diesem Zimmer zu löschen, war der alte Herr in ein daranstossendes entwischt, das ganz nach damaliger Art mit Holz getäfelt war, und wo sich ein Bette mit Baumwollenen Vorhängen befand.

befand. Als sie diese Thüre gesprengt hatten, schlugen ihnen die Flammen mit solcher Wuth entgegen, daß sie alle mit einander froh waren, daß sie nur aus dem Hause springen konnten, dessen vornehmster Theil in wenigen Stunden bis auf den Grund niederbrannte. Von dem alten Baronet fand man unter dem Schutte nichts, als ein Hüftbein und die Wirbel oder Rückenknochen, nebst zwey bis drey Schlüsseln und einer goldenen Taschenuhr, die er bey sich gehabt hatte.

Dies waren die schrecklichen Folgen, einer unerlaubten Leidenschaft, die nicht gleich in der Geburt war erstickt worden.

VII.

Lebensart, Sitten und Gebräuche der Einwohner in und um Batavia in Ost-Indien. *)

Die Stadt Batavia ist zwar die Hauptstadt der holländischen Besitzungen in Ostindien, aber so wenig von Halländern bewohnt, daß nicht

*) Aus den in den vorigen Bänden schon angeführten Voyages for macking Discoveries in the Southern Hemisphere. Denn ob wir gleich einen zusam-

nicht einmal der fünfte Theil der europäischen Einwohner in und um der Stadt, gebohrne Holländer oder von Niederländischer Herkunft, sondern die mehresten unter ihnen, Portugiesen sind; und ausser den Europäern findet man hie noch Indianer von vielerley Völkerschaften, wie auch Chineser und eine große Menge Neger-Sclaven. Unter den Truppen sind Leute fast aus allen Ländern von Europa, wiewohl die Deutschen mehr als alle übrigen zusammen gehalten werden; es halten sich auch einige Engländer und Franzosen hie auf, allein obgleich andre Europäer Erlaubniß haben Geld zu gewinnen, so behalten doch die Holländer alle Gewalt in Händen, folglich auch alle öffentliche Bedienungen für sich allein. Von keiner Nation kann sich hie einer auf andre Art niederlassen, als daß er Kriegesdienste unter den Truppen der ostindischen Kompanie nimmt, wo er doch aber auch nur unter der Gelobung angenommen wird, daß er fünf Jahre in diesen Diensten bleiben will. Sobald aber diese Formalität vorüber ist, so kann er bey dem Rath um Erlaubniß ansuchen, und alsdann bekommt er Urlaub sich von seinem

Regi-

zusammenhängenden Auszug daraus zu geben, im vorigen Bande angefangen haben, und künftig damit fortzufahren gedenken, so sind doch diese Stellen, dergleichen wir hie liefern, zu interessant, als daß wir sie blos ausziehen sollten. (Sr.)

Regiment zu entfernen, worauf er sogleich einen Handel anfangen kann, wozu die Holländer selbst ihn mit Gelde und Credit unterstützen; und auf diese Art geschicht es, daß alle weisse Einwohner des Ots, Soldaten sind.

Hingegen sind die Weiber unter gar keiner Einschränkung, sondern können sich aus allen Nationen so viele da wollen, hie niederlassen; doch sagte man zu der Zeit, da wir uns in Batavia aufhielten, daß nicht zwanzig aus Europa gebürtige Weibsbilder an dem Orte wären, sondern die weissen Frauen, woran hie gar kein Mangel ist, waren Abkömmlinge im dritten oder vierten Geschlecht von Europäischen Eltern, und die Nachlese von vielen Familien, die nach und nach hieher gekommen, aber in der männlichen Linie ganz ausgegangen sind; denn es ist ausgemacht, daß der hiesige Himmelsstrich, dem weiblichen Geschlecht bey weitem so nachtheilig nicht ist, als dem männlichen, die Ursache davon sey, welche es wolle.

Das Frauenzimmer thut es hie in allen Stücken den Indianerinnen nach; ihr Anzug besteht aus den nehmlichen Zeugen, sie tragen auf die nehmliche Art ihre Haare, und ergeben sich eben so der Gewohnheit, Betel zu kauen.

Die Kaufleute treiben hie ihre Gewerbe mit wenigerem Geräusche als in keinem anderen Ort

in der Welt vielleicht geschicht; alle Manufacturen sind in den Händen der Chineser, welche die verarbeiteten Waaren, dem Kaufmann, der sich da aufhält, verkauffen, weil sie sie an niemand anders dürfen. Wenn demnach ein Schiff ankommt und bespricht etwan ein Hundert Lager Arrack, oder sonst irgend eine andere Waare, so hat der Kaufmann weiter nichts zu thun, als daß er seinem Chineser Befehl ertheilen läßt, daß er zusehe, daß sie an Boord gebracht werde. Dieser gehorcht, bringt nachmahls seinem Kaufmann einen Empfangschein über die Güter, von dem Schiffsherrn, und der Kaufmann empfängt das Geld, zieht erst seinen Gewinn davon ab und bezahlt darauf dem Chineser was er ihm schuldig ist. Mit Waaren hingegen, die eingeführt werden, hat der Kaufmann ein bisgen mehr Mühe; denn er muß sie, so wie in andern Ländern geschicht, untersuchen, in Empfang nehmen, und in sein Lagerhaus einführen.

Die Portugiesen werden von den Eingebohrnen Oranserane *) oder Nazarener-Männer, genannt, um sie von anderen Europäern zu unterscheiden; doch werden sie mit unter dem allgemeinen Nahmen der Kaper oder Kafir begriffen, welches ein Schimpfnahme ist, mit dem die Mahomedaner alle benennen, die nicht ihres Glau-

*) Oran bedeutet in der Landessprache einen Mann.

Glaubens sind. Unterdessen sind diese Leute doch auch nur blos dem Nahmen nach Portugiesen, sie haben der römischen Religion entsagt, und die protestantische angenommen, und mit dem Lande ihrer Voreltern stehen sie in gar keiner weitern Verbindung, ja wissen nicht einmal was von demselben; sie sprechen zwar eine ganz verdorbene Portugiesische Sprache, weit häuffiger aber Malayisch; man erlaubt ihnen keine andere als niedrige Geschäfte, daher einige sich von der Jagd nähren, andre mit Leinen-Zeug-Waschen, und einige werden Handwerksleute oder Künstler. Sie haben alle Gebräuche der Indianer angenommen, von denen sie sich hauptsächlich den Gesichtszügen und der Farbe nach unterscheiden; indem ihre Haut dunkler und die Nase spitziger ist; sonst kleiden sie sich auf die nehmliche Art, ausgenommen daß sie die Haare anders tragen.

Die Indianer, die in und um Batavia unter den Holländern und Portugiesen leben, sind nicht, wie man glauben sollte, Javaner, oder die ursprünglichen Eingebohrnen der Insel, sondern aus verschiedenen Eilanden her, von dannen die Holländer ihre Sklaven holen, sie sind entweder selbst Freygelassene, oder Abkömmlinge derer, die vormahlen frey gelassen worden, und werden alle zusammen unter dem allgemeinen Nahmen der Oranslam oder Isalam begriffen, das ist, der Gläubigen, die den wahren

Glauben haben. Demohngeachtet halten sich doch die Landesleute jeglichen Landes von den andern abgesondert, und zeichnen sich eben so, wie die Sklaven jedes Landes, durch ihre eigenthümliche Laster und Tugenden aus. Viele darunter beschäftigen sich mit dem Gartenbau, und ziehen Blumen, Pflanzen und Früchte, womit sie Handel treiben. Der Betel und Areca, die hie Siri und Pinang heissen, und von beyderley Geschlecht allerhand Standes in erstaunendere Menge gekauet werden, sind einzig und allein von ihrer Zucht; mit diesen Wurzeln wird noch Kalk vermischt, der aber doch den Zähnen so viel Schaden nicht thut, weil er zuvor geschlemmt wird; ausser dem Kalk aber nehmen sie noch ein Wesen dazu, das Gambir heißt, und von dem festen Lande Indiens gebracht wird; vornehmer Weiber thun auch noch Kardamom und andere Gewürze hinzu, damit sie einen wohlriechenden Odem bekommen. Andere Indianer hingegen beschäftigen sich mit fischen, noch andere halten Kähne, mit denen sie Güter von einem Ort zum anderen zu Wasser führen; einige aber sind reich, und leben nach ihrer Landesart in Pracht, die sich größtentheils in der Menge ihrer Sklaven zeigt.

In Ansehung ihrer Speise sind diese Isslams ungemein mäßig; sie besteht größtentheils aus gesottenem Reiß, einem kleinen Stück Büffel-

felfleisch, etwas Fisch oder Vögelwerk, zuweilen aus gedörreten Fischen und gedörreten Garnahlen, die aus China hieher gebracht werden; alle Gerichte aber sind stark mit Cayanischen Pfeffer gewürtzt. Ausserdem machen sie noch verschiedene Arten Kuchenwerk aus Reiß, Mehl und anderen mir unbekannten Zuthaten, essen auch viel Obst, sonderlich aber Plantanen.

Allein ohngeachtet ihrer Mäßigkeit haben sie doch bey ihren Gastereyen allen Ueberfluß und beweisen wohl dabey nach ihrer Art eine Pracht. Da sie Mahometaner sind, so können sie ihrer Religion wegen, bey Lustbarkeiten keinen Wein oder starke Getränke vorsetzen, und trinken auch in geheim solche nicht oft, sondern begnügen sich mit Betel und Opium.

Ihre vornehmste Feyerlichkeit ist eine Hochzeit, bey welcher Gelegenheit die beyderseitigen Familien so viel Gold und Silber zusammenborgen, als nur möglich ist, den Bräutigam und die Braut zu putzen, so daß ihr Anzug prächtig ist und ins Auge fällt. Die Gastereyen, die bey solchen Vorfällen unter den Reichen gegeben werden, währen bisweilen vierzehn Tage und manchmahl noch länger; während dieser Zeit, wird der junge Mann, ob er gleich schon den ersten Tag mit der Braut zusammen gegeben ist, dennoch von den Frauen abgehalten, daß er zu seiner Ehegenoßin nicht kommen darf.

Die Sprache, die unter diesen Völkern zusammen, sie mögen auch her seyn, wo sie wollen, gesprochen wird, ist die Malayische, wenigstens heißt sie so, und mag vielleicht eine verdorbene Mundart derjenigen seyn, die in Malacca gesprochen wird. In der That, hat jedes kleine Eyland seine eigene Sprache, und Java hat deren zwey bis drey; unterdeß ist diese Lingua franca die einzige, die hie, und wie man mich versicherte, in einem großen Theile von Ostindien geredet wird. Ein Wörterbuch der Malayischen und Englischen Sprache ward im Jahr 1701 zu London von einem Thomas Bowrey bekannt gemacht.

Ihre Weiber tragen auf dem Kopfe so viele Haare, als nur darauf wachsen können, und um deren noch mehrere zu haben, gebrauchen sie Oele und andere Arten von Zubereitungen. Die Natur hat ihnen diesen Schmuck mit freygebiger Hand ausgetheilt; es ist bey ihnen gemeiniglich schwarz, und wird oben auf dem Wirbel des Kopfs, wie in einer Schneckenlinie gewunden, und mit einem Pfriemen befestigt in einem Geschmack, der uns unaussprechlich zierlich vorkam; um diese Wurst oder Kranz liegt ein anderer von Blumen, wo der arabische Jasmin mit den goldenen Sternen des Bonger Tanjong aufs schönste untermischt ist.

Beyderley Geschlechter baden sich beständig, den Tag wenigstens einmal, im Fluß; eine Gewohnheit, die in diesem heissen Lande, sowohl zur persönlichen Schönheit, als auch zur Gesundheit gleich nöthig ist. Die Zähne dieser Leute verdienen immer viele Aufmerksamkeit, was sie auch übrigens von den beständigen Betel-Kauen an der Farbe leiden mögen. Die Spitzen werden an der obern und untern Kinlade mit einer Art von Schleifsteine mittelst einer mühsamen und schmerzlichen Operation so lange gerieben, bis sie vollkommen eben und gleich sind, so daß die Zähne weniger nicht, als mindestens eine halbe Linie an ihrer Länge verliehren. Alsdann wird quer über den oberen Zähnen und recht in der mitten, in gleicher Entfernung von dem Zahnfleisch und den unteren Enden der Zähne, eine tiefe Furche gezogen, die wenigstens an Tiefe den vierten Theil der Dicke der Zähne beträgt, so daß sie ungleich weiter eindringt, als der sogenannte Schmelz gehet, dessen geringste Beschädigung, die Zahnverständige in Europa für äusserst nachtheilig halten; dennoch erblicken wir unter diesen Leuten, wo die Gewohnheit, den Schmelz auf diese Art zu verletzen, allgemein eingerissen ist, nicht einen, der einen ausgestockten Zahn gehabt hätte; die Schwärze aber, die man darauf wahrnimmt, ist kein Fleck, sondern eine Decke, die nach Belieben kann weggewaschen werden, worauf man Zähne sieht, die so weiß sind als

Elfen-

Elfenbein, woraus aber die schönen Herren und Damen dieser Nationen, nicht sonderlich viel machen.

Dies ist das Volk, unter dem die Gewohnheit, welche amock oder muck lauffen genannt wird, seit undenklichen Zeiten eingerissen ist. Es ist bekannt genung, daß der Ausdruck muck lauffen, seiner ursprünglichen Bedeutung nach soviel heißt, als sich an Opium aufs höchste berauschen, alsdann mit blossem Degen in die Strasse sprengen, und alles ermorden, was einen begegnet, bis man selbst entweder niedergestossen oder gefangen genommen wird. Während unseres Aufenthalts in Batavia trugen sich dergleichen Beyspiele mehr als einmal zu, und einer derer Amtsdiener, deren Geschäfte unter andern auch erfordert, solche Leute zu greiffen, sagte uns, daß kaum eine Woche vorbey gienge, da nicht er oder einige seiner Mitgesellen geruffen würden, einen dergleichen gefangen zu nehmen. Bey einem Vorfall, der uns zu Ohren kam, war ein solcher Mensch durch die Treulosigkeit seiner Weiber höchlich beleidigt worden, und war vor Eifersucht rasend, ehe er sich noch in Opium berauschte. Man erzählte, daß ein Indianer, der muck lauft, allemal durch irgend ein Unrecht vorerst zur Verzweifelung getrieben worden, und daß er nach der Berauschung, sich allemal zuerst an denen rächet, die ihn die Beleidigung zugefügt haben; man

man setzte noch hinzu, daß obgleich solche elende Menschen nachdem mit entblössetem Gewehr, unsinnig, und mit Schaum vor dem Munde, in die Strasse rennen, so stossen sie doch keinen Menschen nieder, als wer sie greiffen will, oder den sie im Verdacht haben, daß er diesen Vorsatz hat; wer ihnen aber aus dem Wege geht, dem geschicht kein Leid. Gemeiniglich sind es Leibeigne, die freylich mehr Unrecht dulden müssen, als andere Stände, und am allerseltensten vor den Richtern eine Schadloshaltung oder Recht bekommen. Bisweilen werden aber auch wohl freye Leute zu dieser Tollheit gereitzt, und einer von denen, der während unserer Anwesenheit in Batavia muck lief, war ein freyer und wohlhabender Mann. Er war eifersüchtig auf seinen Bruder, den er zuerst, nachmahlen aber auch zween andere, die ihn aufzuhalten gedachten, ermordete; doch lief er nicht aus dem Hause heraus, sondern versuchte, sich in selbigem zu wehren; ob er gleich durch das Opium so sehr von Sinnen kommen war, daß unter drey Flinten, die er gegen die Gerichtsbedienten brauchte, die ihn greiffen wollten, nicht eine einzige geladen oder nur Pulver aufgeschüttet war. Wenn der Gerichtsbediente einen solchen Amock, oder (wie man sie auch nach einer gar zu leichten Verdrehung des Nahmens nennt) Mohack, lebendig greift, so bekommt er eine ansehnliche Belohnung, tödtet er ihn aber, so bekommt er nichts über seinen

nen gewöhnlichen Lohn; allein diese Raserey der Amocks ist so groß, daß unter vieren, gemeiniglich drey schlechterdings getödtet werden müssen, wenn man ihrer will habhaft werden, obgleich die Gerichtsbedienten Waffen haben, an denen sich lange Kneipen oder Zangen befinden, mit denen sie sie fassen können, ohne ihnen so nahe zu kommen, daß die Amocks ihnen mit ihrem Gewehr können Schaden thun. Die man lebendig greiffen kann, sind doch gemeiniglich verwundet. Sie werden durchgängig lebendig gerädert, und wenn der Arzt, der ihre Wunden untersuchen muß, der Meynung ist, daß solche tödtlich sind, so geht die Hinrichtung augenblicklich vor sich, und der Richtplatz ist gemeiniglich die Stelle, wo der Amock den ersten Mord begangen.

Es herrschen unter diesen Völkerschaften viele ungereimte Meynungen und Gewohnheiten, die noch von ihren heidnischen Vorfahren herrühren. Sie glauben, daß der Teufel, den sie Satan nennen, die Ursache aller Krankheiten und Widerwärtigkeiten ist, und wenn sie krank werden oder in wiedrige Zufälle gerathen, so opfern sie ihm zur Versöhnung, Speise, Geld und andere Dinge. Wenn einer unter ihnen keine Ruhe haben kann, oder träumt zwey bis drey Nächte hinter einander, so schließt er daraus, daß der Satan sich dieses Mittels bedienet, um ihm seine Befehle aufzugeben, und wann er saumselig seyn sollte,

sie

sie zu erfüllen, so müßte er gewißlich krank werden oder sterben; wann gleich der Satan seine Befehle nie so klar offenbahret, daß man deren Sinn sicher einsehen könnte; um nun also den Traum auszulegen, martert solcher Träumer seinen Verstand auf alle Art und Weise, und wenn er dennoch, er mag ihn im buchstäblichen oder uneigentlichen, im graden oder entgegengesetzten Verstande nehmen, keinen Sinn herauszubringen vermag, der ihm völlig Genüge thäte, so nimmt er seine Zuflucht zu dem Cawin oder Priester, der ihm mit Erläuterungen und Auslegungen hilft, und die geheimnißvollen Offenbarungen der Nacht-Erscheinung vollkommen entwickelt. Es kommt gemeiniglich darauf hinaus, daß der Teufel Lebensmittel oder Geld braucht, welches er alsdenn allemal bekommt, so daß es ihm auf einen Teller von Kakao-Nußblättern gelegt, und an den Ast eines Baumes an einem Flusse gehangen wird. Herr Banks fragte den einen, ob er glaubte, daß der Satan das Geld verbrauchte, oder die Lebensmittel verzehrte? er antwortete, was das Geld beträffe, so betrachtete man es mehr als eine Strafe für den, der sich vergangen hätte, denn als ein Geschenk für den, der es bekäme; aus der Ursache opfere es der Träumer, ohne daß er sich darum berümmere, in wessen Hände es käme; sie glaubten aber, daß es gemeiniglich einem Reisenden zu Theil würde, der die Strasse wanderte; in Ansehung der Speise, seyen

seyen sie vollkommen überzeugt, daß der Teufel zwar die gröberen Theile nicht äße, aber doch seinen Mund daran legte, und ohne ihre Lage zu ändern allen Saft so aussöge, daß sie nach diesem so geschmacklos ist, wie Wasser.

Sie hegen aber eine andere abergläubische Meynung, die noch weit abgeschmackter ist. Sie glauben, daß die Weiber, wenn sie von einem Kinde entbunden werden, sehr oft zu gleicher Zeit einen jungen Krokodill, als einen Zwilling des Kindes, mit zur Welt bringen; sie glauben, daß diese Thiere von der Hebamme sorgfältig in Empfang genommen, sogleich zum Flusse gebracht, und ins Wasser geworfen werden. Die Familie, wo man glaubt, daß solche Niederkunft geschehen ist, bringt beständig Speise nach dem Fluß, für ihren im Wasser lebenden Verwandten, und vorzüglich muß der Zwilling, so lange als er lebt, zu gewissen bestimmten Zeiten an den Fluß gehn, und seine brüderliche Pflicht beobachten, denn sonst ist man durchgängig der Meynung, daß er krank werden oder sterben muß, wenn er dies zu thun versäumt. Auf was für Weise zuerst eine so ausschweifende und ungereimte Meynung hat aufkommen können, läßt sich nicht leicht errathen, zumahl da sie mit keinem Religionsgeheimnisse, dem Scheine nach, in Verbindung steht; und wie eine Thatsache, die sich nimmermehr zugetragen hat, als eine Sache kann betrachtet werden,

die

die sich täglich zuträgt, da doch kein Mensch durch seine Sinne davon jemahlen überzeugt wird, auch dem Ansehen nach niemand bey diesem Betruge einen Vortheil haben könnte, das ist eine Aufgabe, die wahrlich schwer aufzulösen ist. Unterdessen ist nichts zuverläßiger unter ihnen, als der feste Glaube an diese handgreifliche Ungereimtheit, denn alle Indianer, die wir darnach fragten, bejaheten es einstimmig. Den Ursprung scheint dieser Glaube aus den Inseln Celebes und Butu zu haben, wo viele Einwohner Krokodile in ihren Häusern halten; die Meynung indessen hat sich über alle morgenländische Eylande verbreitet, sogar bis nach Timor und Ceram und westwärts bis nach Java und Sumatra, wo doch, meines Wissens, niemahls junge Krokodile gehegt werden.

Diese Krokodilen-Zwillinge werden Sudaras genannt, und ich will eine von den unzählichen Geschichten wiederholen, die uns erzählt wurden, um ihr würkliches Daseyn aus Augenzeugnissen zu bestätigen.

Eine junge Sklavin, die unter den Engländern zu Benkoolen gebohren und erzogen war, und etwas englisch gelernt hatte, erzählte Herrn Banks, daß ihr Vater, als er sterben wollte, ihr erzählt hätte, er habe einen Krokodil zum Sudara, wobey er ihr aufs nachdrücklichste anbe-

len, wenn er würde gestorben seyn, selbigem Essen zu bringen; zugleich habe er ihr Anweisung gegeben, an was für einer Stelle im Fluß sich selbiger aufhielt, und bey was für einem Nahmen sie ihn ruffen sollte. Zufolge des Befehls und der Anweisung ihres Vaters begab sie sich den Fluß aufwärts, stellte sich ans Ufer, und rief Radja Pouti, weisser König. Hierauf kam ein Krokodil aus dem Wasser hervor, und aß aus ihren Händen die Speise, die sie ihm gebracht hatte. Als man von ihr begehrte, daß sie diesen ihres Vatern Bruder beschreiben sollte, der in so sonderbarer Gestalt seine Wohnung im Wasser genommen hätte, sagte sie: er sey nicht so wie andere Krokodile, sondern weit hübscher; er habe einen gesprenkelten Leib und eine rothe Nase, an den Füssen goldne Armbänder und in den Ohren goldne Ohrringe. Herr Banks hörte dies lächerlich falsche Mährchen geduldig an, und ließ das Mädchen gehen, ohne sie einmal daran zu erinnern, daß ein Krokodil mit Ohren, eben ein so unerhörtes Ungeheur ist, als ein Hund mit Hufen an den Füssen. Einige Zeit darnach redete Herr Banks mit seinem Knecht, den er in Batavia gemiethet hatte, und der eines Holländers Sohn von einer Javanischen Frau war; dieser versicherte ihn, daß er eben einen solchen Krokodil auch gesehn hätte, und daß viele andere, sowohl Holländer als Malayen ebenfalls ihn gesehn; da er nur noch jung gewesen, so habe er

nur

nur zwey Fuß Länge, aber an den Füssen goldne Armbänder gehabt. Herr Banks antwortete: „Man darf dergleichen Geschichtgen gar nicht glau„ben, denn neulich wurde mir gar von einem „Krokodile mit Ohrringen erzählt, und ihr wißt „wohl selbst, daß das nicht wahr seyn kann, „da ein Krokodil keine Ohren hat.“ — O Herr, „versetzte der Knecht, diese Sudara Oran sind „nicht beschaffen wie andere Krokodile; sie haben „an jedem Fuß fünf Zehen, eine grosse Zunge, die „den Mund ausfüllt, und auch Ohren, wiewohl „solche freylich sehr klein sind.“

Wieviel diese Leute selbst von alle dem glauben, was sie erzählen, kann man nicht wissen, denn die Leichtgläubigkeit der Unwissenden und Thoren, ist unumschränkt. Indessen sind in der Erzählung, die das Mädchen vorbrachte, gewisse Dinge, worin sie nicht betrogen werden konnte; daher sie einer vorsetzlichen Falschheit sich muß schuldig gemacht haben. Ihr Vater kann ihr vielleicht befohlen haben, einen Krokodil zu füttern, weil er der Meinung war, es sey sein Sudara oder Zwillings-Bruder; daß aber der Krokodil aus dem Wasser gekommen, als sie ihn bey dem Nahmen des weissen Königs geruffen, und daß er ihr das Futter, das sie ihm brachte, aus der Hand genommen, das muß ein von ihr selbst erdachtes Mährchen seyn; denn da dies falsch ist, so war es auch nicht möglich, daß sie selbst

hätte glauben sollen, es sey wahr. Aber sowohl des Mädchens als des Knechts Historien, sind ein starker Beweis, daß sie beyde festiglich glaubten, es gebe Krokodile, die der Menschen Sudaras wären; und des Mädchens Erdichtung kann man auch leicht einsehn, wenn man sich erinnert, was jeder Mensch für ernstliche Begierde hegt, andere das glaubend zu machen, was er selbst glaubt, und wie stark da die Versuchung ist, sich unrechtmäßiger Zeugnisse zu bedienen. Und die feyerliche Bekräftigung dessen, was man falsch zu seyn weiß, nur um andere zum Glauben dessen zu bewegen, was man würklich für wahr hält, muß nach den liebreichsten Grundsätzen, vielen sonst ehrwürdigen Männern auch beygemessen werden, durch deren Hände, die Lehren der christlichen Religion ihren Weg bis zu uns gefunden haben, und man muß selbige als die Quelle aller der abgeschmackten Mährchen ansehn, die von den Römisch-Päbstlichen Heiligen erzählt werden, unter denen viele, nicht minder ausschweiffend und ungereimt sind, als die Geschichte vom weissen König, und die alle mit einander eine Erfindung des ersten Erzählers sind.

Die **Bougis**, die Macassaren und **Butons**, sind so fest überzeugt, daß sie unter den Krokodilen in den Flüssen ihres Vaterlandes Verwandte haben, daß sie zu bestimmten Zeiten, zu ihrem Andenken gewisse Gebräuche beobachten.

Ganze

Ganze Gesellschaften von ihnen fahren in einem Boothe, das mit einem Ueberfluß von Lebensmitteln und aller Arten von Musik versehen ist; damit rudern sie auf und ab, an Stellen, wo sich die mehresten Krokodile und Alligators aufzuhalten pflegen, wobey sie bald singen, bald weinen, jeder aber seinen Verwandten anruft, bis endlich ein Krokodil zum Vorschein kommt, da denn augenblicklich die Musik einhält und dagegen Speisen, Betel und Taback ins Wasser geworfen werden. Durch diese Höflichkeit gegen das Krokodilen-Geschlecht, hoffen sie sich ihren Verwandten unter den Krokodilen in ihrem Vaterlande zu empfehlen, und glauben, daß ihre Bemühungen so gut werden aufgenommen werden, als wenn sie diese Geschenke ihren Verwandten selbst brächten; welches ihnen, in ihrer jetzigen Entfernung, zu thun nicht möglich ist.

Nach den Indianern haben die Chineser den Rang, die alhie sehr zahlreich sind, aber wenig Eignes besitzen. Einige von ihnen leben innerhalb der Wälle und halten Krambuden, wo sie eine Menge Europäischer und Chinesischer Güter auskramen; die mehresten aber wohnen ausserhalb der Wälle beysammen in einem Quartier, das von ihnen den Nahmen Campang China hat. Viele darunter sind Zimmerleute, Tischler, Schmiede, Schneider, Pantoffelmacher, Baum-

wollfärber und Würker, und behaupten immerfort den Ruhm fleißiger Leute, den man ihnen gegeben hat. Noch andere aber leben hie und da verstreut auf dem Lande, wo sie Gärten bauen, Reiß und Zucker säen, oder Büffel und anderes Vieh halten, davon sie alle Tage die Milch nach der Stadt bringen.

Nichts ist so reinlich oder unsauber, so ehrlich oder unehrlich, das die Chineser für Geld nicht gerne verrichten, wenn nur nicht gar zu viel Gefahr wegen des Galgens dabey ist. So ungemein emsig sie aber auch bey ihren Werken sind, und mit so viel Geduld sie auch alle Arten von Arbeit übernehmen, so haben sie doch kaum die Arbeitswerkzeuge aus den Händen gelegt, da sie schon anfangen zu spielen, es sey mit Würfeln oder Karten oder andere Spiele, deren sie eine große Menge, aber alle von den Europäischen verschieden, erdacht haben; und auf diese sind sie so erpicht, daß sie sich kaum die nöthige Zeit lassen zu essen und zu schlafen; daher es eben so was seltenes ist, einen Chineser müßig, als einen Holländer oder Indianer bey der Arbeit zu sehn.

In ihrer Aufführung sind sie allemal höflich oder vielmehr unterthänig, und in der Kleidung ungemein nett und sauber, sie mögen vornehm oder gering seyn. Ihre Bildung und Anzug gedenke

gedenke ich hie nicht zu beschreiben, denn auf der feinen Sorte des Chinesischen Papiers, das itzt in England ganz gemein ist, findet man von beyden eine vollkommene Abbildung, die aber doch etwas übertrieben ist, und sich zur Karikatur neigt.

Mit dem Essen sind sie sehr begnügsam wiewohl die wenigen, die unter ihnen reich sind, viele wohlschmeckende Gerichte haben. Reiß mit einem Stückchen Fleisch oder Fisch ist die Kost der Armen, und sie haben darin einen großen Vortheil vor den Mahometanischen Indianern voraus, daß ihnen nicht so, wie diesen, die Religion vielerley zu essen verbietet, das sie sich ohne viele Mühe verschaffen können. Vielmehr ißt der Chineser, da er unter keiner Einschränkung steht, nicht nur Schweine, sondern auch Hunde, Katzen, Frösche, Eidechsen, verschiedene Schlangen-Arten, und eine große Menge Seethiere, die von den übrigen Einwohnern allhie nicht als Kost betrachtet werden; ausserdem aber geniessen sie auch noch eine Menge Gewächse, die ein Europäer nicht anrühren würde, wo er nicht etwan in Gefahr stünde, für Hunger umzukommen. *)

*) Man sieht also, daß die Chineser unter allen Menschen vielleicht diejenigen sind, die sich den Reichthum der Schöpfung am besten zu Nutze machen, und am vorzüglichsten bestätigen, was unser Heiland zu dem Versucher sagt: Es ist eben

In Ansehung des Begrabens ihrer Todten haben die Chineser einen sonderbaren Aberglauben; indem sie unter keinerley Veranlassung den Grund, wo ein Leichnam begraben liegt, nicht zum zweytenmal öfnen werden. Daher kommt es, daß ihre Begräbnisse um Batavia viele hundert Morgen Land einnehmen, und daß die Holländer, die ärgerlich sind, daß so vieles Erdreich wüste liegen muß, ihnen das geringste Plätzgen nicht anders, als für den übertriebensten Preiß verkauffen. Unterdeß thun die Chineser ihr äusserstes das Kaufgeld aufzubringen, und geben damit einen neuen Beweis von der Schwäche und Thorheit des menschlichen Herzens, daß sie die Achtung, die sie für die Lebendigen haben sollten, auf die Todten übertragen, und diese zum Vorwurf ihrer Bemühungen und Aufwandes machen, die doch von alle dem nicht den mindesten Vortheil geniessen könnnen. Unter dem Einfluß dieses allgemein herrschenden Vorurtheils, gebrauchen sie die äusserste Sorgfalt, den Leichnam in seinem

eben nicht nothwendig, daß der Mensch Brodt habe, sondern er kann von allem leben, was Gott geschaffen hat. Wie wenig ekel aber die Chineser sind, das erhellet nicht nur aus dem was der Verfasser hie erzählet, sondern ich erinnere mich auch gelesen zu haben, daß sie einen so angenehmen Geruch an den Wanzen finden, daß sie solche zur Erquickung zwischen den Fingern zerdrücken, da doch den Europäern dieser Gestank so unleidlich ist, daß manchen der Angstschweiß darüber hervorbricht. (Hr.)

seinem vollkommenen Zustande zu erhalten, und dessen Ueberbleibsel zu bewahren, damit sie nicht mit der gemeinen Erde, worin sie gelegt werden, sich vermischen. Zu dem Ende machen sie einen dicken hölzernen Sarg, aber nicht aus Brettern, sondern aus einem festen Baumstamm, den sie wie ein Kanot aushöhlen. Wenn dieser Sarg zugedeckt und in das Grab gelassen worden, so wird er mit einem starken Ueberzug von chinesischem Mörtel, der bey ihnen Chinam heißt, und in kurzer Zeit so hart wird, wie ein Stein, an acht bis zehn zoll dick überkleidet. Die Verwandten des Verstorbenen sind bey den Begräbnißgebräuchen gegenwärtig, und eine grosse Menge Weiber wird gemiethet zu klagen und zu weinen. Man kan sich leicht vorstellen, daß ein gemietheter äusserlicher Schein von Traurigkeit, eben so wenig schmeichelndes für die Lebenden, als Nutzen für den Todten haben kann; jedoch es ist bekannt, daß ein trauriger Schein auch unter erleuchteteren und nachdenkenderen Leuten, als die Chineser sind, gemiethet und bezahlt wird. In Batavia ist das Gesetz, daß jedermann nach seinem Stande und Range muß begraben werden, und von diesem Gesetz giebt es niemahlen eine Lossprechung, dergestalt, daß wenn ein Verstorbener nicht so viel hinterlassen hat, daß seine Schulden können bezahlt werden, ein Amtsbedienter kommt und ein Verzeichniß von allem macht, was der Verstorbene bey Lebzeiten hatte, da er

denn aus dessen Ertrage auf die verordnete Weise begraben, und blos das, was übrig bleibt, den Schuldnern gelassen wird. Auf diese Art werden zum öftern die Lebendigen den Todten aufgeopfert, oder Gelder, die zur Lösung der Schulden oder zum Unterhalt einer Wayse angewendet werden sollten, auf eitle Leichenbegängnisse verwendet, oder zum Verrotten in die Erde gesteckt.

Ein anderes zahlreiches Geschlecht von Landesbewohnern sind die hiesigen Sklaven, denn sowohl Holländer, als Portugiesen und Indianer, wes Standes und Ranges sie immer seyn mögen, haben beständig eine Begleitung von Sklaven um sich, die auf Sumatra, Malacca und fast allen anderen östlichen Eylanden aufgekauft werden. Die eingebohrnen von Java, unter denen sehr wenige in der Nachbarschaft von Batavia herum wohnen, dürfen bey schweren Leibesstrafen, die in den Gesetzen bestimmt sind, nicht zu Leibeignen gemacht werden, und ich glaube, daß man diese Gesetze selten übertritt. Der Preis der Leibeignen beläuft sich auf zehn bis zwanzig Pfund Sterl. (60 bis 120 Thlr.) Mädchen aber holen bisweilen, wenn sie schön sind, auch wohl hundert (600 Thlr.) Sie sind allesamt ein faules Volk; allein so wie sie wenig arbeiten, so sind sie auch mit wenigen Lebensmitteln zufrieden, und leben von gesottenem Reiß

und

und ein wenig wohlfeilen Fischen. Da sie aus verschiedenen Ländern her sind; so unterscheiden sie sich auch ungemein von einander an Gestalt und Gemüth. Die Afrikanischen Negern, die hie Papua heissen, sind die schlimsten und können daher für das wenigste Geld gekauft werden, sie sind alle mit einander Diebe, und allesamt unverbesserlich. Nach ihnen kommen die Bougis und Macassaren, beyde von der Insel Celebes; diese sind im höchsten Grade faul und zwar dem Stehlen nicht so ergeben als die Negern, aber von grausamen und rachsüchtigem Gemüth, welches sie höchst gefährlich macht, sonderlich, da sie, um ihre Rache zu kühlen, sich aus einem Morde kein Bedenken machen. Die besten Leibeignen, folglich auch die theuresten, werden von der Insel Bali geholt; die schönsten Sklavinnen kommen von Nias, einer kleinen Insel an der Küste von Sumatra, sind aber von zarter und schwächlicher Leibesbeschaffenheit, so daß sie der ungesunden Luft in Batavia in kurzem zum Opfer werden. Ausser diesen giebt es auch noch Malayen und Sklaven von anderer Benennung, deren unterscheidende Merkmale ich nicht alle behalten habe.

Diese Leibeigne stehen alle unter ihrer Herren Gewalt, in so ferne ihre Bestrafung nicht das Leben betrifft; wenn aber ein Sklave gestraft wird und stirbt davon, wenn es auch nicht zu bewei-

sen

sen ist, daß sein Herr den Vorsatz gehabt hat, ihn zu tödten, so wird der Herr zu einer strengen Rechenschaft gefordert, und muß gemeiniglich mit seinem eignen Leben dafür büssen. Daher kommt es, daß ein Herr selten den Sklaven straft, sondern gemeiniglich einen öffentlichen Bedienten kommen läßt, der Marineu heißt, dergleichen jedes Quartier einen hat. Das Amt des Marineu ist, Aufläufe zu stillen, und die Unruhigen gefangen zu nehmen, sonderlich aber entlauffene Sklaven zu greiffen, und sie für ihre Vergehungen so zu strafen als ihr Herr, mit Zuziehung der gehörigen Zeugen, ihnen auflegt; indessen straft sie doch auch der Marineu nicht selbst, sondern har Leibeigne, die zu dem Geschäft erzogen sind. Die männlichen Sklaven werden öffentlich vor ihrer Herren Thüre abgestraft, die Sklavinnen aber im Hause. Die Züchtigung geschicht mit Ruthen, die von Rattan gemacht und an den Spitzen zu diesem Endzweck in dünne Striemen gespalten sind, und mit jedem Streiche Blut schlagen. Eine gewöhnliche Züchtigung kostet den Herren einen Reichsthaler, und eine stärkere einen Dukaton. Auch ist der Herr schuldig dem Leibeignen wöchentlich drey Dübbelchen, (dubbelcheys) das ist ungefähr sieben Halbpfennige Sterling (oder 4 Sgr. zur Erquickung zu geben, und ihn damit über die Versuchung zum Stehlen, welche allerdings groß ist, wegzusetzen.

In Ansehung der Regierung kann ich nur wenig von diesem Orte sagen. Indessen bemerkten wir an den Leuten eine sichtbare Unterordnung (oder Subordination). Ein jeder, der ein Haus halten kann, hat nach den Jahren seiner Dienste, die er der Gesellschaft geleistet, einen gewissen angewiesenen Rang, und die verschiedenen Rangordnungen, die auf diese Art entstehen, werden an den Zierathen der Kutschen und der Kleidung des Kutschers kenntlich gemacht; einige müssen in ganz schlechten Kutschen fahren, andere haben Erlaubniß sie auf verschiedene Art, und auf ein bestimmtes Maaß mahlen zu lassen, und einigen steht es frey sie zu vergolden. Der Kutscher hat ebenfalls entweder einen ganz schlechten, oder mehr und weniger mit Tressen besetzten Rock.

Der Staatsbediente, der hie den Vorsitz führt, hat den Titel eines General-Gouverneurs von Ostindien, und die Holländischen Gouverneurs aller anderen Niederlassungen stehen unter ihm, und müssen vor ihm zu Batavia erscheinen, ihre Rechnungen nachsehen zu lassen. Wenn sie sich vergangen, oder was versäumt haben, so straft er sie mit Aufziehen, und behält sie nach Belieben eins, zwey und auch wohl drey Jahre zurück, indem sie nicht eher von der Stelle können, als bis er ihnen Urlaub gegeben. Auf den Gouverneur folgen die Rathsglieder, die hie **Edele Herren** heissen. Diese Edele Herren

maassen

maaßen sich solches Staats an, daß sie erwarten, ein jeder, der ihnen begegnet, müsse in dem Wagen aufstehen, sich bücken, dann auf die Seite ausweichen, und so lange halten, bis der Edele Herr vorbey gefahren ist. Ihre Weiber und sogar ihre Kinder fordern die nehmliche Ehrerbietung, die ihnen auch gemeiniglich von den Einwohnern geleistet wird. Allein einige unserer Seekapitains haben geglaubt, ein solch sklavisches Merkmahl der Ehrerbietung sey unter der Würde, die ihnen von dem Dienste Sr. Brittanischen Majestät eigen ist, und haben sich geweigert es zu leisten; wenn sie aber in einer Miethkutsche fahren, so hat nichts den Kutscher abhalten können, auf ihre Kosten dem Holländischen Grande diese Unterthänigkeit zu bezeigen, als die ernstlichste Drohung, ihn auf der Stelle zu erschiessen.

Die Gerechtigkeit wird durch eine Gesellschaft von Rechtsgelehrten verwaltet, die unter sich verschiedene Rangordnungen haben. Von ihrem Verfahren bey Rechtssachen, die das Eigenthum angehn, weiß ich nichts zu sagen, aber in peinlichen Sachen sind ihre Entscheidung bis auf den sträflichsten Grad strenge gegen die Eingebohrne und gelinde gegen ihre Landesleute. Einem Christen wird allemahl eine Gelegenheit verstattet zu entspringen, ehe es noch zum Verhör kommt, er mag eines Verbrechens schuldig seyn, wessen

er wolle; und wann er auch vor Verhör gebracht und überführt wird, straft man ihn doch selten am Leben; dagen ein armer Indianer gehangen, und gerädert, oder gar lebendig gespießt, und beym geringsten Vergehen ohne Barmherzigkeit gezüchtigt wird.

Die Malayen und Chineser haben ihre eigne Richter unter dem Nahmen von Kapitaine und Lieutenants, die in bürgerlichen Fällen entscheiden und von denen man sich auf die holländischen Gerichte beruffen kann.

Die Taxen, welche diese Völkerschaften der Gesellschaft entrichten, sind sehr beträchtlich, und unter denen ist die Auflage, die sie für die Freyheit, ihre Haare tragen zu dürfen, nicht eine der geringsten ist. Sie werden monathlich erlegt, und die Mühe und Kosten ihrer Erhebung zu ersparen, wird zur Zeit des Zahlungs-Termins, auf dem Gipfel eines Hauses mitten in der Stadt, eine Fahne ausgesteckt, und die Chineser wissen aus Erfahrung, daß es ihr eigner Vortheil erfordert, ohne Aufschub mit ihrem Gelde zu kommen.

VIII.

Ueber die Abschaffung der Klöster.

Obwohl man die zur Zeit der Kirchenverbesserung vorgenommene Aufhebung der Klöster, im Ganzen und auch blos von der politischen Seite betrachtet, als einen grossen Vortheil für die Nationen, wo sie statt gehabt hat, ansehen kann, so muß man doch zugestehen, daß diese gottesdienstlichen Häuser, zur Zeit ihrer Blüthe nicht ganz unnütz waren. Die Klöster waren vielmehr damahls nicht nur die Schatzkammern, sondern auch die Pflanzstädte der Gelehrsamkeit; viele schätzbare Bücher und Urkunden zur Geschichte, wie auch Familien-Nachrichten wurden in ihren Büchersälen aufbehalten; und würklich gab es zu diesen Zeiten der allgemeinen Befehdungen keine Oerter, wo sie sicher bewahrt werden konnten; zu bedauren ist es nur, daß viele solcher Urkunden, bey Aufhebung der Klöster, mit mehr als Gothischer Barbarey vernichtet worden. *)

In

*) Was insonderheit die barbarischen Zerstörungen anbetrifft, die in England mit den Büchersälen der Mönche vorgenommen worden, so erzählt und beweint sie ein gewisser Johan Bale auf die folgende Weise in seiner Declaration upon Leland's Journal anno 1549. „So geschäftig war um

In jeglicher Abtey befand sich wenigstens Ein Mann, dessen Amt es war die Jugend zu unter-

um diese Zeit die Habsucht, daß man auf den öffentlichen Vortheil auch bey den nothwendigsten und ehrwürdigsten Dingen nicht sahe. Eine Menge von denen, die jene dem Aberglauben geheiligte Gebäude kauften, behielten aus ihren Büchersälen für sich Bücher, wovon sie einige brauchten ihre Brustharnische zu füttern, andre, die Leuchter zu scheuren, einige die Stiefel zu putzen, andre verkauften sie an die Gewürzkrämer und Höcker, und noch andre schickten sie über See an die Buchbinder, und zwar nicht in kleiner Menge, sondern bisweilen zu ganzen Schifsladungen, und selbst die Universitäten dieses Reichs sind nicht ohne Theilnehmung an diesen abscheulichen Unthaten geblieben. Aber verflucht sey der Magen, der sich mit so ruchlosem Gewinn zu sättigen sucht, und sein Vaterland auf solche empfindliche Art schändet. Ich weiß einen Kaufmann, den ich vor itzt nicht nennen will, der alles zusammen, was in zwey herrlichen Büchersälen war, für den Preiß von vierzig Schillingen kaufte; zur Schande sey es gesagt! Dieser Materien hat er schon länger als zehn Jahre lang statt Makulatur-Papiers gebraucht, und hat nun noch Vorrath auf wenigstens eben so viel Jahre; ein ungeheures Exempel ist das, davor jedermann sich entsetzen sollte, der seine Nation liebt wie er schuldig ist, ja mehr Beschämung und Vorwürfe sollten wir uns noch darüber machen, als daß man auswärts sagt, daß wir Verächter der Gelehrsamkeit sind Es ist das wahr, ich muß es sagen, und mit schwerem Herzen sagen, daß weder die Britten unter den Römern und Sachsen, noch auch das Englische Volk unter den Dänen und Normanen je solche Beschädigung an

unterrichten; und den Mönchen, welche die einzigen Geschichtschreiber jener Zeiten sind, hat man hauptsächlich die Kenntniß zu verdanken, die man von den damahligen Begebenheiten hat. Die Mahler- Bau- und Druckerkunst, wurden ebenfalls in den Mauren der Klöster mit gutem Erfolg getrieben.

Ferner waren diese Gebäude die Krankenhäuser der Armen und Siechen, die beyderseits täglichen Unterhalt von ihnen empfingen, so wie sie auch den Reisenden zur Herberge und Verpflegung dienten, zu einer Zeit, da es noch keine öffentliche Anstalten für Reisende gab.

Die hohen und niederen Adelichen, die Erben von den Stiftern dieser Klöster waren, konnten vielen ihrer alten und getreuen Bedienten in bestimmter Anzahl eine sichere Versorgung geben, wenn sie ihnen ein bestimmtes Maaß Speise, Getränk und Kleidung verschaften. Für bejahrte oder dürftige Personen von guten Häusern, waren die Klöster ebenfalls ein Zufluchtsort.

Die

an ihren gelehrten Denkmahlen angerichtet, als wir zu unseren Zeiten erlebt haben. Unsere Nachkommenschaft mag mit Recht dieser Ruchlosen Unthaten unseres Zeitalters fluchen; es ist der unverantwortlichste Raub, den man an den edelsten Denkmahlen Englands begangen hat."

Die Oerter, die in der Nähe der Abteyen lagen, zogen davon ansehnliche Vortheile, theils aus dem Zulauf derer Menschen, die sich dahin begaben, theils wegen der Jahrmärkte, die man um ihrentwillen veranstaltete, theils weil die Landgüter der Klöster gemeiniglich zu niedrigen Preisen verpachtet wurden und die Erneurung der Pachtkontracte sehr wenig kostete.

Endlich dienten auch diese köstlichen Gebäude und die dazu gehörigen prächtigen Kirchen, den Ländern, wo sie sich befanden, zu nicht geringer Zierde. In Ländern, sonderlich in Großbittanien, wo diese schönen Gebäude, samt ihren Bildschnitzereyen niedergerissen, und die fein gemahlten Fenster zerbrochen wurden, sollte man fast glauben, daß diejenigen, die an diesen Verwüstungen Theil nahmen eben so stark mit Feindschaft gegen die schönen Künste, als mit Haß gegen den päbstlichen Aberglauben eingenommen waren.

IX.

Gespräch zwischen einem Japaner und einer Indianerin.

Gewohnheit macht den Fehler schön, und in einem alten Sprüchwort, das man der Wiederholung nicht werth hält, heißt es Ge-

wohnheit ist die andere Natur. Man sehe, wohin man wolle, so wird man wahrnehmen, daß die Anmerkung richtig ist. Eine Nation lacht über dies, die andere über das, und die dritte, die sich für ungleich weiser hält, als die anderen, lacht über beydes.

Der Schifshauptmann einer Japanischen Junke, ein Mann von Verstande, Muth und Empfindsamkeit, der von Tanaxima nach Ceylon segelte, wurde durch ungestümes Wetter nach Chi-koko verschlagen, wo er mit genauer Noth einem schrecklichen Schifbruch entging, und mit Mühe und Freuden an Land trat.

Weil er verlegen war, was er die Zeit über, da sein Schif ausgebessert wurde, machen sollte, schlenderte er den größten Theil des Tages in der Stadt umher, da es sich denn einmal fügte, daß er auf einem öffentlichen Spazierplatze sich unvermuthet mitten unter einem Hauffen Leute befand, die eben so wenig zu thun hatten als er, und sich ausser Hause mit Anhörung und Erzählung neuer Zeitungen beschäftigen. Nachdem sie ein halb Dutzend Bürger und Bürgerinnen hatten über die Zunge springen lassen, hörte er mit eben so viel Aufmerksamkeit als Abscheu die Geschichte einer jungen Witwe erzählen, die mit allem Glücke gesegnet war, das Schönheit und Reichthum ihr verleihen konnten, die aber doch innerhalb zwey

Tagen,

Tagen zusamt dem Leichnam ihres kürzlich verstorbenen Gatten sich lebendig verbrennen wollte.

Der Japaner verstand die Landessprache nicht übel, hie aber glaubte er doch, daß er mißverstände, und bat den, der die Geschichte erzählte, um näheren Unterricht. Da lernte er dann, daß er ganz recht verstanden hatte; daß das liebenswürdigste Weib in Chi-koko sich innerhalb acht und vierzig Stunden für einen verstorbenen Ehemann den Flammen aufopfern würde, und daß dies eine Gewohnheit sey, die das schöne Geschlecht nicht unumgänglich nothwendig zu beobachten schuldig sey, die es aber selten unterlasse.

Voll Erstaunen über einen so barbarischen und unnatürlichen Gebrauch, nahm er sich vor, wo möglich, mit der Witwe zu sprechen. Da er schon im voraus von ihren Reitzen eingenommen war, so wünschte er vielleicht stärker, daß sie leben bliebe, als daß sie sich um eines Todten willen in die Flammen stürzte. Er ging zu ihr; fand sie in ihrer gewöhnlichen Gesellschaft von Freundinnen, und so lebhaft und gleichgültig, als ob sie nicht innerhalb wenigen Stunden den Tod mit allen seinen Schrecken vor sich hätte. Der Japaner entschuldigte sich wegen der Freyheit, mit der er zu ihr käme — sie unterbrach ihn aber und bat ihn nieder zu sitzen. Er that es, und nach vorgängigen Komplimenten und einem kur-

zen Geschwätz, das die itzige Gelegenheit darbot, ging das Gespräch folgender Gestalt fort.

Der Japaner. Aber ist denn das Gericht wahr, das Ihnen nachredet, daß Sie in zween Tagen sterben, und sich freywillig in die Flammen stürzen wollen? — Die Natur schaudert bey dem Gedanken — und verzeigen Sie mir — ich kann unmöglich glauben, daß das Gerede wahr sey.

Die Indianerin. Sicherlich, Herr, es ist nichts richtiger als das. Der grosse Brama hat mir versprochen, bey der Ceremonie gegenwärtig zu seyn, und mit eignen Händen den Holzstoß anzuzünden, welches ich keine kleine Ehre für mich zu seyn glaube.

Japaner. Sie setzen mich in Erstaunen. Nicht darüber, daß ich mich nicht in die sonderbare Ehre zu finden wüßte von dem grossen Brama verbrant zu werden, wiewohl ich für mein Theil mir daraus sehr wenig machen würde; sondern darüber, daß Sie mit so vieler Gesetztheit von einem Tode sprechen, der so fürchterlich und so nahe ist. Sie müssen gewiß ihren Mann bis zum Unsinn geliebt haben.

Indianerin. Zum Unsinn! wie das? alles, was ich ihm nachsagen kann, ist, daß er ein gutartiger Mann war, den ich aus Gehorsam heyrathen mußte, zu einer Zeit, da ich an nichts

weni-

weniger als an den Ehestand dachte. In den achtzehn Monaten, die wir zusammen gelebt haben, hatte ich gar nicht über ihn zu klagen; er war nicht eifersüchtig, er war nicht geitzig, er war nicht unfreundlich, er hatte würklich keine Eigenschaften, die sehr gut oder sehr böse waren — mit einem Worte, ich war an ihn gewöhnt.

Japaner. Und für den Mann wollen sie in den Flammen umkommen?

Indianerin. Für ihn? Nichts weniger als das; ich kann das ganz und gar nicht sagen, daß es um seinetwillen wäre.

Japaner. Warum denn?

Indianerin. Es ist wohl zum Theil aus Mode. Es ist nicht nur hie in Chikoko, sondern auch an vielen anderen Orten in Indien die Gewohnheit, wenn ein Ehmann stirbt, daß seine Witwe ihn nur wenige Tage überlebt, sonst folgt ihr allgemeine Verachtung und sogar Verabscheuung nach, des Unwillens der Bramae nicht zu gedenken.

Japaner. Ich dachte wohl gleich, daß dieser Gebrauch mit der Bramanologie in einiger Verbindung stehn müßte. Diese Bramae machen Ihnen ohne Zweifel die aller reitzendesten Beschreibungen von der Glückseligkeit, die Ihrer in

in einem anderen Leben wartet, und erheben wohl bis an den Himmel das Verdienst, das dabey seyn soll, wenn man für einen Empfindungslosen Leichnam sein Leben aufopfert.

Indianerin. Das thun sie freylich. Insbesondere hat ein Brama von eindringender Beredsamkeit, und der ein erwählter Vertrauter von, ich weiß nicht wie viel, modischen Frauen ist, eine Menge schöner Sachen mir davon vorgeredet. Es ist wahr, sie sind unglaublich, denn sie waren unbegreiflich, und es kann würklich keine grössere Ungereimtheit geben, als wenn man glauben wollte, daß so viele unseres Geschlechts, die sich den Flammen aufopfern, es zur Ehre und aus Eifer für unsre Religion thäten. Nein, bey dem gemeinen Mann, der alles glaubt, was er hört, kann dergleichen Vorurtheil was würken. Bey Frauen von Stande ist solche Aufopferung weiter nichts, als Gewohnheit oder Gebrauch oder Mode oder — wie man es sonst nennen will. Die mächtigste Anreizung unter allen ist aber wohl die Furcht vor der Schande.

Japaner. Was für ausschweifende Begriffe sind das! — Daß eine Frau, die ihrem Oberherrscher keine neue Unterthanen bringt, und daß ein Mann, der sich nicht durch die ehrwürdigen Bande des Ehestandes binden läßt, verachtet werden, ist recht oder wenigstens nöthig, weil

es das öffentliche Beste so erfordert; aber — einer Frau, die in der Blüthe ihrer Jugend und Schönheit ist, deswegen mit Verachtung zu begegnen, weil sie nicht Lust hat ein Leben zu verlassen, das sie sich angenehm, und der menschlichen Gesellschaft nutzbar machen kann, das kommt mir abscheulich, unüberlegt und ungereimt vor.

Indianerin. Sie können vortreflich sprechen, Herr! Aber wo mich das äusserliche Ansehn nicht hintergeht, so sind Sie ein Japaner.

Japaner. Ich habe die Ehre.

Indianerin. Nun, ich habe doch irgendwo gehört oder gelesen, daß in Japan, wo irgend einer beleidigt wird, die alleredelste Rache, die seyn soll, daß der Beleidigte mit einem Degen oder Dolch sich den Bauch aufschlitzt und dadurch den Beleidiger nöthigt das nehmliche zu thun; sonst folgt beyden eine unauslöschliche Schande nach. Sagen Sie mir, ist das wahr?

Japaner. Allerdings ist das wahr; und ich versichre Sie auf mein ehrlich Wort, daß, wenn es jemand einfallen sollte mich zu schimpfen, ich mich so wenig bedenken würde, mir die Gedärme aufzuschlitzen, als eine Pfeiffe Taback zu rauchen.

Indianerin. Und müssen Sie denn nicht gestehen, daß das die Barbarey und Ungereimtheit aufs äusserste treiben heißt?

Japaner. Das ist vielleicht wohl möglich; die Erhaltung unserer Ehre aber macht die Umstände nothwendig. Ist es aber ausserdem nicht ein edler Muth, eine Heldenmäßige Standhaftigkeit, den Tod auf solche Art zu verachten.

Indianerin. Ist es denn in Ihrem Vaterlande weniger wahr, als in anderen Ländern, daß die Ehre auf Tugend gegründet seyn müsse? und daß jedermann Hochachtung verdient, der Gerechtigkeit, Treue und Redlichkeit zur Richtschnur seines Lebens macht?

Japaner. Keinesweges.

Indianerin. Bezeigen denn in Japan Leute von Einsichten und Nachdenken einem Elenden, der sich den Bauch aufgeritzt hat, mehr Ehre nach seinem Tode, weil er dadurch bezeigt hat, daß er einen Schimpf nicht überleben wollen, den er vielleicht verdient hatte?

Japaner. Auf keine Weise. Er wird als ein Narr betrachtet, der nichts zu verliehren hatte, wenn er auch wäre leben geblieben.

Indianerin. Vor einigen Monaten kam ich zufälliger Weise mit einem Europäer zu sprechen, der erzählte mir, daß es in diesem Lande, wo die

Ein-

Einwohner sich für die Gesitteteſten auf der Welt halten, genung ist, einem Lügner zu sagen, daß er lügt, um ihn zu ermorden, oder von ihm ermordet zu werden. Dies nennt man in Europa Duelliren, aber in unserer Sprache haben wir kein Wort dazu.

Japaner. In Wahrheit, diese Europäer müssen rechte Narren seyn. Hört denn deswegen die Lüge auf Lüge zu seyn, weil man den, der sie sagte, umgebracht hat?

Indianerin. Dann müssen Sie ja aber auch wohl zugestehn, daß Sie eben so tadelnswürdig sind, wenn Sie sich die Gedärme ausreissen, sobald man Sie beleidigt; da es eine handgreifliche Thorheit wäre zu glauben, daß der Fehler oder die Gebrechen eines anderen Ihnen anhängen. Was mich betrifft, so muß ich zugleich gestehen, daß nichts an sich selbst schrecklicher oder in den Augen der Gottheit sträflicher seyn kann, als eine Witwe, die sich um eines todten Ehemannes willen den Flammen aufopfert, wenn sie auch solchen Mann nie geliebt haben mag. Die Gewohnheit ist aller Orten die Richtschnur, nach der man sich leiten läßt. Europäer, Japaner, Indianer, alles, alles ist ein Sklave seiner Vorurtheile; es zeigt von weniger gesunden Vernunft daß ich mich verbrenne, doch werde ich es ohnfehlbar thun.

Japa-

Japaner. Da thun Sie recht daran, und dem allen ohngeachtet, was wir mit einander gesprochen haben, können Sie mir zutrauen, daß ich nicht unterlassen werde, die erste Gelegenheit, die sich ereignen wird, zu ergreiffen, in Gegenwart dessen, der sich untersteht mich zu schimpfen, zu Rettung meiner Ehre, mir die Gedärme auszureissen.

X.

Von dem Mißvergnügen über die göttliche Vorsehung.

Das Murren der Menschen gegen die Anstalten der göttlichen Vorsehung ist eben so unbillig als es gottlos ist. Jeder Sterblicher ist schuldig sich der Leitung der göttlichen Regierung geduldig zu überlassen, und wenn er es sich herausnimmt, die ungleiche Austheilung des Guten und Uebels zu tadeln, so verräth er entweder einen schwachen Verstand, oder ein verderbtes Herz, wo nicht gar beydes.

Wir sind so kurzsichtig, daß unsere Klagen nicht anders als kindisch und unser Murren ungereimt seyn müssen. Klagen und Murren sollten daher

daher nie aus unserem Munde kommen, und würden auch nie von uns gehört werden, wenn wir nur ernstlich über die unendlichen und erstaunenden Abwechselungen der menschlichen Dinge nachdächten, und erwägen wollten, daß Umstände, die wir unserer geringen Einsicht nach, für die härtesten Widerwärtigkeiten ansehen, in der Folge sehr herrliche Segnungen für uns werden.

Ich selbst habe ehemals gegen die Regierung meines Schöpfers gemurret. Ich habe die ungleiche Austheilung des Uebels und des Guten in der Welt getadelt. Ich war unzufrieden wenn ich sahe, daß andere glücklicher waren als ich, und beklagte aufs bitterste mein eignes Schicksal. Jetzt bin ich anders und besser gesinnt, und habe die zuversichtliche Hoffnung, daß viele meiner mißvergnügten Mitbrüder es auch werden können, wenn sie folgende Geschichte lesen, die mit der Feder der Erfahrung geschrieben ist.

Ich hatte von meiner Geburt ein Erbrecht auf ein kleines Landgut meiner Voreltern, dessen Einkünfte zu dieser Zeit der Ueppigkeit und Verschwendung für eine Kleinigkeit gehalten werden konnten. Allein so klein es auch war, so konnte ich doch nicht hoffen, daß es vergrössert werden würde, da ich als ein einiges und sehr geliebtes Kind, zu keiner anderen Beschäftigung angeführt worden, ob ich gleich übrigens eine sehr gute Erziehung bekam.

Da

Da ich Vater und Mutter verlohr, nachdem meine Erziehung vollendet war; konnte ich nicht anders als glauben, daß Einkünfte, die bisher für uns alle dreye hatte zureichen müssen, für mich allein ohne allen Zweifel hinlänglich seyn würden; zumahl da ich meinen Waysenstand mit einer gewissen Muthlosigkeit betrachtete und keine Lust hatte verschwenderisch zu leben.

Meine Traurigkeit über den Verlust meiner Eltern war so heftig und meine Bekümmerniß so groß, daß ich mich ganz der Verzweifelung überließ, und den Himmel der Grausamkeit beschuldigte, weil er sie mir genommen hatte, da ich ihm doch vielmehr hätte danken sollen, daß er sie mir so lange gelassen. Indessen tröstete mich doch nach und nach die Zeit; die zärtliche Vorsorge, die der Herr für mich trug, den mir mein Vater zum Vormund gesetzthatte, linderte meine Betrübniß; und die Freundschaft seines Sohnes, der in meinen Augen ungemein einnehmend, gefällig und liebenswürdig war, und der mir sein ganzes Herz und seine aufrichtigste Hochachtung zu schenken schien, trug nicht wenig zur Erleichterung meines Kummers bey.

Die Glückseligkeit, die ich in dem Umgange meines jungen Freundes genoß, war ungemein groß, und es dünkte mich, daß sie unmöglich vergröſ-

vergrössert werden könnte. Allein während der Zeit, da ich mich üb·r die Grösse meines Glückes freuete, und gedachte, daß sie nie aufhören würde, hatte sie in kurzem ihr Ende erreicht; indem dieser unschätzbare Gefährte meines Herzens eine Reise nach Lissabon thun mußte, wo seines Vaters Angelegenheiten seine Gegenwart schlechterdings nothwendig machten.

Während seiner Abwesenheit, die mir schmerzlich nahe ging, gerieth ich in Bekanntschaft mit einem der liebenswürdigsten Mädchen von der Welt, in die ich mich so sterblich verliebte, daß ich weder Tag noch Nacht Ruhe hatte, weil ich guten Grund hatte zu glauben, daß ihr Vater mein Vermögen zu geringe achten, weit eher aber für eine Tochter von ihrer Schönheit und Vollkommenheit, eine vortheilhaftere Verbindung abwarten würde. — O wie sehr — wie ernstlich wünschte ich damals, daß ich zu einem Geschäfte wäre erzogen worden, das mir hätte dienen können mein väterliches Einkommen zu vergrössern, und es dem einzigen Frauenzimmer in der Welt, die mich glücklich machen konnte, annehmungswürdiger zu machen.

Indessen war es, meiner Meynung nach, kein geringes Glück für mich, daß ich verschiedene Mahle Gelegenheit gehabt hatte mit ihr zu sprechen, ohne deren Besitz ich unausbleiblich elend

elend seyn müßte. Die Furcht aber von demjenigen abgewiesen zu werden, der allein das Recht hatte über sie zu schalten, ließ mich lange in der marterndesten Ungewißheit, und ich hatte Schwachheit genung meinen ehemals geliebten und verehrten Eltern noch im Grabe Vorwürfe zu machen und sie zu beschuldigen, daß sie auf grausame Weise meine künftige Glückseligkeit vernachläßiget hatten — „Wäre ich zu Geschäften angeführt worden, sagte ich zu mir selbst, so würde ich vielleicht im Stande seyn, diesem anbetenswürdigen Geschöpf meine Person anzutragen, ohne von ihr, oder ihrem Vater eine Abweisung befürchten zu dürfen."

Ich war freylich nicht zu alt, mich itzt noch einem Geschäfte zu widmen, allein die Liebe hatte mir so das Herz eingenommen, und verhinderte mich so sehr, mein kleines Vermögen auf ein wagliches Unternehmen anzulegen, daß ich, statt mir Mühe zu geben mein Einkommen durch Fleiß zu vergrössern, mich ganz der Verzweifelung überließ.

Diese Verzweifelung trieb mich endlich an, bey dem Vater meiner Wilhelmine, um sie anzuhalten.

Wie ich befürchtet hatte, ging es; ich bekam eine schlechterdings abschlägige Antwort.

Das war mir wie ein Todesurtheil, ich konnte es nicht übersehen. — Ich murrete wider die Vorsehung, weil sie mir nicht ein gerade so grosses Vermögen gegeben hatte, als mir nöthig war, ich härmete mich krank, und es währete nicht lange, so hielten die Aerzte davor, daß ich in Gefahr sey.

Mein Vormund nebst den Seinigen, die mir allemahl aufs zärtlichste begegnet hatten, wußten wohl, woher meine Krankheit rührte, und gaben Wilhelminen davon Nachricht.

Sie hatte nie einen Mißfallen an mir gehabt, und als sie meinen Zustand erfuhr, eilte sie zu ihrem Vater, erzählte ihm mit Thränen in den Augen, daß ich gefährlich krank wäre, und bat ihn um Erlaubniß, mich besuchen zu dürfen.

Durch ihre Betrübniß bewegt verstattete er ihr den Besuch, wurde aber bey ihrer Zurückkunft, als sie ihm von meinem Befinden Nachricht gab, noch mehr und so bewegt, daß er in unsere Verbindung willigte.

Wir feyreten unser Beylager so bald als meine Gesundheit es erlaubte, und nunmehr hielt ich mich für den glücklichsten Mann auf Erden.

Meiner Gattin Vermögen war gar nicht oder doch nicht viel größer als das meinige. Wegen ihrer Person und Vollkommenheiten hatten aber

dennoch ihre Eltern höhere Absichten mit ihr gefaßt gehabt und sich demzufolge geschmeichelt, daß ihre äusserliche Reitze nebst ihren innerlichen Werth ihr das Glück eines weit höheren Standes verschaffen würden; im Anfange war es ihnen daher etwas unangenehm, daß diese ihre Absichten vernichtet wurden, doch als sie nachgehends sahen, daß ihre Tochter mit ihrem Schicksal zufrieden war, und daß meine ungemeine Liebe zu ihr immer fortdaurete, so gaben sie sich auch zufrieden.

Kurz nach unserer Verehlichung starb ihr Großvater, der ihr nicht mehr hinterließ als dreytausend Thaler; dabey aber auch im Testamente die Verordnung machte, daß uns bey der Geburt ihres ersten Sohnes dreyßigtausend Thaler sollten gezahlt werden, die aber an einen anderen Zweig seiner Familie fallen sollten im Fall wir nichts als Töchter bekämen.

Dies unfreundliche und ungerechte Verfahren erregte allen meinen Unwillen und ich belegte das Andenken dieses alten Herren mit den schimpflichsten Nahmen — Ich hätte ihm im Grabe danken sollen, daß er uns so gütig bedacht hatte, denn seine Familie war groß, und alle die anderen, die zu ihr gehöreten, hatten sein Vermächtniß nöthiger als wir.

Unsere

Unsere beständige und ängstlichste Wünsche waren nunmehro auf einen Sohn gerichtet, damit eine so ansehnliche Vermachenschaft in unsere Hände käme. Allein der Himmel, der ohne Zweifel über unsere unbillige Aengstlichkeit mit Recht erzürnet war, gab uns nur eine Tochter, die besonders mir, blos darum schon, weil es eine Tochter war, meinen herzlichsten Unwillen hatte, und ihre Mutter war so übel mit ihrem Geschlechte zufrieden, daß sie ihr blos darum die Ernährung aus ihren mütterlichen Brüsten versagte. Das arme Kind, das in der That ein so niedliches Mädchen war, als man nur wünschen konnte, ward in ihrem zartesten Alter aus dem Hause gestossen, nicht nur die rohen Wartungen und die schlechte Kost in einer der geringsten Hütten vorlieb zu nehmen, sondern wurde auch der Gefahr ausgesetzt mit der Milch einer Fremden alle das böse Blut und die üblen Säfte einzusaugen, die diese Fremde vielleicht haben konnte. So warfen wir einen Schatz weg, dessen Werth wir nicht im Stande zu schätzen waren.

Meine Gattin, die sich nicht wieder schwanger befand, gerieth nun auf die Lust einer ganz anderen Lebensart. — Bisher hatte sie sich mit einem eingezogenen Leben begnüget und mit allem Fleiß die Hauswirthschaft abgewartet, weil wir uns gar nicht in glänzenden Umständen befanden; das Fehlschlagen aber ihrer Erwartung bey

der Geburt ihrer Tochter veranlassete bey ihr eine ziemliche Gemüthsänderung, und die Gesellschaft einiger munteren jungen Frauenzimmer, mit denen sie Bekanntschaft stiftete, wobey sie anfänglich nur die Absicht hatte, sich zu zerstreuen, flößete ihr eine gar zu starke Neigung zu Lustbarkeiten ein. — Indessen wurde durch diese ihre neue Leidenschaften meine innige Liebe zu ihr nicht im mindesten gekränkt — Ich sahe sie noch immer mit Bezauberung an, und alle Wünsche ihres Herzens wurden von mir erfüllet, so viel ich konnte. Grade um diese Zeit wiederfuhr mir ein ungemeines Vergnügen, ein Vergnügen, daß mir ganz unerwartet war, und das mein Freund Theodor mir durch seine Zurückkunft aus Lissabon machte. Seine Ankunft war mir um desto angenehmer, weil ich mir schmeichelte, daß er als ein aufrichtiger Freund an der Glückseligkeit, die ich in dem Umgange meiner Wilhelmine hatte, nicht geringen Antheil nehmen würde.

Den Augenblick flog ich ihm entgegen, ich stellte ihm meine liebenswürdige Freundin und ihr diesen Freund vor, gab beyden gegen einander Lobsprüche, die sie verdienten, und sie mußten es beyde wahrnehmen, daß ich den einen nicht mit romanmäßigen Begriffen von Freundschaft und die andere nicht in übermäßiger Liebe lobete. — Es giebt wenig Mannsleute, die angenehmer sind, als Theodor, wenig Frauen, die liebenswürdiger als Wilhelmine.

In den Armen meiner Gattin und dem Umgange meines Freundes, unter denen ich alle meine Stunden theilte, fing ich nunmehro fast an, meine letzte fehlgeschlagene Erwartung zu vergessen. — In der That war meine Glückseligkeit so vollständig, daß ich an die Verminderung unseres Vermögens nicht einmahl dachte, ob sie gleich täglich größer ward — Allein wer darf hie eine fortdaurende Glückseligkeit erwarten? Die meinige wurde bald unterbrochen. — Die Feundin meines Lebens bekam ein hitziges Fieber. — Wenige Tage darauf erklärten die Aerzte, daß sie ihrer Auflösung entgegen eile, und ein Paar Tage darauf starb sie in meinen Armen.

Es ist mir nicht möglich, die Empfindungen zu beschreiben, die meine Seele marterten, als ich ein bis zum Sterben geliebtes Weib hingestreckt und erblaßt vor mir liegen sahe. — Ich glich einem Rasenden, und erkühnte mich in meiner Raserey, ruchloser Weise die Vorsehung anzuklagen, die mir ein solches Weib gegeben hatte, um mich durch ihren Verlust tausendmal elender zu machen als ich gewesen wäre, wenn ich sie nie gekannt hätte. Ich stampfte den Boden — ich raufte mir die Haare aus — Ich beging unzähliche Ausschweifungen — Als ich etwas ruhiger geworden, versank ich in eine Niedergeschlagenheit, die durch nichts konnte gehoben werden.

Kurz nach dem Hintrit meiner Geliebten, war mein Freund Theodor genöthigt, sich in der Fremde zu setzen — Sein Abzug preßte mir neue Klagen aus, verleitete mich zu neuen Gotteslästerungen.

Karoline war eben jezt in ihr viertes Jahr getreten, hatte aber, da sie von ihrer Mutter und mir recht schändlich war vernachläßigt worden, unter der Aufsicht ihrer ungezogenen Wärterin viele niedrige Manieren gelernet. Indessen war sie itzt die eintzige von allen, die mir übrig geblieben, ob ich gleich bisher ein eisernes Herz gegen sie gehabt hatte. Ich ging zu ihr — Und ach! was für ein herber Verweiß war es nicht, den sie mir wegen so langer Zurückhaltung meiner väterlichen Liebe zu geben schien! — sie schrie als sie mich erblickte — denn in der That war ich ihr ein Fremder!

Mich jammerte der Zustand des armen Kindes und ich nahm sie zu mir. Inzwischen, da ich mich um ihre Erziehung nicht bekümmerte, so vertauschte sie nur als sie heranwuchs, die pöbelhafte Sprache, die sie von ihrer Amme gelernet hatte, gegen die spitzfindigen Ausdrücke des Kammermädchens — Ich, dem nur blos seine neulich erlittenen Verluste auf dem Herzen lagen, der ich gewiß war, daß ich nie mein theur geliebtes Weib, und zweifelhaft, ob je meinen edelmüthigen

gen Freund wieder sehn würde, saß entweder starr für Kummer, oder wüthete aus Verzweifelung, und dachte an nichts minder als an das, was meine Gedanken hätte beschäftigen sollen, nicht an mein funkelndes Vermögen, nicht an mein aus der Acht gelassenes Kind.

Doch kam einst das Kammermädchen in mein Zimmer und erzählte mir, daß Karoline zwey Zähne zugleich bekäme und sich sehr schlecht befände, bat mich auch, daß ich ihr möchte das Schmerzstillende Halsbald geben, das die verstorbene gnädige Frau, wie sie wußte, in ihrem Schränkgen gehabt hätte.

Da ich so, auf eine, wie ich glaubte, unnöthige Weise an meine Frau erinnert wurde, gerieth ich in heftigen Zorn, und gab dem Mädchen in der ersten Hitze einen derben Verweiß wegen ihrer Geschäftigkeit. Als ich aber nachmahlen durch ein Zimmer ging, wo Karoline ihr in dem Schooß lag, und Zuckungen hatte, fiel mir die Aehnlichkeit, die sie mit ihrer liebenswürdigen Mutter hatte, sehr beweglich in die Augen; es währte aber kaum einige Augenblicke, so schien sie in den Tod zu versinken.

Ein Seufzer, den ich nicht unterdrücken konnte, entfuhr meiner Brust, und als ich über das arme unschuldige Mädchen gebückt stand, quollen die Thränen der väterlichen Empfindsamkeit

mir aus den Augen, und flossen auf ihr bleiches Gesicht herab. — Nun eilte ich zu dem Schränkchen, das Halsband, oder sonst was zu suchen, wodurch ich ihr helfen könnte.

Indem ich unter den kleinen Sachen meiner theuren Wilhelmine vielerley Papiere in die Hände bekam, fiel mir ein Brief auf, an dem ich des Theodors Hand erkannte.

Ueber die Massen stutzte ich über diesen Anblick, ich schlug den Brief eilfertig auf, und las ihn zitternd — jede Zeile war ein Dolchstich in mein Herz. — Es war — Himmel! ich bebe noch, indem ich daran gedenke — es war ein Brief vom Theodor! dem Manne, den ich für meinen treuesten aufrichtigsten Freund hielt — an — Wilhelmine, meine Geliebte, die, wie ich gedacht hatte, so heftig mich liebte, als ich sie — Nachdem er ihr für die ungemeine Zärtlichkeit, die sie gegen ihn zu erkennen gegeben, gedankt hat, fährt er folgendergestalt fort: „Vor Ihres Mannes Argwohn dürfen Sie nicht im mindesten befurcht seyn, denn ich kenne auf GOttes Erdboden keinen Mann, der ein stärkeres Zutrauen zu jemand hätte, als er zu Ihnen und mir hat; und so viel ich weiß, ist auch kein Ehemann auf Erden, den man leichter hinters Licht führen könnte, als er.“

Diese

Diese herzbrechende Entdeckung machte mich ganz rasend. — Ich wüthete itzt gegen die Vorsehung in den verwegensten und unehrerbietigsten Ausdrücken, daß sie verstattet hatte, daß ich auf solche Art hintergangen und verachtet, so gröblich betrogen und ungerecht behandelt worden. Ich schwur und vereidete mich mit Ungestüm, daß man nie einen Menschen auf Erden so gräulich gemißhandelt hätte, und gelobete feyerlich, daß kein Mensch auf Erden es mir sollte ungerächt gethan haben.

Hätte ich den Theodor in diesen unsinnigen Augenblicken erreichen können, da ich vor Zorn brannte, und nichts als Rache schnob, so hätte ich ihn sicherlich umgebracht; allein zum Glück war er so weit von mir, daß mein Unwille Zeit gewann zu verkühlen. — Und in der That legte sich auch nach und nach mein Zorn, aber das Unglück, das ich bey reiflichem Nachdenken darin empfand, daß zwo Personen, die mir auf der Welt die theuresten waren, mich so unverantwortlich berückt hatten, setzte mir so heftig zu, daß ich in ein hitziges Fieber verfiel.

Von dieser Krankheit wurde ich zwar mit äusserster Mühe wieder hergestellt, verfiel aber darauf in eine Schwermuth, die mich fast untüchtig machte das geringste zu thun. Ich vernachläßigte meine Geschäfte — das Leben ward mir

zur Last — alle Bemühungen meiner Freunde, mich zu ermuntern und mich mit meinem Daseyn auszusöhnen, waren umsonst — ich wurde zuletzt aller Gesellschaft so überdrüßig, daß ich keine andere Besuche annahm als einen alten Bekannten, der ein Mann von ungemein gesundem Verstande und unbescholtenen Sitten war. — Durch seine wiederholten Besuche ward mir nach und nach seine Gesellschaft leidlicher, und mit der Zeit ward ich so unvorsichtig und treuherzig daß ich ihm die wahre Ursache meiner Schwermuth offenbahrte, die ich bisher keiner Seele entdeckt hatte.

Kaum hatte er meine Klage vernommen, so äusserte er, daß ich seiner Meynung nach, sehr nach Verdiensten wäre bestraft worden. — „Lernen Sie künftig, sagte er, sich ohne Murren dem Willen der göttlichen Vorsehung unterwerffen; denn sie können wohl glauben, daß alles in der Welt von einer nie irrenden Weisheit angeordnet wird, und daß wir arme unvollkomne Geschöpfe nicht wissen, was das beste für uns ist. Sie glaubten, als Ihnen Ihre Frau starb, daß sie der unglücklichste aller Männer wären; wäre sie bey Leben geblieben, was für Marter und Verdruß hätte sie ihnen noch verursacht! Sie hätten es sehn müssen, daß sie Ihren Freund Ihnen vorzöge, sie hätte es gewußt, daß sie eines abscheulichen Verbrechens schuldig wäre, und ihre Gegenwart

genwart würde doch nur den Verdruß und den Widerwillen, den Sie gegen sie gefaßt hätten, vermehret haben. Eine Trennung oder gänzliche Scheidung hätte viel Gerede gemacht, und hätten Sie sich nachgehends wiederum irgend wo begegnet, so würde das von Ihrer Seite ohne schmerzende Empfindung nicht abgegangen seyn. Und wie hätte Ihre Tochter mit Anstand unter den Augen einer Mutter erzogen werden können, die ihr eheliches Gelübde gebrochen hatte? und wie kränkend wäre es für diese Tochter nicht gewesen, eine Mutter zu haben, an die sie nicht ohne Beschämung denken durfte? Sie sollten demnach vielmehr eifrige Gebete und Danksagungen gen Himmel schicken, da er sie durch Ihrer Frauen Tod von so vielem Unglück erlöset hat, und da sie ihren ehemahligen vermeinten Freund nicht um sich haben. — Wäre er Ihnen zu der Zeit, da sie seine Verrätherey entdeckten, nahe gewesen, so ist es sehr wahrscheinlich, daß Sie ihn in der ersten Hitze würden vor die Klinge gefordert haben. Auf solche Art hätten Sie entweder seinen Tod zu verantworten als sein Mörder, oder sie selbst wären unbereitet und mit Sünde belastet, vor dessen Gegenwart erschienen, der alle Rache nachdrücklich untersagt hat. Danken Sie ihm also, daß er Ihnen zum Besten ins Mittel getreten ist, und lernen Sie aufs künftige, sich seinem Willen ergeben."

Ich

Ich empfand sehr nachdrücklich das Vernunftmäßige und Einleuchtende dieser Vorstellung und beruhigte mich dadurch so, daß ich mir vorsetzte, nicht blos um meines eignen Besten willen, sondern auch aus Pflicht mich in die Fügungen der göttlichen Vorsehung schicken zu lernen.

Ich hielte davor, daß ich meine Reue über meine vorige Ungeduld und unbilliges Betragen dadurch beweisen müßte, daß ich mich in meinen gegenwärtigen Zustand aufs beste zu fügen suchte. Ich that dies nach meinen besten Kräften und lernte mich meinen Umständen bequemen, die durch meiner Frauen unmäßigen Hang zu Ergötzlichkeiten sehr waren verschlimmert worden. — Nur mein kleines Mädchen, das sich von ihrer gefährlichen Krankheit wieder erholt hatte, konnte ich noch nicht mit väterlicher Liebe anblicken, und bedaurete immer daß sie nicht ein Sohn war, da ich während der Minderjährigkeit eines Sohnes, Herr von dreyßigtausend Thalern gewesen wäre, die mir trefliche Dienste geleistet hätten. Da Karoline so lange von mir war entfernet gewesen, so hatte sie für mich gar keine Schmeicheleyen und Liebkosungen, die man sonst bey Kindern findet, die unter ihrer Eltern Aufsicht erzogen sind. Ich beklagte mich gegen meinen alten Freund über diese Unempfindlichkeit meiner Tochter; er stellte mir aber vor, daß ich mir selbst Plagen machte, und dann darüber in den bittersten Ausdrü-

drücken klagte. „Zu eben der Zeit, sagte er, da die zärtlichen Neigungen Wurzel fassen, entfernen Sie ihre Tochter von sich als ob sie ein Fremdling wäre. Ihre Gleichgültigkeit gegen Sie kommt daher, daß Sie während ihrer Kindheit sich so unväterlich gegen sie bewiesen haben. Die Thorheit straft sich selbst. — Indessen ist es noch gar nicht zu spät sie empfindlich zu machen, wenn Sie sich nur gehörig und als ihr bester Freund gegen sie bezeugen; vielleicht kann aus diesem verachteten Mädchen alles werden, was sie aus ihr zu machen wünschen.“

Ich gehorchte zum zweytenmal der Stimme der Vernunft — ich ließ mich meiner Tochter Erziehung angelegen seyn. Gleich anfangs miethete ich ein ältliches Frauenzimmer, die mir mein Freund empfohlen hatte. Sie war von guter Geburt und feiner Erziehung, hatte aber vielerley Unglücksfälle ausgestanden, wodurch sie ganz zurück gekommen war; so daß sie mit vielem Vergnügen ein kleines Gehalt annahm, und sich verbindlich machte mein Hauswesen zu besorgen und meine Tochter in Frauenzimmer-Arbeiten zu unterrichten. Im Lesen, Schreiben, Rechnen, Erdbeschreibung, Französischen und der Musik war ich ihr einziger Lehrmeister; und da ich meinen Unterricht mit vielen Belohnungen und mit wenigen Züchtigungen begleitete, so hatte ich das Vergnügen, es endlich so weit zu bringen, daß

sie

sie den Vater liebte und den Lehrmeister fürchtete. Dabey genoß ich die Freude, wahrzunehmen, daß sie von Tage zu Tage an guten Eigenschaften und Sitten zunahm, und ein feines Mädchen ward.

Als sie ungefähr eilf Jahre alt war, wurde mein vortreflicher Freund von einer plötzlichen Krankheit befallen, die ihn in wenigen Tagen dahin raffte. Er war es, dem ich alle das Vergnügen, das ich wenigstens als Vater genoß, und dem meine Tochter dies, daß sie ihren Vater und die väterliche Erziehung genoß, zu verdanken hatte; denn aller Wahrscheinlichkeit nach würde ich mich gegen sie nicht väterlich bewiesen, noch mir die Mühe genommen haben, sie zu einem vollkommnen Frauenzimmer zu bilden, wenn ich ihn nicht gekannt hätte.

Die erste Nachricht von seinem Tode, war für mich eine Trauerpost, über die ich fast erstarrete. — Sein Sterben ging mir so nahe, daß ich beynahe wiederum in meine vorige Niedergeschlagenheit und Unruhe verfiel.

Indeß ich noch in die schwermüthigsten Klagen ausbrach, die mir die Verzweifelung eingab, ward mir eine andere Nachricht gebracht, daß mein verstorbener Freund, der wenige und keine andere als viel reichere Erben hatte, als er selbst war, meiner Tochter sechzigtausend Thaler vermacht

macht hatte, von denen ich die Hälfte bis meine Tochter sechs und zwanzig Jahre würde alt seyn, selbst gebrauchen und zu irgend einem mir beliebigen Geschäfte anlegen sollte, doch unter der Bedingung, daß ich von meinem Landgut so viel zu Pfande verschreiben müßte, als diese Summe betrüge, damit meine Tochter sich daran halten könnte, falls ich in der bestimmten Zeit bis zu ihrem sechs und zwanzigsten Jahr in Schulden gerathen, oder durch unvorgesehene Unfälle ausser Stand gesetzt werden möchte, ihr dies Anlehn wieder herzustellen.

Dies war ein edles Legat und eben unverdient als unerwartet, tröstete mich aber nicht wegen des Verlusts des würdigen Erblassers. Alle Stunden erinnerte ich mich des Edelmuths meines treflichen Freundes mit der aufrichtigsten Dankbarkeit und seiner Trennung von mir mit dem aufrichtigsten Kummer. So wie ich aber gegen das Andenken eines Freundes, den ich in seinem Leben so höchlich und mit Recht hochgeschätzt hatte, viel zu viel Ehrerbietung hatte, als daß ich nicht für die gute Nutzung der mir anvertrauten Summe bestmöglichst sorgen sollte, so trat ich mit seinem nachgebliebenen Buchhalter, der ein verständiger und gesetzter Mann war, in eine heimliche Handelsgesellschaft unter der Bedingung, daß er mir in seinen Geschäften vollständigen Unterricht gäbe. Er ging meine Vorschläge willig ein, da das

Kapi-

Kapital, das ich ihm vorstreckte, von ungemeinem Nutzen für seinen Handel war.

Auf diese Art kam ich nicht nur meines theuren Freundes Verordnung nach, sondern machte auch zugleich einen seiner alten redlichen Bedienten glücklich. Da ich meine neuen Geschäfte mit großer Emsigkeit trieb; so bewahrete ich nicht nur mein Gemüth vor allen widerlichen Sorgen, sondern war auch so glücklich in wenigen Jahren, die meiner Vormundschaft anvertraute Summe zu verdreyfachen. Als meine Tochter mündig geworden, übergab ich ihr die sechzigtausend Thaler und verheyrathete sie an einen verdienstvollen jungen Menschen, zu dem sie große Liebe hatte. Mit dem übrigen Gelde, welches ich zu meinem kleinen väterlichen Erbgut that, faßte ich den Endschluß, das übrige meiner Lebenstage in Ruhe zuzubringen, und so viel gutes zu thun, als ich könnte, da meine Tochter und ihr Mann in viel zu gesegneten Umständen waren, als daß sie meinen Tod wünschen sollten. Seit diesem glücklichen Zeitpunkt habe ich demnach meine Tage in Handlungen der Wohlthätigkeit zugebracht, habe den Allmächtigen angeflehet mir meine vorigen Vergehungen zu verzeihen, und habe ihn mit Rührung gedankt für alle die Segnungen, womit er mich unverdient gesegnet hat. — Nie bin ich glücklicher, nie habe ich angenehmere Empfindungen, als wenn ich meine ernstlichen Danksagungen vor

den

den Thron seiner Barmherzigkeit darbringe. — Ich werde alle Stunden mehr und mehr überzeugt, daß die Güte Gottes seiner Macht gleich ist; daß wir uns seinen Veranstaltungen gehorsamlich unterwerffen müssen; und daß er alles, was er zuläßt, aus den weissesten Absichten zuläßt.

XI.

Von den Räubern in den Schottländischen Hochländern.

(Univers. Mus. 1774. July.)

In keiner Gegend leicht, haben sich die Sitten der Einwohner so geschwinde geändert, als in den Schottländischen Hochländern. Jtzt ist da allenthalben Sicherheit und gesittete Lebensart, und doch sind es noch nicht dreyßig Jahre, da alles mit einander eine Mördergrube von Leuten der sonderbaresten Art war. Sie begingen ihre Raubereyen mit der äusserst klugen Veranstaltung und hatten die Kunst zu plündern in ein regelmäßiges Lehrgebäude gebracht. Der Diebstahl hatte bey ihnen den Schein des Sträflichen verlohren; weil sie sich aus Gewohnheit zu bekannt mit ihm gemacht hatten, sie betrachteten ihn als eine Arbeit, die zu ihren Berufsgeschäften gehörte, und wenn sich eine Bande von ih-

nen auf eine Streiferey wider ihres Nachbars Besitz zusammenthat, so schickten sie und ihre Freunde ernstliche Gebete um glücklichen Erfolg gen Himmel, als ob sie das glorreichste Unternehmen vor hätten.

Das beständige Gebet der alten Hochländischen Anführer, so sie mit größter Inbrust beteten, war in diesen Worten verfaßt: „Herr, kehre das unterste der Welt nach oben, damit Christen Brodt daraus machen können.“ Diese fromme Bitte heißt auf gut Deutsch: Die Welt sollte um ihrentwillen ein Schauplatz der Verwirrung und des Raubes werden.

Sie hatten eine heilige Ehrfurcht für ihre Eide; so wie aber unter einer Bande Strassenräuber ohnfehlbar der Aberglaube über die Frömmigkeit die Oberhand gewinnen muß, so hatte auch ein jeder, eben wie die verschiedenen Stämme unter den Indianern, seinen eigenthümlichen Gegenstand der Anbetung. Der eine schwur bey seinem Meuchlersdolch, und hatte Furcht vor der Strafe des Meyneides, machte sich aber kein Gewissen auf die Bibel einen falschen Eid zu thun: ein anderer eidigte bey dem Nahmen seines Bandemeisters: ein dritter konnte nur durch die heilige Schrift recht beeidigt werden: und ein vierter machte sich aus allen diesen drey Dingen nichts, sondern schwur nur bey seinem Krucifix einen glaub-

glaubwürdigen Eid. Wenn man einen gehörig auf die Probe stellen wollte, so mußte man vorher wissen, worin er seinen Aberglauben setzte, denn wo man den rechten Gegenstand seiner Verehrung verfehlte, war der ganze Eid ohne Bedeutung.

Die grössesten Räuber waren gewohnt sich gastfrey gegen diejenigen zu beweisen, die in ihre Behausung einkehrten, und beobachteten gegen ihre Gäste, so wie die wilden Araber, die strengste Ehrerbietung und Achtsamkeit, wenn solche sich ihnen ohne alle Einschränkung anvertrauten. Die Kennedys, zween gemeine Strassenräuber, nahmen (im Jahr 1745) den jungen Prätendenten in ihren Schutz und blieben ihm unverbrüchlich treu, ob sie gleich wußten, daß eine grosse Belohnung auf seine Auslieferung stand. Sie gingen oft, um ihm was zu verschaffen, auf Raub aus, und überfielen einmahl, um ihn mit Wäsche zu versorgen, die Packpferde eines gegen ihn ausgeschickten englischen Generals. Sie kamen zum öftern verkleidet nach Inverneß, wo sie Lebensmittel für ihn kauften. Endlich ward einer von diesen armen Kerlen, der so viel Ueberwindung seiner selbst gehabt, daß er sich durch die verheissene Belohnung von dreyßig tausend Pfund Sterl. (an 180000 Thaler) nicht in Versuchung führen lassen, den Prätendenten auszuliefern, der ward einige Zeit darnach gehangen, weil er

eine Kuh gestohlen, die kaum dreyßig Schillinge (9 Thlr.) werth war.

Das größeste Verbrechen unter diesen Banditten, war die Untreue gegen einander; der Beschuldigte mußte ein strenges Verhör ausstehn, und wurde, wenn man ihn überführt hatte, am Leben gestraft. Der Hauptmann hatte seine Beamten und verschiedene Regierungskammern; er hatte seinen Richter, dem er die Entscheidung aller innerlichen Streitigkeiten übertrug; in peinlichen Fällen aber saß er allezeit selbst vor Gericht und hatte andere, vermuthlich seine Günstlinge, zu Beyständen.

Die vornehmsten Verwandten seines Hauses oder seine Officiere, machten seinen Staatsrath aus, wo alles, was zu ihren Streifereyen gehörte, in Ueberlegung genommen ward. Die Beredsamkeit wurde bey ihnen sehr hoch gehalten, weil sie durch selbige bisweilen ihren Hauptmann bewegen konnten, seine Meynung zu ändern; denn ob sie gleich zusammen Rath faßten, so behielt sich doch der Hauptmann die entscheidende Stimme allein vor.

Wenn einer an den andern eine Schuldforderung, aber nicht Macht genung hatte, sie einzutreiben, so war es erlaubt dem Schuldner so viel Vieh zu stehlen, als den Werth seiner Schuldforderung betrug, im Fall er nur, sobald er auf-

ser

ser seines Schuldners Gräntzen war, ihm melden ließ, daß er das Vieh hätte, und bereit wäre es auszuliefern, sobald ihm an einem gewissen bestimmten Tage seine Schuldforderung gut gethan würde.

Wenn ein Creach oder grosse Streiferey auf weit entfernte Heerden vorgenommen ward, so rüsteten sich die Eigenthümer, sobald sie ihren Verlust inne wurden, und verfolgten mit ihren Freunden die Räuber, indem sie den Fußstapfen des Viehes viele Meilen weit nachgingen. Die Genauigkeit, womit sie die Spuren von ihrem eignen Vieh von den Tritten solches Viehes, das nur zufälliger Weise diesen Weg getrieben worden, oder gewandert haben möchte, unterscheiden konnten, war zum Erstaunen groß. Sobald sie auf ein Landgut kamen, wo sich die Spuren verlohren, machten sie auf dessen Eigenthümer den Angrif, und nöthigten ihn, entweder ihnen den Verfolg der Fußtritte von seinem Lande weiter zu zeigen, oder ihnen den erlittenen Verlust zu ersetzen. Diese Gewohnheit hatte die Kraft eines Gesetzes, und die Hochländer erlangten dadurch die bewundernswürdige Geschicklichkeit, Spuren aufzufinden, die von ihnen bekannt ist.

Es ist zuvor schon bemerkt worden, daß es für die größeste Heldenthat gehalten ward, wenn

einer mit Geschicke stehlen, rauben und plündern konnte. Die Fehden zwischen den großen Geschlechtern, waren eine der vornehmsten Ursachen davon. Ein jeder Hauptmann hatte in einem oder andern entfernten Thale, mitten unter den Wäldern und Felsen, ganze Stämme von Dieben in Bereitschaft, die er auf seine Nachbaren los ließ, wenn er es öffentlicher oder besonderer Ursachen wegen nicht rathsam hielt, eine ihm würklich oder vermeynt angethanene Beleidigung offenbar zu rächen. Aus diesem Grunde unterstützen die grössesten Räuber-Hauptleute allezeit die kleinern, und beförderten keine andere Art von Verbesserung ihrer Landgüter, als die den Räubereyen Zuschub verschafte.

Der grösseste unter den Helden des letzten Jahrhunderts war der Baronet Ewin Cameron. Er hielt gegen Cromwells Macht lange aus, mußte sich aber endlich doch unterwerffen. Er lebte ohnweit der Besatzung die Cromwell in Inverlochy geworffen hatte. Seine Lehnsträger fuhren mit ihren Dieberehen fort, bis Cromwell dem Commendanten Befehl schickte, bey der nächsten Rauberey sich des Hauptmanns zu bemächtigen, und innerhalb vier und zwanzig Stunden aufzuhängen, falls der Dieb nicht ausgeliefert würde. Es währete nicht lange, als wieder ein Diebstahl vorging. Der Baronet Ewin Cameron, empfing jene Bothschaft ohne sich einmal

mal Mühe zu geben, sich nach den eigentlichen Dieb umzuhören, sondern faßte den ersten Kerl, der ihm aufstieß, und schickte ihn gebunden nach Inverlochy, wo er aufgehangen ward. Durch diese Strenge that Cromwell den Ausschweifungen einigen Einhalt bis auf die Zeit, da die königliche Familie wieder auf den Thron eingesetzt ward, da sie mit zwiefacher Gewalt wieder anhuben und bis zum Jahr 1745. daureten.

Rob Roy Mac-gregor war ein anderer berufener Held gegen Ausgang des vorigen und den Anfang des itzigen Jahrhunderts. Er hat das mehreste beygetragen, sein Gewerb in eine Wissenschaft zu verwandeln, und die oben beschriebene Polizey einzurichten. Der Herzog von Montrose war unglücklicher Weise sein Nachbar. Rob Roy ersparte dem Herzog sehr oft die Mühe seine Pachtgelder einzufordern, denn er pressete sie den Pächtern vorher ab, und gab ihnen darüber förmliche Empfangscheine. Indeß stand es weder in der Macht des Herzogs noch der anderen Edelleute, die er beraubte, ihn zur Verantwortung zu fordern, indem er von verschiedenen großen Männern, denen er nützlich war, geschützt wurde. Rob Roy hatte seine gute Eigenschaften; er verzehrte seine Einnahme auf edelmüthige Art, und, welches sonderbar klingt, war ein wahrer Freund der Witwen und Waysen.

Ein jedes Menschenalter giebt den Künsten neue Verbesserung. Ein Sohn des obgedachten Ewin Cameron brachte das, was Rob Roy in der seinigen gethan hatte, noch mehr ins feine, und verthat seinen Gewinn nicht, sondern häufte Schätze an. Wie Jonathan Wild, stahl er nie mit eignen Händen, sondern trieb sein Gewerbe mit einer Geschicklichkeit und in einer Weite, davon man bisher nichts gewußt hatte. Er hatte verschiedene Banden zu seinen Diensten, denen er die ausgewitztesten Schelme an die Spitze stellte; und ließ nie das Verdienst unbelohnt. Er nahm ihre Beute nie öffentlich an; sondern hatte Unterhändler, die den Dieben das Vieh abkauften. Er erwarb ein beträchtliches Vermögen, das er hinter sich im Stich lassen mußte, als die für den Prätendenten unglückliche Schlacht bey Culloden aller dieser Räuber-Grösse den letzten Streich versetzte.

Der letzte, der sich einigermassen auszeichnete, war der berühmte Barrisdale, der diese Künste zu dem höchsten Grad der Vollkommenheit brachte: denn ausser daß er die gewöhnlichen Kunstgriffe noch weiter führte, verbesserte er sonderlich das Stück des Gewerbes, das Schwarzmehl hieß, worin er es weiter brachte, als keiner seiner Vorgänger. Es war dies eine gewaltsame Auflage, die so hieß, weil sie gemeiniglich in Mehl entrichtet wurde, und weit und breit

allen

allen grossen und kleinen Edelleuten umher abgezwackt wurde, damit ihr Vieh vor den kleinen Dieben, die er heimlich pflegte und schützte, sicher seyn sollte. Durch diese Auflagen erwarb er sich ein jährliches Einkommen von fünfhundert Pfund, und handelte darin nach den ächten Begriffen der Ehre, daß er unter gehörigen Umständen seinen Freunden das gestohlne Vieh wiedergab. In diesem Stücke glich er dem bekannten englischen Dieb **Jonathan Wild**; unterschied sich aber von ihm, durch eine unwandelbare Treue gegen seine Bande; und wann sich fremde Spitzbuben fanden, die den seinigen ins Gehege kamen, so stellte er sie vor Recht. Er war ein Mann von angenehmen Manieren, einnehmender Sprache und schöner Gestalt. Er hielte viel von sich und betrachtete sich als einen Wohlthäter des gemeinen Besten und Erhalter der allgemeinen Ruhe.

XII.

Das Gewissen.

Eine moralische Erzählung.

Nach der Endigung des Krieges der Kayserlichen mit den Türken, zu Anfange des itzigen Jahrhunderts, lebte ein edler Venetianer **Graf Bertrimelli**, der sich während des Krieges unter

unter dem großen Prinzen Eugen hervorgethan hatte, und sich itzt auf seine Landgüter begab, wo er kurz darauf ein Frauenzimmer von großer Schönheit, Rang und Vermögen heyrathete, deren vortrefliche Eigenschaften ihren Verlust, als sie bald darauf in ihrem ersten Wochenbette starb, desto schmerzlicher machte. Der Graf verfiel darüber aus Gram in die tiefste Schwermuth, und mit der Zeit in eine Nervenkrankheit, die seinem Leben ein Ende machte, ehe sein kleiner Sohn Rinaldo drey Jahre alt war.

Der Graf hatte in allen seinen Feldzügen gegen die Türken seinen Bruder Ludovico zum Gefährten gehabt, den er mit großer Zärtlichkeit liebte. Nach geendigtem Feldzug hatte dieser Herr in Venedig ein Frauenzimmer von niedrigem Stande heimlich geheyrathet, und diese Verbindung dem Grafen, seinem Bruder, beständig verhehlet, daher ihn der Graf, als er starb, zum einzigen Vollstrecker seines Willens und Vormund seines Kindes verordnete. Ludovico war zwar von gutmüthiger Natur, aber ein starker Spieler und ließ sich leicht von bösen Leuten aufhetzen. Sein Vermögen hatte er kurz nach seiner Heyrath durchgebracht, und ein kleines Landgut, das ihm durch das Absterben des Grafen zufiel, war kaum zureichend seine Schuldforderer zu befriedigen, die sehr zahlreich waren, da nicht nur seine eigne Spielschulden, sondern andere Schul-

den seiner verschwendenden Gattin abgethan werden mußten.

Als er die Vormundschaft über den jungen Rinaldo antrat, hatte er zwey Kinder, und da nach seines Pflegebefohlnen Tod, Grafschaft und Titel an ihn selbst zurückfallen mußten, so fing seine Gemahlin an, sehr unmenschliche Gedanken gegen den Unmündigen zu hegen, die sich endlich so fest einwurzelten, daß sie die boshaftesten Anschläge erzeugten. Rinaldo nahm an Verstand und Person so geschwinde zu, daß er schon vor seinem vierten Jahre, die Bewunderung aller auf sich zog, die ihn sahen. Des Ludovico Familie vermehrte sich noch, und seine Gemahlin, die ohne Unterlaß dem Rinaldo den Tod wünschte, faßte den Anschlag, diesen erwünschten Erfolg zu Stande zu bringen, es koste auch was es wolle. Oft hatte sie das ihrem Gemahl von weitem zu verstehn gegeben, der im Anfange darüber erschrack, aber allmählich auch sich zu dem Gedanken gewöhnte, und zuletzt durch die Vorstellung des Reichthums, den er sich und seinen Kindern zuwege bringen könnte, so verblendet wurde, daß er in das Vorhaben, seinen unschuldigen Neffen umzubringen, einwilligte.

Ein Negren-Sklave, der bisher treue Dienste geleistet hatte, ward ausersehen das unschuldige Opfer zu schlachten. Rinaldo hatte sich

nach

nach seines Vaters Tode des Sommers beständig auf einem Gute aufgehalten, das dem Grafen auf dem festen Lande ohnweit Padua gehörte, und wo er einige wenige Bedienten seines Oheims um sich hatte. Dieser Aufenthalt ward für einen bequemen Ort zur Ausführung des Vorhabens gehalten. Ludovico mit seiner Gemahlin blieben, allen Verdacht zu vermelden, in Venedig und gaben nur dem Sklaven eine gemessene Anweisung wie er verfahren sollte. Dieser Sklave, der sich zum Werkzeuge der Grausamkeit und Bosheit gebrauchen ließ, zeigte, als er auf das Schloß anlangte, einen schriftlichen Befehl von Ludovico vor, den Rinaldo nach Venedig zu führen. Unterwegens wollte er ihn erwürgen, aber das Schreyen, die Unschuld und Schwäche des Kindes erweichten das Herz des Meuchelmörders, und er fand sich unvermögend sein versprochenes Vorhaben auszuführen. Da er aber auf der anderen Seite sich vor des Ludovico Strafe fürchtete, beschloß er, das Kind zu verbergen und vorzugeben, daß er den Befehl pünktlich vollstreckt hätte. Demnach reisete er nach Verona, wo er das Kind bey einer Bauersfrauen ließ, die er schon viele Jahre kannte, der er einige Zechinen gab, und versprach, ihr beständig einen Zuschub zukommen zu lassen. Darauf kehrte er nach Venedig zurück, und gab seiner unmenschlichen Herrschaft die Versicherung, daß er das Kind in einem Flusse ersäuft hätte.

Ludovico erstarrete vor Entsetzen bey dieser Nachricht. Allein seine Gemahlin suchte durch Scherz und Spötterey ihm sein Schrecken zu benehmen, und es schien ihr Vornehmen eine Weile aufs beste zu glücken, denn da niemand dem Gerüchte widersprach, das sie ausbreiteten, als ob Rinaldo an Krämpfen gestorben wäre, so fiel sein Titel und Gut ohne Widerspruch an seinen Oheim. Allein wenn es dem Ludovico einfiel, auf welch eine unmenschliche Art er zu allen diesen Besitzungen gekommen war, so empfand er die heftigsten Gewissens-Aengstigungen, und unaufhörliche Unruhe.

In diesem unglückseligen Zustande blieb er mitten im Ueberfluß einige Jahre, da seine Gemahlin unglücklicher Weise in ihrer Kutsche ohnweit Padua umwarf, und nicht nur den Arm zerbrach, sondern auch eine so starke Contusion am Kopf bekam, daß sie trotz aller Bemühungen der Aerzte und Wundärzte, in wenigen Wochen starb, nachdem sie die grausamste Herzensangst ausgestanden, und beständig geruffen hatte, daß der Himmel ihr den Mord des unschuldigen Rinaldo vergeben wolle.

Eben um dieselbe Zeit hatte sich Ferdinand, der älteste Sohn des Ludovico, und Angelica, seine Tochter, ein höchst liebenswürdiges Mädchen, die in Venedig zurückgeblieben waren, in

Abwe-

Abwesenheit ihrer Eltern bereden lassen, mit einem Freunde Gesellschaft zu machen und eine Lustfahrt in einer Feluque, den Venetianischen Meerbusen herab, nach St. Marino vorzunehmen, da sie auf dem Wege ein schrecklicher Sturm überfiel, der sie aus dem Meerbusen weg in die offene See führte, so daß aller möglichen Bemühungen ohngeachtet, man gar nicht erfahren konnte, wo sie geblieben waren.

Ludovico erfuhr diese traurige Zeitung eben da er Anstalten zu seiner Gemahlin Beerdigung machte. Unter der Last seiner Traurigkeit konnte er sich nicht entbrechen die Gerechtigkeit des Himmels zu erkennen, die Unglück über Unglück auf ihn häufte, und bat den Himmel sein Leben aufs baldeste zu endigen. Sein Haus war in Trauer und seine Tage voll Kummer und Reue. Er stieß eines Tages im Garten auf den Neger-Sklaven, Corbaccio, und sprang wüthend auf ihn los: „Du bist es!" schrie er, „du heilloser „Kerl, dem ich all mein Elend zuschreiben muß. „Länger kann ich es nicht ausstehn; diesen Au„genblick will ich deinem verhaßten Leben, und „dem meinigen, ein Ende machen." Der unglückliche Mensch, der seines Herrn Degen schon an seine Brust gesetzt sahe, bat ihn mit Zittern, ihm einige Augenblicke zuzuhören, da er denn aufrichtig alles erzählte, was er mit dem Rinaldo gemacht hätte.

Kaum konnte der Graf glauben, was er hörte, der Neger mußte es einmal nach dem anderen wiederholen, und während des Anhörens entstanden in ihm Empfindungen, die er lange nicht gehabt hatte. Er nahm den Sklaven bey der Hand und dankte ihm tausendmal für seine Schonung. „Eile!“ sprach er: „Eile augen„blicklich nach Verona, hie hast du meine Geld„börse; nur bringe mir überzeugende Beweise, „daß deine Aussage wahr sey: denn ich habe dar„aus einen solchen Strahl von Hoffnung und Be„ruhigung bekommen, daß ich für diese Zeit alle „mein Unglück vergessen habe.“

Der Sklave machte sich mit der größten Eilfertigkeit nach der Baurenhütte, wo er den jungen Grafen gelassen hatte; erfuhr aber zu seiner äussersten Kränkung, daß der Baur mit seinem Weibe, wegen der Bedrückung ihres Gutsherrn, davon gezogen wären, und sich in dem Herzogthum Parma gesetzt hätten.

Corbaccio, der nicht Willens war zu seinem Herren zurück zu kehren, ohne ihm die verlangte Nachricht zu bringen, ging bis nach gedachtem Orte um Erkundigungen einzuziehen, war aber nur im Stande nach den schärfsten Untersuchungen zu erkundschaften, daß sich vor einiger Zeit ein Landmann, der seiner Beschreibung ähnlich war, daselbst hatte sehen lassen. Der Schwartze

richtete sein Gesicht mit schwerem Herzen nach Padua; holte aber, ehe er da anlangte, eine Reisegesellschaft ein, in der er das Glück hatte, seinen alten Bekannten anzutreffen. Er erkundigte sich voll Freude zuerst nach dem Antonio, (denn das war der Nahme, den er dem jungen Grafen gegeben hatte, als er ihn in die Bauerhütte brachte). Der gute Bauer schien über dieser Frage in keine geringe Verlegenheit zu gerathen. Corbaccio wurde darüber noch ängstlicher, steckte dem Bauren etwas Geld in die Hand und bat ihn, nichts zu verhehlen, weil ihm sehr viel an genauer Nachricht läge. Endlich gestand der Baursmann, weil der Neger nicht sein Wort gehalten, da er ihm und seinem Weibe versprochen, sie von Zeit zu Zeit mit Gelde zu beschenken, so hätten sie den Antonio, da er sieben Jahre alt gewesen, einem englischen Herren, Nahmens Lord Walsingham, in Dienst überlassen, weil der Lord einen sonderlichen Gefallen an ihm gefunden, als er ihn in die Herberge in Verona, wo er sich aufgehalten, allerley Federvieh bringen gesehn.

Corbaccio nahm den Landmann mit sich und gieng nach Padua zurück, wo er dem Ludovico von diesen Umständen Nachricht gab, und ihm damit in seiner Bekümmerniß nicht geringen Trost einflössete. Ludovico schickte einen ausdrücklichen Bothen deswegen nach London zu dem Lord, in

dessen

dessen Dienste Rinaldo sollte getreten seyn, bekam aber zu seiner nicht geringen Beunruhigung die Antwort zurück, daß Lord Walsingham schon einige Zeit todt wäre, und niemand wüßte, wo der italiänische Knabe, der in seinem Hause erzogen worden, geblieben sey. Alle diese Nachrichten zusammen, die der Graf von seinem Neffen einziehen konnte, waren für seine Schwermuth nur eine geringe Linderung. Der Verlust seiner Gemahlin, und sonderlich seiner Kinder, den er als treffende Beweise der Rache des Himmels ansahe, verursachte ihm solchen Kummer, daß er den Entschluß faßte in ein Kloster zu gehen und seinem jüngsten und einzigen übrigen Kinde, wenn es würde mündig seyn, seine Güter zu übergeben.

Seit dem Verlust des Ferdinands und der Angelica waren achtzehn Monathe verstrichen, als Briefe zu Venedig ankamen mit der Nachricht, daß sie glücklich zu Neapel angekommen wären, nachdem sie in einer Chebeke der Mohren waren nach Algier geführt gewesen. Diese Nachricht erweckte den Ludovico aus seiner Niedergeschlagenheit, und als er kurz darauf seine Kinder wieder sahe, entstand eine solche Unruhe in seinem Herzen, daß er kaum die Freude ertragen konnte. „Verzeihen Sie uns, sagte Ferdinand, und warf sich zu seines Vaters Füssen nieder, „verzeihen Sie mir die Unbedachtsamkeit, daß

ich während ihrer Abwesenheit meine Schwester zu unserer Lustfahrt mitnahm. Wir haben die Lust theuer genung gebüsset. Den Tag darauf, als wir von Venedig abgefahren, entstand ein Sturm, der uns an die Küsten der Türkey verschlug, wo sich das Schifsvolk eines Korsaren an unser Bord legte. Hier war der Widerstand vergebens, und ob ich gleich für meine Schwester ein starkes Lösegeld bot, schlug es der Mohrenhauptmann doch aus, und richtete die Segel gerade zu nach Algier, von wo ich zu wiederholten Mahlen an Sie geschrieben, und Ihnen von unserem Zustande Nachricht gegeben habe, nunmehr aber vernehme, daß die Briefe Ihnen nicht zu Handen gekommen sind. Ich ward an einen Juden verkauft, die Schwester aber behielt der Hauptmann, und bestimmte sie, wegen ihrer Schönheit für sein Seraglio, doch gewann sein Geitz die Oberhand über die Liebe, und ein würdiger junger Mann, der bey dem englischen Gesandten Secretair war, und unsere Geschichte hörte, zahlte großmüthig den Preiß, den er für ihre Lösung verlangte; wodurch er nicht nur sie vor Gewaltthätigkeit sicherte, sondern auch kurz darauf meine Freyheit bewürkte. O setzte Angelica hinzu, er ist der beste Mensch; die Verbindlichkeit, die wir ihm schuldig sind, ist unaussprechlich groß; wir haben ihn beredet uns nach Venedig zu begleiten, und er wartet unten, um meinem besten Vater seine Aufwartung zu machen."

Laß

„laß ihn kommen, sagte Ludovico, ich muß ihm für eure Errettung Dank sagen.“

Der Secretair ward demnach eingeführt, der alte Graf nahm ihn in seine Arme, und umfaßte ihn aufs zärtlichste. Als er ihn während der Unterredung Walsingham nennen hörte, ward er unruhig; er sahe den jungen Menschen starr an, und bildete sich ein, das Bild seines verstorbenen Bruders, des Grafen Bertrimelli, zu sehen. Er fragte ihn, ob er ein Engländer wäre? und der Fremde erwiederte: „ich bin es nicht vollkommen, sondern nur durch die Annahme; ich bin aus Italien gebürtig, und von da nach England geführt. — Vom Lord Walsingham! fiel ihm Ludovico ein! „Ja Herr Graf!“ versetzte der Fremde! „Er ist es!“ Hier erkannte Ludovico mit Freuden, daß es Rinaldo war, umarmte ihn, erzählte ihm die ganze Geschichte. Der Bauer, dessen Pflegekind er gewesen war, ward herzu gerufen, und erkannte ihn an einer Schmarre an der Stirn, die er in seiner Kindheit bekommen, als er von einem Wolf angefallen worden. Nunmehr ward der Pallast voll Freude; Ludovico gab dem Rinaldo seine Tochter, stellte ihm Güter und Titel wieder her, und ging in ein Kloster, wo er seine übrigen Tage ruhig endigte.

XIII.

Ueber die Nebenarten des menschlichen Geschlechts.

(Nach dem Buffon, Linnee, Goldsmith u. a.)

Wenn man die kleinen Verschiedenheiten an dem Menschen-Geschlecht in Vergleichung zieht, so wird kaum eine Nation auf Erden seyn, die der anderen vollkommen gleicht; und man kann wohl sagen, daß es so viele Arten des Menschen-Geschlechts giebt, als Länder auf dem Erdboden bewohnt sind. Die eine gesittete Nation ist nicht unterschiedener von der anderen gesitteten, als die wildeste von der ihr zunächst gelegenen wilden; und sehr oft scheidet ein Fluß oder ein Berg zwo Nationen von einander, die an Sitten, Gewohnheiten, Zügen und Farben sehr weit von einander unterschieden sind. Doch diese Unterschiede, die zwar merklich sind, machen doch nicht solche Verschiedenheit aus, daß man sie in einem allgemeinen Bilde der Abarten des Menschen-Geschlechts zu Zügen brauchen könnte. Gewohnheit, Zufall oder Mode, können unter benachbarten Nationen beträchtliche Veränderungen hervorbringen; ihre Abstammung von Vor-

eltern verschiedener Himmelsstriche oder Farbe, kann zufällige Verschiedenheiten veranlassen, die täglich abnehmen; und man kann sagen, daß zwey benachbarte Nationen, wenn sie auch anfänglich sehr von einander verschieden sind, nach und nach sich immer gleicher werden; so daß mit der Länge der Zeit, die Verschiedenheit unter ihnen unmerklich wird. Bey benachbarten Nationen muß man demnach auffallende Verschiedenheiten des Menschen-Geschlechts nicht suchen, sondern die Einwohner entgegenstehender Himmelsstriche und entfernter Länder muß man mit einander vergleichen, diejenigen, die unter dem Polarkreise wohnen, mit denen, die unter der Linie leben; die, welche an der einen Seite der Erdkugel sind, denen, die an der andern Seite leben.

Die erste verschiedene Abart der Menschen lebt um die Gegenden des Polarkreises. Die Lapländer, die Esquimaux-Indianer, die Samojeden-Tattaren, die Einwohner von Neu-Zembla, die Grönländer und die Eingebohrnen von Kamtschatka können als eine eigne besondre Volks-Art betrachtet werden, die sich an Größe, Wuchs, Farbe, Gebräuchen und Unwissenheit ähnlicht. Da diese Völker unter einem rauhen Himmelsstrich leben, wo die Natur wenig hervorbringt, und die Lebensmittel schlecht und ungesund sind; so haben diese Einwohner, die nach Verhältniß ihrer Nahrung zusammenschrumpfen, keine Größe; und ihre Farbe hat

von der Kälte fast eben die Veränderung erlitten, die sonst durch die Hitze hervorgebracht wird; denn sie ist dunkel braun, und spielt hie und da würklich ins Schwarze.

Daher findet man auch gemeiniglich, daß diese Einwohner kurz gewachsen und von seltsamer Gestalt sind, und so ein wildes Gesicht haben, als ihre Sitten barbarisch sind. In diesen Ländern sind die Gesichter groß und breit, die Nase kurz und platt, die Augen gelblich braun und ziehen auf schwarz, die Augenlieder sind nach den Schläfen hin verzogen, die Backenknochen ungemein hoch, der Mund ist sehr groß, die Lippen sind dick und ausgebogen, die Stimme ist schwach und kleinlich, der Kopf groß, das Haar schwarz und grade, die Farbe der Haut schwarz-graulich. Sie sind nur klein, die mehresten nicht über vier Fuß, und die größten nicht über fünfe. Unter allen diesen Nationen sind die Weiber so ungestalt, als die Männer, und gleichen ihnen so sehr, daß man im Anfange nicht einmal die verschiedenen Geschlechter beym ersten Anblick erkennen kann.

Diese Völker sind sich auch nicht blos an Heßlichkeit, Zwerggestalt und Farbe der Haare und Augen ähnlich, sondern haben alle großentheils die nehmlichen Neigungen und die nehmlichen Sitten, indem sie alle gleich rohe, abergläubisch und dumm sind. Die Dänischen Lapländer haben eine große schwarze Katze, der sie alle ihre

Geheim-

Geheimnisse offenbahren, und sie bey allen Angelegenheiten zu Rathe ziehn. Unter den Schwedischen Lapländern ist bey jedem Geschlechte eine Trummel den Teufel dadurch um Rath zu fragen; und obwohl diese Leute stark und hurtig sind, so haben sie doch so gar keine Herzhaftigkeit; daß man sie zu Kriegesdiensten nicht brauchen kann. Gustav Adolph versuchte es, und wollte ein Regiment Lapländer aufrichten, sahe aber daß es unmöglich war damit zu Stande zu kommen; denn es hat das Ansehn, daß sie blos in ihrem Vaterlande und nach ihren Sitten leben können. Sie machen sich Schrittschuhe von Förenholz, die an drey Fuß lang, vorne spitzig und aufgebogen sind, und mit ledernen Riemen an die Füsse angebunden werden. Damit lauffen sie so schnell über den eisigten Schnee hin, daß sie in der Geschwindigkeit das schnelleste Thier einholen. Dabey bedienen sie sich einer Stange, die an dem einen Ende mit einer eisernen Spitze beschlagen und an dem anderen abgerundet ist. Diese Stangen dienen ihnen zum Fortstossen, zum Wenden, zur Stütze fürs Fallen, die Heftigkeit ihres Laufs zu mäßigen, und das Wild zu tödten, so sie ergreiffen. Sie lauffen auf diesen Schrittschuhen die jähesten Berge herab, und steigen die rauhesten Anhöhen hinan; in welcher Geschicklichkeit die Weiber nicht weniger geübt sind, als die Männer. Sie wissen alle mit Bogen und Pfeil umzugehen, welches ein Werkzeug zu seyn scheint,

 das

das allen barbarischen Nationen gemein ist, und doch gleich anfangs zu erfinden, keine geringe Geschicklichkeit erforderte. Sie werffen auch Wurfspiesse mit großer Gewalt, und man sagt, daß sie in einer Ferne von dreyßig Ellen ein Merkzeichen, das nicht größer ist, als ein Thalerstück, treffen, und den Spieß mit solchem Nachdruck werffen könnten, daß er einen Menschen durch und durch bohren müßte. Sie sind alle mit einander Jäger, und erlauren sonderlich den Hermelin, den Fuchs, die Ottern und Marder um des Pelzwerks willen. Sie tauschen dies bey ihren südlicheren Nachbaren gegen Bandtwein und Taback aus, wovon sie übermäßige Liebhaber sind. Ihre Nahrung ist mehrentheils gedörrete Fische, nebst Bären- und Rennthierfleisch. Ihr Brodt backen sie aus Fischgräten, die mit der inneren zarten Rinde des Fichtenbaums gestossen und vermischt werden. Ihr Getränk ist Thranöl oder Brandtwein, und wenn sie dies nicht haben, Wasser, das auf Wachholderbeeren gegossen worden. In Ansehung ihrer Sitten haben sie alle Tugenden der Einfalt, und alle Laster der Unwissenheit. Ihre Weiber und Töchter bieten sie den Fremden an, und scheinen es für eine besondere Ehre anzunehmen, wenn die Fremden ihre Anerbietung nicht ausschlagen. Von der Religion oder einem höchsten Wesen haben sie gar keine Begriffe; der größte Theil unter ihnen sind Götzendiener; und ihr Aberglaube ist so tief gewurzelt, als ihr Götzen-

zendienst verächtlich ist. So arm und unwissend sie auch sind, so fehlt es ihnen doch nicht an Hochmuth; sie halten sich für besser als alle andere Völker; und Kranz versichert, daß die Grönländer bey ihren Gelagen nichts lieber und gewöhnlicher thun, als die Europäer lächerlich machen. Sie gestehen ihnen wohl freylich die Ueberlegenheit an Verstande und mechanischen Künsten zu, aber was für großer Werth darauf beruhe, können sie nicht einsehen. Daher halten sie sich für das einzige gesittete und wohlgezogene Volk auf der Welt, und wenn sie einen stillen oder bescheidenen Fremdling sehen, sagen sie gemeiniglich, daß er fast so wohlgesittet ist, als ein Grönländer.

Die elenden Bewohner dieser Gegenden, scheinen von der Natur gegen die Rauhigkeiten ihres Zustandes gerüstet zu seyn. So wie ihre Nahrung schlecht und ungewiß ist, so können sie auch erstaunlich hungern. Ein Mann, der vier Tage nichts gegessen hat, kann sein kleines Kahn mitten durch die unruhigsten Wellen führen und bey einem Sturm, der ein Europäisches Bot in tausend Stücke zerschmettern würde, ganz geruhig fortkommen. So groß ihre Geduld ist, so bewundernswürdig ist auch ihre Stärke; ein Weibsbild kann bey ihnen ein fast zweymal so schweres Stück Holz oder Stein forttragen, als ein Europäer heben kann. Ihre Leiber sind überall

dunkel grau, und ihre Gesichter braun oder Olivenfarb. Die Farbe der Haut scheint bey ihnen zum Theil von ihrer schmutzigen Lebensart herzurühren, indem sie sich beständig mit Thranöl schmieren; zum Theil aber auch von der rauhen Witterung, indem die plötzlichen Veränderungen der Kälte und Rauhigkeit im Winter und der brennenden Hitze im Sommer nach und nach ihre Farbe verdunkelt, bis sie nach einer Folge von Geschlechtern endlich fast schwarz wird. So wie die Gegenden, wo diese Einwohner leben, die unfruchtbaren sind, so sind auch die Eingebohrnen unter allen auf Erden die barbarischten. Ihre südlicheren Nachbaren in Amerika bezeigen gegen sie eben so viel Verachtung als nur immer eine gesittete Nation gegen eine wilde zeigen kann: man kann daher sich leicht eine Vorstellung machen, wie rohe die Sitten seyn müssen, die sogar von einem gebohrnen Kanadier für barbarischer als seine eigne angesehen werden.

Die zweyte große Abart des menschlichen Geschlechts scheint sich an den Tattaren zu finden, von denen wahrscheinlicher Weise die kleinen Leute, die wir oben beschrieben haben, ursprünglich abstammen. Die Tattarey im weitläuftigen Verstande begreifft den größesten Theil von Asien in sich und ist demzufolge ein allgemeiner Nahme, der vielen Nationen von verschiedener Farbe und Gestalt gegeben wird. So sehr sie indessen unter

ter sich selbst verschieden sind, so sind sie doch einander ähnlich, daß sie keinem anderen Volke gleichen. Sie haben allesamt einen breiten Obertheil des Gesichts, das schon in der Jugend gerunzelt ist. Die Nase ist kurz und platt, die Augen klein, und liegen tief im Kopf, stehen auch wohl bey einigen fünf bis sechs Zolle von einander. Die Backenknochen stehen hoch, der untere Theil des Gesichts ist schmal, das Kinn lang und hervorragend, die Zähne sind ungeheur groß, und stehen von einander abgesondert; die Augenbraunen sind dick und breit und bedecken die Augen; die Augenlieder sind dick, das Gesicht ist breit und platt, die Farbe Oliven und die Haare schwarz. Sie sind von mittlerer Grösse, ungemein stark und von festen Gliedern. Sie haben nur einen kleinen Bart, der an dem Kinn nur dünne wächst. Sie haben starke Schenkel und kurze Füsse. Die Kalmucken sind unter allen die häßlichsten, und haben in ihrem Gesicht etwas fürchterliches. Sie führen alle eine wandernde Lebensart und bleiben unter Zelten, die von Haaren oder Häuten gemacht sind. Sie leben von Pferde- und Kameelfleisch, das sie entweder roh essen, oder wenn es zwischen Pferd und Sattel mürbe gekocht ist. Sie essen auch an der Sonne gedörrete Fische. Ihr gewöhnlichster Trank ist Stutten-Milch, die mit zu Mehl gemachter Hirse gegohren hat. Sie tragen alle einen geschornen Kopf, ausgenommen, daß sie oben auf der Scheitel einen Zopf

wach-

wachsen lassen, der lang und stark genung wird, daß sie daraus zu beyden Seiten des Gesichts können Locken fallen lassen. Der größte Theil dieser Nationen haben keine Religion, keine festen Begriffe von Sittlichkeit, keine Anständigkeit in der Aufführung. Sie sind mehrentheils Räuber, und die Eingebohrnen von Dagestan, die zunächst an ihren gesitteten Nachbaren wohnen, treiben einen Handel mit Tattarischen Sklaven, die sie gestohlen haben, und an die Türken und Perser verkauffen. Ihr vornehmster Reichthum besteht in Pferden, deren es in der Tattarey vielleicht mehrere giebt, als in keinem anderen Theile der Welt. Die Eingebohrnen lernen aus Gewohnheit mit ihren Pferden von einerley Flecken leben, und machen sich ohne Unterlaß damit zu schaffen, daß sie die Pferde abrichten, wodurch sie es mit der Zeit so weit bringen, daß die Pferde würklich des Reuters Gedanken zu verstehn scheinen.

Zu dieser Art Menschen muß man noch die Chineser und Japaner rechnen, ob sie gleich an Sitten und Gebräuchen sehr weit von einander unterschieden scheinen. Wir sehen itzt sonderlich auf die Leibesgestalt, und darin ist zwischen diesen Nationen eine erstaunliche Aehnlichkeit. Man versichert einmüthig, daß die Chineser breite Gesichter, kleine Augen, platte Nasen und fast gar keinen Bart haben; daß sie breitschulterig und

und von Wuchs kleiner sind als die Europäer. Diese Kennzeichen haben sie mit den Tattaren gemein, man kann sie daher als von demselben Stamme entsprossen, betrachten.

Die Japaner gleichen den Chinesern so stark, daß man sich nicht einen Augenblick bedenken kann, sie in einerley Klasse zu stellen. Nur darin ist einige Verschiedenheit, daß die Japaner etwas brauner sind, da sie ein südlicheres Land bewohnen. Man schreibt ihnen gemeiniglich eine braune Farbe, einen kurzen Wuchs, ein breites plattes Gesicht, sehr wenigen Bart und schwarze Haare zu. Ihre Gebräuche und Gewohnheiten sind fast die nehmlichen; ihre Begriffe von Schönheit sind dieselben; und ihre künstlichen Häßlichkeiten vom Schwärzen der Zähne und Einschnüren der Füsse, sind in beyden Ländern einerley. Sie entspringen demnach von Einem Stamme, und ob sie gleich von ihren viehischen Stammvätern sehr weit unterschieden sind, so haben sie doch ihre Verfeinerung blos der Mildigkeit ihres Himmels und der eigenthümlichen Fruchtbarkeit ihres Bodens zu danken. Wir können zu diesem Stamm auch die Cochin-Chineser, die Siameser, die Tunquineser und die Einwohner von Aracan, Laos und Pegu rechnen, die zwar alle von den Chinesern und von einander weit verschieden sind, aber doch eine zu starke Aehnlichkeit mit einander haben, als daß man nicht ihre

ihre gemeinschaftliche Abstammung daran erkennen sollte.

Eine andere Abartung, welche die dritte ist, machen die sittlichern Asiater in dem menschlichen Geschlecht, deren Gestalt und Gesichtszüge von den Tartaren leicht zu unterscheiden ist. Die Nationen, welche die Halbinsel von Indien bewohnen, scheinen der Hauptstamm zu seyn, von dem die Einwohner der Inseln, die in dem Indischen Meere verstreut liegen, ihren Ursprung haben. Sie sind gemeiniglich von schlankem Wuchs, haben lange grade schwarze Haare, und sehr oft eine Römische Nase. Auf diese Art gleichen sie an Zügen und Gestalt den Europäern, sind aber an Farbe und Leibesbeschaffenheit, weit von ihnen unterschieden. Die Indianer sind Olivenfarb und in den südlicheren Gegenden ganz schwarz, obwohl das Wort Mogul in ihrer Sprache einen weissen Mann bedeutet. Die Weiber sind ungemein zart und baden zum öftern. Sie sind eben so gut Olivenfarb als die Männer; ihre Füsse und Schenkel sind lang, der Leib aber ist kurz, so wie in Europa an dem Frauenzimmer grade das Gegentheil statt hat. Sie sind, wie man versichern will, gar nicht so fruchtbar als die Europäischen Weiber, das Kindergebähren ist aber bey ihnen nicht mit so vielen Schmerzen verbunden, und gemeiniglich sind sie den folgenden Tag auf und befinden sich wohl. Sonst schei-

scheinen diese Schmerzen am grössesten zu seyn in Ländern, wo die Weiber am zärtlichsten oder durch Trägheit und Ueppigkeit am geschwächtesten sind. Die Weiber der wilden Völker, scheinen grossentheils von dem Gesetze der harten Geburten ausgenommen zu seyn; und selbst unter uns haben die Baurweiber, die schwer arbeiten müssen, von ihrem mühsamen Leben den Vortheil, daß sie mit wenigeren Schmerzen gebähren. In ganz Indien werden die Kinder ehr mannbar als unter uns in Europa. Sie heyrathen zum öftern und halten Beylager, wenn der Mann zehn und die Frau acht Jahr alt ist, und häuffig haben sie auch um diese Zeit schon Kinder. Die Frauen aber, die so bald Mütter werden, hören gemeiniglich vor ihrem 30sten Jahre zu gebähren auf, und dann sind sie auch um diese Zeit schon voller Runzeln, und haben alle Ungestaltheiten des Alters. Die Indianer haben sich schon lange nachsagen lassen, daß sie weibisch und feigherzig sind, da jeder Eroberer, der es nur versucht hat, sie zu überfallen, auch glücklich darin gewesen ist. Die Wärme der Himmelsgegend hat einen gänzlichen Einfluß auf ihre Sitten; sie sind faul, unterwürffig und üppig; haben an der sinnlichen Glückseligkeit genung, und wissen von keinem Vergnügen, das im Denken zu finden ist; zufrieden in der Sklaverey, sind sie bereit jedem Herrn zu gehorchen. Viele Stämme unter ihnen essen nichts was Leben gehabt hat; sie fürchten

sich,

sich, das verächtlichste Ungeziefer zu tödten und haben für alle Arten von Gewürme, Hospitäler errichtet. Auch der Asiatische Anzug ist ein loses, fliegendes Gewand, das sich besser zum Frieden und zur Trägheit schickt, als zur Emsigkeit und zum Kriege. Die Lebhaftigkeit der Asiater stimmt demnach überhaupt mit ihrem Anzuge und mit ihrer Nahrung überein. Ihre Soldaten, die sich mit Reiß speisen und in weiblichen seidenen Gewänden kleiden, sind nicht im Stande, den Anfall eines Europäischen Heeres auszuhalten, und von Alexanders Zeiten an, bis auf den heutigen Tag, hat man kaum einige Beyspiele, daß ihre Waffen glücklich gewesen wären. Im ganzen können sie also als eine schwache Abart von Sensualisten betrachtet werden, die zu sinnlich sind, als daß sie von Vergnügungen entzückt werden könnten, und zu träge ihren Ernst in Weisheit zu verwandeln. Wir können zu dieser Klasse die Perser und Araber rechnen, und überhaupt alle Einwohner der Inseln, die in dem Indischen Meere zerstreut liegen.

Die vierte treffende Verschiedenheit in dem menschlichen Geschlecht, findet sich unter den Negern in Afrika. Diese traurige Abart des Menschengeschlechts schwärzt den ganzen südlichen Theil von Afrika vom achtzehnten nordlichen Grad der Linie, bis zu dem äussersten Ende am Vorgebürge der guten Hoffnung. Ich weiß

es,

es, daß die Kaffern, die die südliche Spitze dieses weitgestreckten Landes bewohnen, von einigen nicht wollen zu dem Negergeschlecht gerechnet werden; indessen ist doch der Unterschied zwischen Farbe und Gesichtszügen, unter ihnen so geringe, daß sie gar wohl in diesem allgemeinen Bilde können mit aufgestellt werden; und unter denen einen oder zweyen, die ich gesehen habe, konnte ich nicht den geringsten Unterschied wahrnehmen. Es ist wahr, daß eine jede Nation unter den Negern von der anderen unterschieden ist, sie haben ihre eigenthümlichen Länder der Schönheit, so gut wie wir; und einige Nationen unter ihnen, thun so gut auf die Regelmäßigkeit ihrer Gesichtszüge groß, als solches in Europa geschicht. Zum Beyspiel, die in Guinea sind ungemein häßlich und haben einen unerträglichen Geruch; die in Mosambique werden für schön gehalten und riechen gar nicht übel. Ueberhaupt sind die Negern schwarz von Farbe und haben eine glatte weiche Haut. Die Glätte oder der Glanz der Haut kommt von den weichen Haaren her, womit sie bewachsen ist, die bey weissen Menschen sträubigt und rauh anzufühlen sind. Ihre Haut hat daher eine Sammetglätte, und liegt auf den Muskeln nicht so angespannt als bey uns. Ihre Kopfhaare sind ganz anders beschaffen als bey uns, denn sie sind weich, wollicht und kurz. Der Bart hat eben diese Eigenschaften, ist darin aber verschieden, daß er bald grau wird, welches die

Haare selten thun; so daß man verschiedene Leute mit weissen Bärten und schwarzen Haaren antrifft. Sie haben platte und kurze Nasen, dicke und aufgequollne Lippen und elfenbeinweisse Zähne. Letzteres ist die einzige Schönheit, die sie haben, die aber durch die Farbe ihrer Haut noch mehr erhöhet wird; indem die Abstechung zwischen schwarz und weiß nur desto merklicher ins Auge fällt. Es ist falsch, daß ihre Gestalt durch Kunst verstellt wird, denn die Negerkinder, die in Europa gebohren werden, haben eben dieselben Häßlichkeiten, eben so platte Nasen und eben so vorstehende Lippen.

Wenn die Weiber Ein Kind gebohren haben, so hängen ihnen die Brüste bis unter dem Nabel herab, und sie haben die Gewohnheit, ihre Kinder auf dem Rücken zu säugen, indem sie ihnen die Brüste über die Schulter zuwerffen. So wie nun ihr Ansehn, von Natur, wenigstens unserer Meinung nach verunstaltet ist, so sind auch ihre Seelen keiner starken Anstrengungen fähig. Das Klima scheint ihre Geisteskräfte noch mehr zu schwächen, als die Leibeskräfte; daher sind sie fast durchgängig dumm, träge und boshaft. Selbst die Araber, von denen viele Kolonien südwärts und weiter nach den inländischen Gegenden von Afrika gewandert sind, scheinen von ihren Stammvätern ausgeartet zu seyn; sie haben ihrer alten Gelehrsamkeit mit ihrer Schönheit

heit vergessen, und sind ein Geschlecht geworden, das von den ursprünglichen Landesbewohnern kaum zu unterscheiden ist. Die Portugiesen, die sich vor ungefähr zwey Jahrhunderten längs der Küste niedergelassen, scheinen kein besser Schicksal gehabt zu haben. Sie sind so schwarz geworden als die Neger, und einige Reisende versichern, daß sie noch barbarischer als diese sind.

Die Einwohner von Amerika machen eine fünfte Abart aus, als die von den übrigen Menschen an Farbe so unterschieden, als in ihrem Wohnplatz abgesondert sind. Die Eingebohrnen von Amerika, (mit Ausnahme derer im äussersten Norden, als die den Lapländern gleichen) sind von rother oder Kupferfarbe; und obgleich in der alten Welt verschiedene Himmelsstriche eine Verschiedenheit an Farben und Gewohnheiten bewürken, so sind doch die Eingebohrnen der neuen Welt sich fast in allen Stücken ähnlich. Sie sind fast alle von Einer Farbe, haben alle schwarze dicke Haare, und schwarze dünne Bärte, die sie aber sorgfältig bis in der Wurzel ausreissen. Die allermeisten haben platte Nasen, nebst hervorstehenden Backenknochen und kleinen Augen; und diese Verunstaltungen vermehren sie noch durch Kunst. Sie drücken sich die Nase und öfters den Kindern, so lange ihre Knochen noch beugsam sind, den ganzen Kopf plat. Sie mahlen den Leib und das Gesicht mit mancherley

Farben, und sehen die Haare aller Gliedmassen, des Kopfs ausgenommen, als eine Heßlichkeit an, und reissen es aus. Ihre Gliedmassen sind behender als der Europäer ihre; ich bin aber versichert, daß sie nicht so vermögend sind. Alle diese Wilden sind feigherzige Leute; man weiß nicht leicht, daß sie sich ihren Feinden in der Schlacht gerade entgegenstellen, sondern fallen auf gut Glück über sie her; und je grösser ihre Furcht ist, desto strenger ist auch ihre Grausamkeit. Der Mangel, den sie zum öfteren ausstehen müssen, macht sie erstaunlich geduldig in Wiederwärtigkeit; und ein widriges Schicksal verliehrt bey ihnen sein fürchterliches, weil sie damit bekannt sind. Ihre Geduld ist demnach nicht so sehr eine Folge ihres Muths als der Gewohnheit. Sie sehen alle sehr ernsthaft aus, ob sie gleich selten denken; und sind gegen einander gütig und gerecht, ob sie gleich grausam gegen ihre Feinde sind. Kurz die Gewohnheiten der wilden Völker sind fast aller Orten einerley; eine wilde, unabhängige und unstätige Lebensart führt auch eine eigene Begleitung von Tugenden und Lastern mit sich; Geduld aber und Gastfreundschaft, Trägheit und Raubsucht, Zufriedenheit und Redlichkeit sind Tugenden und Laster, die man nicht nur bey den Amerikanischen Eingebohrnen, sondern bey allen barbarischen Völkern auf dem Erdenkreiß antrifft.

Die sechste und letzte Art des menschlichen Geschlechts sind die Europäer, und ihre nächsten Nachbaren. Zu dieser Klasse können wir rechnen die Georgianer, Cirkaßier und Mingrelier, die Bewohner von Klein-Asien, und den nordlichen Theilen von Afrika, nebst einer Strecke derer Länder, die nordwestlich des schwarzen Meeres liegen. Die Bewohner dieser Länder sind alle ziemlich von einander verschieden, aber in der Farbe des Leibes, der Schönheit der Gesichtsfarbe, der Grösse ihrer Glieder und der Stärke des Verstandes, kommen sie mit einander überein. Diejenigen Künste, die in anderen Abarten der Menschen mögen erfunden seyn, sind bey dieser zur Vollkommenheit gebracht. In barbarischen Ländern gehen die Einwohner entweder nackend, oder kleiden sich ganz einfältig mit Fellen oder Federn; in Ländern, die halbbarbarisch sind, hängen die Gewänder loos und fliessend um den Leib; aber hie dient die Kleidung weniger zum Prunk als zur Bequemlichkeit, und vereinigt das höchste der Zierde und der Behendigkeit so genau, als es sich thun läßt.

Man kann die Völker aller Länder zu einer von diesen Klassen bringen, und je weniger ein Volk von Fremden besucht worden oder mit den übrigen Menschen Umgang gehabt hat, desto stärkere Eindrücke findet man an ihnen in Person und Sitten, die abgeschriebenen Merkmale ein-

 gedrückt.

gedrückt. Im Gegentheil, wo der Handel lange geblühet hat, oder wo die Feinde öftere Einfälle gethan haben, da findet man diese Arten auch gemeiniglich unter einander gemischt, daß man keine einzelne recht deutlich unterscheiden kann. So scheinen die Bewohner der Inseln des Indianischen Meeres, wo seit undenklichen Zeiten ein Handel geführet worden, Mischmasch von allen Völkern auf dem Erdboden zu seyn; man sieht da weisse, olivenfarbne, braune und schwarze Menschen, die in einer Stadt zusammen leben und ein vermischtes Geschlecht fortpflanzen, das zu keinem von den Arten kann gerechnet werden, worin die Naturforscher das menschliche Geschlecht zu theilen für gut befunden haben.

Es läßt sich leicht einsehen, daß unter allen Farben, worin das menschliche Geschlecht abartet, die unsrige nicht nur die schönste, sondern auch die vortheilhafteste ist. Die schöne Gesichtsfarbe scheint, wenn ich so sagen darf, gleichsam ein durchsichtiger Schleyer der Seele zu seyn; alle Abänderungen der Leidenschaften, jeder Ausdruck der Freude, oder der Kümmerniß fliegt zu den Wangen hinan, und bezeichnet ohne Sprache den Zustand der Seele. Auch bey der geringsten Veränderung der Gesundheit ist die Farbe des Europäischen Gesichts eine getreue Anzeige, und lehrt uns zum öftern einer Krankheit zuvorkommen,

men, die wir sonst noch nicht empfinden. Nicht als ob die Afrikanische schwarze und Asiatische Olivenfarbe nicht ebenfalls ihre Veränderungen litten; sondern sie sind nur so deutlich und merkbar nicht als an uns: und in einigen Ländern ändert sich die Gesichtsfarbe niemals, sondern das Gesicht behält einerley festen Schatten bey Beschämung und Krankheit, bey Verdruß und Verzweifelung.

Die allernatürlichste Farbe für den Menschen muß demnach diejenige seyn, die ihm am anständigsten ist. Man findet aber in allen Ländern, daß die Kinder hübsch oder wenigstens roth gebohren werden, und nur hernach je mehr sie an Jahren zunehmen, schwärzer oder brauner werden. Man sollte demnach denken, daß weiß des Menschen natürliche Farbe sey; denn eben die Ursachen, die die Gesichtsfarbe bey Kindern schwärzen, müssen auch ursprünglich können gewürkt haben, nach und nach ganze Nationen zu schwärzen.

Die stärkste Kälte erzeugt eben so gut eine schwarzbraune Gesichtsfarbe als die äusserste Hitze. Die Eingebohrnen unter dem nordlichen Polar-Kreise sind, wie schon bemerkt worden, alle braun, und die am weitesten gegen Norden wohnen, sind fast ganz schwarz. Auf diese Art sind die Menschen unter dem Pole und der Linie einander an Farbe gleich.

Die Gestalt scheint fast von der Gewohnheit zu entstehen. Völker, die lange eine gewisse erkünstelte Häßlichkeit für eine Schönheit gehalten, die mit Fleiß die Füsse klein, oder die Nase platt gedrückt haben, fangen allmählich an solche Eindrücke zu bekommen, als sie den Gliedmassen gegeben haben, und in einigen Menschenaltern bildet sich die Natur, dem ihr angethanenen Zwange gemäß, und nimmt eine erbliche Häßlichkeit an. Nichts ist bey Geburten gewöhnlicher, als daß Kinder bisweilen so gar die zufälligen Entstellungen ihrer Eltern erben. Man hat Beyspiele, daß Väter, die aus Schrecken, oder durch Gewöhnung schielend geworden sind, diesen Fehler auf ihre Kinder vererbt haben, und ich habe selbst ein Kind gesehn, das ganz merklich mit einer Schmarre bezeichnet war, dergleichen der Vater in einem Treffen bekommen hatte. Auf diese Weise können zufällige Verunstaltungen zu natürlichen werden, und durch Pflegung, wohl durch viele Menschengeschlechte nach einander fortdauren, oder auch sich vergrössern. Daher mögen vielleicht die kleinen Augen und langen Ohren der Tattaren und Chinesischen Nationen rühren. Daher mögen auch ursprünglich die platten Nasen der Schwarzen und die platten Köpfe der Amerikanischen Indianer kommen.

Bey dieser flüchtigen Uebersicht kann man schon wahrnehmen, daß alle Veränderungen der mensch-

menschlichen Gestalt, so weit sie von der unsrigen verschieden ist, entweder durch die Strenge des Himmelsstriches, oder durch die üble Beschaffenheit und Nahrlosigkeit der Nahrungsmittel, oder durch die wilde Gewohnheit der Landesgebräuche bewürkt werden. Sie sind in der That Ausartungen der menschlichen Gestalt, und man betrachtet die Gestalt und Farbe der Europäer, als die Richtschnur, wornach man alle andere Abänderungen vergleicht und beurtheilt. So viel die Tattaren oder Amerikaner der Europäischen Schönheit näher kommen, sehen wir sie als ein minder ausgeartetes Geschlecht an; je weiter sie davon entfernt sind, je stärker sind ihre Abweichungen von der ursprünglichen Gestalt.

Im Ganzen also sind die Veränderungen, die man bey den Afrikanern, Asiatern und Amerikanern antrifft, nur zufällige Verunstaltungen, die durch ein milderes Klima, bessere Nahrung oder feinere Sitten in einigen Jahrhunderten wahrscheinlicher Weise könnten weggeräumt werden.

XIV.

Gegründete Nachricht von dem neuerfundenen Taucher-Schif.

Die Zeitungen haben einige aber nicht ganz übereinstimmende auch nicht vollständige Nachrichten von dieser in Plymouth veranstalteten Erfindung und deren traurigen Ausgange gegeben, daher wir hie eine umständliche und zuverläßige mittheilen, die von dem Herrn Blake, der einen so großen Antheil daran hatte, selbst herrührt und in mehrere englische Monatschriften eingerückt worden. Wir nehmen die unsrige aus dem Universal-Magazine (Band LIV. S. 367.) wo sie folgendergestalt abgefaßt ist.

Der einzige Urheber dieser Erfindung, war Herr Day, der auch, wie der Erfolg lehret, das unglückliche Opfer seines Scharfsinns geworden ist. Er hatte schon einige Jahre darauf gedacht, wie er ein Mittel erfinden könnte, ein Fahrzeug unter dem Wasser so zu versenken, daß ein Mensch, der sich darin befände, eine Zeitlang beym Leben bleiben und darauf blos durch seine einige Bemühung sich übers Wasser in die Höhe bringen könnte.

könnte. Nach vielem tiefen Nachsinnen fand er endlich, daß der Entwurf könnte ausgeführt werden. Er machte seine Erfindung in der Gegend, wo er wohnete, allenthalben bekannt, und lebte der besten Hoffnung, daß ihm sein Gedanke gelingen würde. Er ging so weit, daß er würlich in den Wassern um Yarmouth einen Versuch anstellete. Er machte ein Norwichisches Marktbot dazu zurechte, senkte sich damit dreyßig Fuß tief ins Wasser hinab, blieb da ganzer vier und zwanzig Stunden und führte seine Absicht zu seiner eignen gänzlichen Zufriedenheit aus. Voll Vergnügen und Hoffnung über diesen Erfolg, wollte er nunmehr seine Absicht benutzen; er unterredete sich mit seinen Freunden, in der vollkommenen Ueberzeugung, daß er sein Vorhaben zur Gewißheit gebracht hätte, nur daß er nicht wußte, wie er es machen sollte, um Vortheile davon zu ziehen. Der Freund, dem er sich insonderheit anvertrauete, gab ihm den Rath, daß wenn er denen Herren, die aus dem Wetten ihr Geschäft machen, von seiner Entdeckung und der unfehlbaren Thunlichkeit seines Vorschlages Nachricht gäbe, so würden gewiß ansehnliche Wetten geschehen, sobald nur in Gesellschaft dieses Projects erwähnt werden sollte. Sie sonnen also nach, wer wohl unter den wettenden Herren der bekanteste wäre? da ihnen denn bald Herr Blake einfiel. Bey diesem blieben sie also stehen, als bey einem Mann, an den Herr Day sich wenden

den müßte. Demzufolge empfing Herr Blake im November des abgewichnen 1774sten Jahres folgendes Briefgen:

Mein Herr!

Ich habe ein Ding ausfindig gemacht, wobey einige tausende zu gewinnen sind, es ist etwas widersinniges, kann aber leicht ausgeführt werden; beliebt es Ihnen mein Herr, davon unterrichtet zu werden, und Sie wollen mir von allen tausend Pfunden Sterl. die Sie dabey gewinnen werden, hundert geben, so bin ich bereit Ihnen meine Aufwartung zu machen, und Unterricht zu geben. Ich selbst bin ein armer Mechanicus, und nicht im Stande, ohne Ihre Hülffe, Vortheil davon zu ziehen. Ich bin der Ihrige

J. Day.

Herr Blake konnte sich von des Herrn Day Unternehmen gar keine Begriffe machen, und war auch nicht überzeugt, daß der Brief im Ernst geschrieben war. Um der Sache gewiß zu werden, schrieb er zur Antwort, daß wenn Herr Day nach London kommen, und sich deutlicher erklären wollte, so würde er (Herr Blake) den Vorschlag in Ueberlegung nehmen. Wäre solcher annehmlich, so sollte Herr Day die gewünschte Belohnung haben; falls aber das Vorhaben

haben unthunlich seyn sollte, so würde ihm Herr Blake zur Schadloshaltung wegen gehabter Reisekosten, ein Geschenk machen. Kurz darauf kam Herr Day nach London. Herr Blake sahe ihn, und verlangte von ihm zu wissen, was er für ein Geheimniß besässe? Der Mann erwiederte: „Er könnte sich in einem Schiffe hundert Ellen (Yards) tief ins Meer versenken, und vier- und zwanzig Stunden lang da bleiben, ohne mit der Luft über dem Wasser die geringste Gemeinschaft zu haben; und nach Verlauf dieser Zeit käme er wieder in dem Schiffe zum Vorschein.“ Dieser Vorschlag war in allen seinen Theilen, ganz was neues für den Herrn Blake. Er brachte alle Umstände davon zu Papier, erwog die Sache reiflich und wünschte eine Art von Beweis der Thunlichkeit der Sache zu haben. Der Mann erwiederte, wenn Herr Blake ihn mit dem Nothwendigen versehen wollte, so wollte er ihm augenscheinliche Beweise geben. Herr Blake wollte ein Model von dem Schiffe sehn, worin der Versuch gemacht werden sollte. Dies erlangte er in drey bis vier Wochen, so daß er dadurch eine vollständige Einsicht von dem Grundbegrif, worauf die ganze Erfindung beruhete, erlangte, so wie auch nicht er allein, sondern viele andere Herren mit ihm, die darüber zu Rathe gezogen wurden, die beste Hoffnung eines glücklichen Erfolges darnach faßten.

Die

Die Folge davon war, daß Herr Blake nach des Mannes Verlangen ihm Geld zur Erbauung eines zu dem Vorhaben tüchtigen Schiffes vorstreckte. Durch diesen Beystand ermuntert, begab sich Herr Day mit seinem Schif-Model nach Plymouth, und nahm Schifszimmerleute in Arbeit, die das Schiff machen sollten. Der Druck des Wassers in einer Tieffe von hundert Ellen, war ein Umstand, von dem Herrn Blake unterrichtet war, und als er denselben berührte, rieth er dem Herrn Day aufs nachdrücklichste die Kammer des Schifs, worin er sich aufzuhalten gedächte, gegen das Gewicht einer solchen mächtigen Wassersäule aufs stärkste zu versichern, es möchte auch kosten, was es wollte. Indessen reisete Herr Day in der lebhaftesten Hoffnung nach Plymouth ab, und hatte ein so zuversichtliches Vertrauen zu seiner Unternehmung, daß Herr Blake für den glücklichen Ausgang schon eine Wette that, dabey aber doch die Tiefe des Wassers von hundert Ellen auf hundert Fuß, und die Zeit von 24 Stunden auf 12 Stunden verminderte. Laut den Bedingungen der Wette, sollte der Versuch innerhalb drey Monat vorgenommen werden. Allein die gehörige Vorbereitung erforderte so viel Zeit, daß an dem festgesetzten Tage noch nicht alles in Bereitschaft war und Herr Blake diese Wette verlohr. Kurz darauf ward das Schiff zu Stande gebracht, Herr Day war noch immer begierig sein Vorhaben

haben ins Werk zu setzen, und wollte sein Project nicht fahren lassen, sondern wünschte eine Gelegenheit Herrn Blake zu überzeugen, daß er das, was er versprochen hätte, auch ausführen könnte. Er schrieb ihm aus Plymouth, daß alles bereit sey und ausgeführt werden sollte, sobald Herr Blake ankommen würde. Durch dieß Versprechen angelockt, reisete Herr Blake nach Plymouth. Nach seiner Ankunft wurde im Katwasser eine Probe angestellt, wo Herr Day sechs Stunden während der Ebbe und eben so viel während der Fluth unter Wasser blieb, da er sich diese ganze Zeit über in der zu dieser Absicht bereiteten Kammer im Schiff aufhielt. Nach diesem ward ein Tag zu der endlichen Ausführung angesetzt; das Schiff ward nach dem bestimmten Platz gebracht; Herr Day versahe sich mit allem, was er für nothwendig hielt; begab sich in das Schiff, ließ Wasser hinein, ging mit gesetztem Muth in die zu seinem Vorhaben bereitete Kammer und schloß die Fallthüre hinter sich zu. Das Schiff senkte sich allmählich in 22 Faden tief Wasser hinab, es war Dienstag den 28. Junius (1774) Nachmittags um 2 Uhr, und den folgenden Morgen um 2 Uhr sollte das Schiff wider in die Höhe kommen.

Er hatte drey Wasserzeichen oder Angeber, die er nach Belieben in die Höhe lassen konnte um Anzeichen zu geben, wie es ihm unten ginge, da

er

er aber nicht einen einzigen auflieẞ, fing Herr Blake an, der sich nahe an ihm in einer Barke aufhielt, einen Argwohn zu fassen. Er hielt ein wachsames Auge, es liessen sich aber zu der bestimmten Zeit weder Angeber noch Schiff sehen. Er bat also die Fregatte Orpheus, die nicht weit davon vor Anker lag, um Beystand. Der Hauptmann gab ihm mit der gröẞten Bereitwilligkeit allen ihm möglichen Beystand, um das Schif zu suchen. Herr Blake war bey diesen beunruhigenden Umständen nicht blos mit der Hülfe des Orpheus zufrieden, sondern wande sich grade an den Lord Sandwich (der eben in Plymouth war) und bat um mehrere Hülfe. Der Lord befahl sogleich mit vieler Menschenliebe, einer Menge Leute, die auf dem Admiralitätswerft arbeiteten, daẞ sie helfen sollten; diese machten sich mit der gröẞesten Hurtigkeit an den Ort, und versuchten alles, was in ihren Kräften war, das Schiff wieder zu bekommen; allein zum Unglück waren alle ihre Bemühungen vergebens.

Das war der Ausgang dieser unglücklichen Unternehmung. Herr Blake hatte nicht Erfahrung genung alle mögliche Zufälle zu übersehen, und bleibt ihm itzt nichts übrig als die Leichtgläubigkeit zu beweinen, mit der er einem Projectmacher Gehör gegeben, der sich von seinem Vorhaben viel versprach, aber nicht Geschicklichkeit genung besaẞ, sich gegen die mancherley Zufälle zu schützen, denen er unterworffen seyn konnte.

Der

Der arme Mann hat unglücklicher Weise seine Tage verkürzet, jedoch ohne von irgend einem Menschen verleitet oder angetrieben zu seyn; er verließ sich auf seine eigne Einsichten, und setzte auf seine eigne irrige Begriffe hin, sein Leben der äussersten Gefahr blos.

XIV.

Die sonderbare Geschichte des Martin Guerre.

Es tragen sich bisweilen unter den Menschen Begebenheiten zu, die so unwahrscheinlich sind, daß man, wenn man sie in Romanen fände, sagen würde, daß der Verfasser alle Gränzen der Wahrscheinlichkeit bey seiner Dichtung überschritten hätte. Nichts desto weniger sind sie wahr, und haben sich würklich ereignet, so unglaublich sie seyn mögen. Die folgende Geschichte des Martin Guerre ist von der Art, daß sie nicht nur diese Anmerkung bestätiget, sondern auch zeigt wie ungewiß und zweydeutig zuweilen die menschlichen Zeugnisse sind, wann sie gleich gerichtlich bestätigt und beschworen sind, und die Zeugen gar nicht im mindesten den Vorsatz zu hinter-

gehen haben. Demohngeachtet ist diese Geschichte eine zuverlässige Wahrheit, von der die gerichtlichen Akten vermuthlich noch aufbewahret werden, indem nur noch vor einigen Jahren der berühmte Parlamentsadvocat Pitaval zu Paris seinen Bericht daraus verfertiget hat. Aus seiner Erzählung ist es, wo wir die unsrige hernehmen. Er hat sie unter vielen anderen merkwürdigen und berühmten Rechtshändeln, * die er zu Paris drucken lassen mit bekannt gemacht. Da aber seine Erzählungsart zum Nutzen der Rechtsgelehrten, für die er schrieb, eingerichtet ist, so wollen wir ihr das juristische Kleid ausziehn, und sie so viel es sich thun läßt, ohne ihr Anziehendes ihr zu benehmen, abkürzen.

Martin Guerre, aus Biscaya gebürtig, ward in seinem eilften Jahr, im Januar 1539 an Bertrande de Rols von Artigues in dem Kirchspiel Rieux verheyrathet worden, als diese seine Frau noch eben so jung war, wie er, aber wegen ihrer Schönheit und guten Verstandes schon im Rufe stand. Dies junge Paar lebte in Ansehung seiner äusserlichen Umstände glücklich genung, aber in den ersten acht bis neun Jahren, gar nicht mit einander zufrieden; denn obgleich der junge Ehemann, das erdenklichste Verlangen hatte,

* Guyot de Pitaval Causes celebres et interressantes, die in eilf Octavbänden im Haag 1739 nachgedruckt sind.

te, seiner liebenswürdigen Gattin zu geniessen, so mangelte es ihm doch diese ganze Zeit an Vermögen dazu. Er bildete sich ein, er wäre behext; seine Frau glaubte es ebenfalls, lebte aber doch mit ihm in aller Eintracht und Liebe, obgleich ihre Freunde ihr zu wiederhohlten Mahlen an die Hand gaben, von ihm sich zu trennen, da sie solches mit dem vollkommensten Rechte thun könnte, worauf sie allemal zur Antwort gab: „Ihre Liebe sey nicht sinnlich, also wolle sie auch ihren Mann nicht verlassen.“

Demohngeachtet that das arme Frauchen alles was ihr andere riethen, um ihren lieben Mann zu entzaubern und von der Behexung frey zu machen. Zu dem Ende ließ sie alle Tage vier Messen lesen und aß einige Hostien und geweihete Kuchen. Endlich wurden Martins und ihre Wünsche erhöret; denn da die Ursache wegfiel, die vermuthlich in seinem zarten Alter allein lag, so änderte sich das mit seinem zwanzigsten Jahre, und im zehnten Jahre ihres Ehestandes wurden sie mit einem Sohne erfreuet, der Sanxi genannt ward. Nicht lange darnach trug es sich zu, daß Guerre seinen Vater um eine starke Menge Korn betrog, und aus Furcht vor dessen Zorn es fürs rathsamste hielt, ihm aus dem Wege zu gehn. Aller Wahrscheinlichkeit nach, war er anfänglich nicht gesonnen, lange wegzubleiben; allein entweder mochte er an der Freyheit, in die er gekommen

 war,

war, Geschmack finden, oder er war vielleicht seiner Frauen überdrüssig worden; genung er gab weder ihr noch den Seinigen in acht Jahren die geringste Nachricht, wo er geblieben wäre. Ein junges Weib die in solchen Umständen sich befand, wie die junge Guerre, konnte wohl leicht in Erbitterung und Verzweifelung gerathen; allein ihre Aufführung war so untadelhaft, daß selbst diejenigen, die sonst bereit sind, ohne alle Ursache zu tadeln, an ihrem Betragen nichts auszusetzen finden konnten.

Nach Verlauf von acht Jahren kamen ihres Mannes vier Schwestern, sein Oheim, und ihre eigne Verwandten, und wünschten ihr Glück zu ihres Mannes Heimkunft. Sie nahm ihn mit desto innigeren Freudensbezeigungen auf, je tiefer ihr Schmerz über seine lange Abwesenheit gewesen war. In einer Zeit von drey Jahren hatte sie mit ihm aufs neue zwey Kinder, von denen eines gleich nach seiner Geburt verstarb. Die beyden Eheleute hatten während dieser drey Jahre in größter Zufriedenheit zu Artigues mit einander gelebet; er hatte verschiedene Angelegenheiten in Richtigkeit gebracht; sowohl hie als in Biscaya, Landgüter verkauft, und Contracte rechtsgültig unterzeichnet. Aber mit einmal ließ ihn seine Frau in Verhaft bringen, und vor dem peinlichen Gerichte von Rieux eine Klagschrift wider ihn einreichen, in deren Schluß sie bat: „daß er möchte

möchte verurtheilt werden dem Könige Genugthuung zu geben, weil er dessen Gesetze verletzt hätte, und Gott, dem Könige und ihr, im Hemde und mit brennender Fackel in der Hand, um Verzeihung zu flehen; dieweil er fälschlich, unüberlegt und verrätherisch sie hintergangen, da er den Namen des Martin Guerre angenommen und dafür gehalten seyn wollte; und daß er fernerweit verurtheilt werden sollte, ihr zur Schadloshaltung und Ersetzung der Kosten, zweytausend Livres zu bezahlen.“

Diese Klage veranlassete mancherley Urtheile und Muthmassungen. Viele waren der Meinung, daß die Frau, des Mannes überdrüssig geworden wäre; oder daß sie wegen eines Zanks, den sie mit einander gehabt hätten, sich auf diese Weise an ihm rächen wollte; andere hingegen, die ihre gute Gemüthsgesinnung in Erwägung zogen, die sie bisher bewiesen hatte, und die wußten, daß sie von Natur sanft und nachgebend war, bildeten sich ein, daß sie sich anfänglich leicht überreden lassen, zu glauben, daß dieser Mann würklich ihr Ehegatte sey; nachgehends aber habe sie eben so leicht den Einblasungen des Peter Guerre, des Oheims ihres Mannes Gehöhr gegeben, welcher mit verschiedenen anderen, die in der Stadt wohnten, vorgab entdeckt zu haben, daß dieser Mann ein Betrüger sey, daher er sie überredet, die Sache vor die Obrigkeit zu bringen. Sie

 schlos-

schlossen so, weil es bey nachgiebigen Leuten eben nichts ungewöhnliches ist, daß sie wie bloße Maschinen ha- -ln, nachdem sie von anderen angereitzt oder geleitet werden.

Auf der anderen Seite erhob der Mann ein grosses Geschrey über die schändliche Verschwörung, die seine Frau und Verwandten wider ihn gemacht hätten. Er verantwortete sich damit, daß er vor Gerichte aussagte, daß sein Oheim Peter Guerre dieses Komplot veranstaltet hätte, blos weil er gedächte, sich seiner (des Verklagten) Güter zu bemächtigen, die an 8000 Livres werth wären; daß er seine Frau, bey der Schwäche ihres Verstandes, mit in die schwarze Anzettelung hineingezogen hätte; und daß eine abscheulichere Tücke als diese, nicht erhört sey. Er erzählte was er für Ursache gehabt, sein Haus und die Seinigen vor einigen Jahren zu verlassen, und was er seit der Zeit bis zu seiner Heimkunft für Begegnisse gehabt; wie er sieben bis acht Jahre dem Könige (von Frankreich) in seinen Kriegen Dienste geleistet; nach diesem in die Dienste des Königes von Spanien getreten sey; nach wenigen Monaten aber aus ernstlichem Verlangen, sein geliebtes Weib und die Seinigen zu besuchen, solche aufgegeben und den kürzesten besten Weg nach Artigues genommen; wie er bey seiner Heimkunft, ohngeachtet er sich in der Zeit sehr geändert, auch die Haare abgeschnitten gehabt, von den Seinigen

gen erkannt und von ihnen allen, selbst diesen nehmlichen Peter Guerre nicht ausgenommen, mit den grössesten Freudens- und Liebesbezeigungen aufgenommen worden; wie eben dieser sein Oheim, der itzt diesen Rechtshandel angezettelt, mit ihm, seit seiner Heimkunft verschiedentliche Zwiste gehabt, woraus zuweilen Schlägereyen entstanden, worunter einmal sein Oheim, ihn (den Beklagten) mit einem eisernen Riegel bald erschlagen hätte, wenn seine Frau nicht dazu gekommen wäre. Alle diese Umstände setzte er in seiner Antwort auf die Klagschrift seiner Frau auseinander und bat zum Schluß: „Daß seine Frau möchte gegen ihn verhöret werden, weil er nicht glauben könne, daß sie so ruchlos seyn und die Wahrheit dessen, was er behauptet habe, leugnen würde; daß die Richter nach den Gesetzen des Vergeltungsrechts, seine Verläumder verurtheilen möchten, eben die Strafen zu leiden, die sie hätten über ihn bringen wollen; daß seine Frau Bertrande de Rols aus der Gewalt seiner Feinde weggenommen und abgehalten werden möchte, nichts von dem Seinigen zu veräussern; kurz, daß er von den angeschuldigten Verbrechen losgesprochen, das rechtliche Verfahren gegen ihn eingestellt und er mit Ersetzung der Proceßkosten entlassen werden möchte.“

Er unterwarf sich einer langwürigen und scharfen Untersuchung vor peinlichen Richtern, die

ihn um die Angelegenheiten in Biscaya, des Martin Guerres Geburtsort, um seinen Vater, seine Mutter, Brüder, Schwestern und andere Verwandte fragten; ihn über das Jahr, den Monat, den Tag der Hochzeit des Martin Guerre verhörten, so wie auch nach seinem Schwiegervater, Schwiegermutter, den Hochzeitsgästen, deren Anzug, dem Priester, der die Trauung verrichtet, kurz nach allen kleinen Umständen des Hochzeitstages, bis auf die Personen, die die Brautleute zu Bette gebracht, sich erkundigten. Seine Antworten auf alle diese Fragen waren deutlich und klar; und als ob er sich nicht begnügte zu antworten was die Richter ihn fragten, redete er von freyen Stücken von seinem Sohne Sanxi, von dem Tage, da er gebohren worden, von der Zeit seiner Entweichung, von denen Bekannten, denen er auf seinem Wege begegnet war, von den Städten in Frankreich und Spanien, durch die er gekommen, von den vornehmsten Personen, die er in beyden Reichen gesehen; und damit zur Bescheinigung seiner Unschuld nichts mangeln möchte, nannte er viele, die im Stande wären, die Wahrheit dessen was er sagte, einzuzeugen.

Das Gericht citirte Bertrande de Rols und verschiedene andere Personen, die der Beklagte genannt hatte, vor seine Schranken, um die vorzulegenden Fragen zu beantworten. Sie erschienen. Bertrande antwortete auf eine Art,

daß

daß alles mit einander ganz genau mit dem übereinstimmte, was der Beklagte vorgebracht hatte, ausgenommen, daß sie erzählte, wie er acht bis neun Jahre wäre behext gewesen, wovon er nichts gesagt hatte; sie redete davon sehr umständlich, so wie von ihrer heldenmässigen Tugend, da sie auf keine Scheidung gedrungen, obgleich ihre Verwandten ihr solche angerathen hätten. — Darauf ward er über diesen Umstand auch befragt, und seine Antworten stimmten ganz genau mit dem überein, was Bertrande gesagt hatte. Er erzählte umständlich, was man alles vorgenommen hätte, ihn von der Bezauberung zu entfreyen, und fehlte in den kleinesten Umständen nicht. Nächst dem ward er gegen Betrande, die er für seine Frau ausgab, und gegen alle Zeugen, gegenwärtig verhöret, und wiederhohlte seine Bitte, daß seine Frau von allen seinen Feinden entfernt möchte gehalten und sicher bewahret werden; und dies ward ihm bewilliget. Er machte Einwendungen, gegen die Glaubwürdigkeit der Zeugen, die gegen ihn aufgestellt worden, und verlangte die Bekanntmachung eines Monitorii, worinn alle diejenigen, die im Stande wären, über die Anklage der Bertrande de Rols und die Glaubwürdigkeit der Zeugen, die er verworfen hatte, einiges Licht zu geben, erinnert und gebeten wurden, vor Gericht zu erscheinen. Dies ward ihm auch zugestanden. Dabey aber ward auch Anstalt gemacht, daß an den folgenden Orten, nehmlich zu Pin, zu Sa-

gias und zu Artigues, besondere Untersuchungen über alle Umstände, so viel zur Erläuterung der Geschichte des Martin Guerre als Beklagten, der Bertrande de Rols als Klägerin, und des guten Namens der Zeugen, dienen könnte, möchten vorgenommen werden. Das Resultat aller dieser gerichtlichen Nachforschungen fielen für die Bertrande ungemein günstig aus, bestätigten ihre tugendhafte Aufführung, und bewiesen, daß sie keinesweges während ihres Mannes Abwesenheit, einen Verlust ihres Verstandes erlitten, wie die Verantwortung des Beklagten vorwendete.

In Ansehung des Beklagten waren fast an die hundert und funfzig Zeugen abgehöret worden, unter denen dreyssig bis vierzig aussagten, daß er würklich Martin Guerre wäre, daß sie ihn von Jugend auf gekannt und mit ihm Umgang gehabt hätten, auch seine Gestalt, Mine und Stimme ganz genau kenneten; ja daß sie noch überdem der Wahrheit ihrer Aussage an gewissen geheimen Narben und Schrammen, welche die Zeit unmöglich vertilgen könnte, gewiß wären.

Auf der anderen Seite, zeugete eine große Menge Zeugen mit dem ungezweifeltesten Bewustseyn ein, daß er ein gewisser Arnold du Tith, von Sagias wäre, und sonst gemeinhin Pansette heisse; und daß sie seine Gestalt, Mine und Stimme aufs genaueste kenneten. Die übrigen Zeugen, deren an der Zahl sechszig und mehrere

waren,

waren, sagten aus, daß diese beyden Leute einander so ähnlich sehen, daß es ihnen nicht möglich, eydlich zu versichern, ob der Angeklagte Martin Guerre, oder Arnold du Tith sey?

Der peinliche Richter von Rieux ließ zwey neue Untersuchungen anstellen und befahl, daß ihm davon Berichte sollten abgestattet werden; die eine betraf die Aehnlichkeit des jungen Sanxi Guerre mit dem Beklagten; die andre die Aehnlichkeit eben dieses Kindes, mit den Schwestern des Martin Guerre. Aus der erstern Untersuchung ergab sich, daß Sanxi dem Beklagten ganz und gar nicht ähnlich sey; und aus der anderen, daß er den Schwestern seines Vaters sehr ähnlich sey. Kurz der Richter hielt es für zulänglich, nach Angabe dieser Umstände das Endurtheil zu fällen: „Daß der angeklagte Arnold du Tith schuldig befunden und überführt worden, ein Betrüger zu seyn, um welches Verbrechens willen, er verurtheilt werde, seinen Kopf zu verliehren; und daß nachmals sein Leichnam sollte geviertheilt werden.“

Es waren viele, die diesen Spruch für übereilt und gar zu strenge erklärten; indem Niemand, ohne sich eine göttliche Eingebung anzumassen, wissen könnte, auf was für Grundsätze der Richter seinen Ausspruch gegründet hätte, da anderen Leuten der Handel so verwirrt vorkäme, daß selbst diejenigen, die von beyden Parthen die Beweise ange-

angehöhrt hatten, doch nicht wußten, was sie aus der ganzen Sache machen sollten. Im allgemeinen also, waren die Einwohner des Orts nichts weniger als unzufrieden darüber, daß der Verurtheilte sich nunmehr auf das Parlament zu Thoulouse berief; und da dieser Handel nun anfieng Aufsehn zu machen, so richtete Jedermann darauf ein aufmerksames Auge.

Nachdem diese erlauchte Gerichtsversammlung den gehöhrigen Bericht von dem erlangt hatte, was in dem Untergerichte in dieser Sache geschehen war, so fieng sie an, alle mögliche Anstalten zu einer nochmaligen und genauen Untersuchung zu machen. Sie gab gleich anfangs Befehl, daß Peter Guerre und Bertrande du Rols erst bey offenen Thüren, gegen einander und gegen den Mann dem sie angeklagt hatten, nachgehends aber einer nach dem anderen für sich insbesondre verhört werden sollten. In diesen Gegenverhören war in dem Betragen und Gesicht des Angeklagten so viel Standhaftigkeit, er redete mit so viel Zutrauen und Wahrheit, und beantwortete alle vorgelegte Fragen so geschwinde und deutlich, daß alle Mitglieder dieses ehrwürdigen Tribunals gar bald bey sich überzeugt waren, daß er der wahre Martin Guerre seyn müßte. Auf der anderen Seite zeigte sich in dem Betragen des Peter Guerre und der Pertrande de Rols so viele Verwirrung und Erschrockenheit,

heit, daß man starken Verdacht auf sie warf, daß sie falsche und meineydige Anklåger seyn müßten. Da man aber doch diese Anzeichen nicht für eine völlige Augenscheinlichkeit annehmen konnte, so ward gerichtlicher Befehl ertheilt, daß die vornehmsten Umstånde, die noch streitig waren, aufs neue untersucht würden, doch mit der Einschränkung, daß keine andere, als neue Zeugen sollten abgehört werden.

Diese weisen und wohl überlegten Maaßregeln des Parlaments zu Thoulouse waren so wenig hinlänglich, neues Licht über die Sache zu verbreiten, daß sie dadurch vielmehr dunkler wurde als sie zuvor gewesen. Dreyßig neue Zeugen wurden abgehört, unter denen neune bis zehne zuverlässig versicherten, daß der Angeklagte, kein anderer als Martin Guerre sey; und sieben bis acht eben so zuversichtlich behaupteten, daß der Beklagte kein anderer sey als Arnold du Tith. Die übrigen, die alle Umstände reiflich erwogen, und nicht ihr Gewissen beschweren wollten, sagten aus, daß sie nicht eydlich versichern könnten, wer er wäre?

Das Parlament war itzt noch zweifelhafter als zuvor, die Mitglieder konnten in das Urtheil des peinlichen Richters von Rieux unmöglich einstimmen, und doch fürchteten sie sich auch, den Angeklagten loszusprechen; um aber einem so sonderbaren Handel ein Ende zu machen, zogen sie

die

die Beweise von beyden Partheyen ins Kurze zusammen.

Auf der einen Seite erhellete dann, daß fünf und vierzig Zeugen in den ausdrücklichsten Worten ausgesagt hatten, daß der Beschuldigte nicht Martin Guerre, sondern Arnold du Tith wäre, welches diese Zeugen, wie sie aussagten, um desto glaubwürdiger versichern könnten, weil sie beyde Männer aufs genaueste gekannt, mit ihnen gegessen und getrunken, und von Kindheit an beständig mit ihnen umgegangen wären; ja einige unter ihnen gingen noch weiter: denn Carbon Barreau, des Arnold du Tiths Oheim von mütterlicher Seite, erkannte ihn vor Gericht, für seinen Neffen, und als er die Ketten an seinen Füssen sahe, klagte und weinte er bitterlich, daß er so unglücklich wäre, einen Verwandten in solchen Umständen zu haben: er sagte ferner aus, daß er zu Zeiten Contracte mit seinem Neffen geschlossen, und zeigte würklich dergleichen Schriften vor, die von Arnold du Tith unterzeichnet waren. Die mehresten von diesen Zeugen stimmten dahin mit einander ein, daß Martin Guerre schlanker und von dunkelerer Gesichtsfarbe wäre, daß er dünnere Füsse und Körper, niedrige Schultern, ein gespaltenes und aufgeworfenes Kinn, eine niederhängende Unterlippe, eine große und platte Nase, im Gesicht die Narbe von einem Geschwür, und über den rechten Augenbraunen eine Schramme hätte; dagegen Arnold du Tith zwar

im

im Gesicht eben solche Narben hätte als Martin Guerre, sonst aber etwas untersetzig wäre, auch dicke Füsse, aber keine platte Nase, auch keine abhangende Schultern hätte.

Der Schuster, der für Martin Guerre Schuhe zu machen pflegte, sagte aus, daß er zu seinen Schuhen den Leisten von der zwölften Grösse nehmen müssen, dagegen er für den Beklagten, nur einen von der neunten Grösse hätte. Ein anderer schwor, daß Martin Guerre ein geschickter Ringer und Fechter sey, wovon aber der Beklagte nichts verstünde. Johann Espagnol, der eine öffentliche Schenke hatte, erklärte, daß der Beklagte ihm gestanden hätte, daß er nicht Martin Guerre sey. Valentin Rougie sagte aus, daß der Beklagte, da er gemerkt, daß er den Arnold du Tith kenne, ihm mit dem Finger ein Zeichen gegeben, daß er nichts sagen sollte. Eben dergleichen zeugte auch Johann de Liberos ein, mit dem Zusatz, daß ihm der Beklagte zwey Tücher gegeben, und ihm ernstlich anbefohlen habe, das eine seinem Bruder Johann du Tith einzuhändigen. Man brachte auch Zeugnisse von Höhrensagen, die zwar, wie Herr Coras spricht, nach den Gesetzen nicht angenommen werden, wenn sie durch vieler Mund gegangen, aber alsdann gehört werden, wenn sie von dem Beklagten selbst oder dem ersten Urheber herkommen. Zween Zeugen schwuren, daß ein Soldat von Rochefort,

der

der durch Argues gezogen, erstaunt gewesen, daß der Beklagte sich Martin Guerre nenne, wobey er öffentlich erkläret, es sey selbiger ein Landkundiger Betrüger; Martin Guerre halte sich in Flandern auf, und habe einen hölzernen Fuß statt des einen, den er vor St. Quintin in der Schlacht am heiligen Lorenztage verlohren. Das Parlament zog auch in Betracht, was man von dem jungen Sanxi Guerre einberichtet hatte, daß er dem Angeklagten nicht gliche. Es ward hinzugefügt, daß Martin Guerre aus Biscaya sey, wo die Sprache nicht nur vom Französischen, sondern auch vom Gascoignischen sehr verschieden sey; dagegen der Beklagte nicht Baskisch reden könne, obgleich er sich zwinge einige dergleichen Wörter unter sein Französisch zu mischen und solches mit sichtbarer Mühe thue. Es war auch eine beträchtliche Anzahl Zeugen, die aussagten, daß Arnold du Tith von Jugend an, zu ruchlosen Streichen geneigt gewesen, und nachdem er in seiner Bosheit verhärtet worden, unter den Händen raube, liederlich schwöre, Gott trotze und lästere, und folglich des angeschuldigten Verbrechens auf alle Weise fähig, ja seinem Gemüthe nichts angemessener sey, als in einer gottlosen That hartnäckig zu beharren. Dies waren freylich harte Beschuldigungen!

Auf der anderen Seite hingegen, waren dreyssig bis vierzig Zeugen, die beschworen hatten, daß

daß er würklich Martin Guerre wäre; daß sie ihn ganz genau kenneten und sich seiner von Kindheit an erinnerten; unter diesen waren die vier Schwestern des Martin Guerre, die alle mit ihm auferzogen waren, und den Namen hatten, Frauenzimmer von guten Einsichten zu seyn; desgleichen zween Männer von ihnen und Schwäger des Martin Guerre. Diejenigen, die als Gäste auf der Hochzeit des Martin Guerre und Bertrande de Rols zugegen gewesen, sagten zum Vortheil des Beklagten aus. Der größte Theil der Zeugen stimmte dahin ein, daß Martin Guerre zwey Narben im Gesicht hätte, daß sein linkes Auge roth sey, daß der Nagel am Daumen angewachsen, daß er an der rechten Hand drey Warzen und eine an dem kleinen Finger hätte; und alle diese Merkzeichen fanden sich würklich an dem Beklagten.

Andere Zeugen sagten, daß Peter Guerre, und dessen Schwiegersohn ein Komplot angezettelt hätten, den Beklagten zu Grunde zu richten, daß sie unter der Hand bey dem Consul von Palhos, Johann Loze Erkundigung eingezogen, ob er zu dem Ende Geld vorstrecken würde; daß er solches abgeschlagen und gesagt habe, Martin Guerre sey sein Verwandter, und er wolle lieber Geld geben, ihn zu erhalten, als ihn zu Grunde zu richten; daß Peter Guerre und sein Anhang den Beklagten wider Willen seiner Frau

 gericht-

gerichtlich verfolge; und daß viele ihn sagen gehört, Martin Guerre sey sein Neffe.

Fast alle Zeugen bestätigten einmüthig, daß der Beklagte, als er zu Artigues angelangt, alle Vertraute und Bekannten des Martin Guerre mit Namen begrüßt; daß er diejenigen, die ihn kaum kannten, an die Oerter, Ergötzlichkeiten und Vergnügen, wo und die sie vor zehn, funfzehn und zwanzig Jahren mit ihm in Gesellschaft genossen hätten, so lebhaft erinnerte, als ob es sich ganz kürzlich zugetragen hätte; und, welches noch merkwürdiger, daß er sich der Bertrande de Rols, durch die Erinnerung an die Geheimnisse des Ehebettes und anderer Umstände, die Niemand als ihnen beyden allein bekannt seyn konnten, zu erkennen gegeben. Nach der ersten Begrüssung habe er auch zu ihr gesagt: „Gehe und sieh einmal nach meinen taftenen Beinkleidern mit dem weissen Linnen, so ich in der Küste liegen ließ.“ Die Frau gestand auch, daß dieser Umstand wahr sey, und daß sie die Beinkleider, wovon sie vorher nichts gewußt, in der Küste gefunden hätte.

Pasquier sagte, der Beklagte habe ihm von sich einen Zufall erzählt, der dem Martin Guerre zugestossen, als er mit seiner Frau einmal auf dem Lande gewesen. Es waren da nur zwey Betten für Martin, seine Frau, einen Bruder und eine Schwester. Die beyden Frauenzimmer legten sich in ein Bette, die beyden Männer in das andere

andere. In der Nacht da der Bruder eingeschlafen war, und Martin Guerre empfand, daß die eheliche Liebe so gut wie jede andere, durch Schwierigkeiten nur hitziger werde, stand er auf, schlich sich zu seiner Frau, die er wachend traf, und — war vor Tages Anbruch wieder in dem Bette bey dem Bruder.

Hiezu kam die vollkommne Aehnlichkeit des Beklagten mit den Schwestern des Martin Guerre, sowohl in den Mienen als Gesichtszügen, so daß diejenigen, die solche einzeugten, gestunden, daß ein Ey dem andern nicht ähnlicher sey.

Dasjenige aber, was bey alle dem, jeden Zweifel heben und die Tücke und Betrügerey der Kläger in das helleste Licht setzen mußte, war das Betragen der Bertrande de Rols selbst gegen den Beklagten, während des Verhörs. Als sie gegen ihn gestellt und verhört ward, forderte er sie auf, bey der Feyerlichkeit des heiligsten Eydes ihn anzuerkennen, indem er sich gutwillig der Todesstrafe unterwerfe, wenn sie schwören wollte, daß er nicht ihr Mann sey. Was gab sie aber zur Antwort? Daß sie keinen Eyd schwören aber auch ihm noch nicht glauben wollte. War das nicht eben so viel als ob sie gesagt hätte. „Ob ich gleich die Wahrheit nicht leugnen kann, die für Dich spricht und mich verdammt, so scheue ich mich doch, die Wahrheit, wenn ich auch dazu genöthigt werde, zu gestehen, weil ich

schon zu weit gegangen bin, als daß ich zurücktreten könnte.“ Sie hatte auch mit dem Beklagten vor diesem Rechtshandel, an die vier Jahre gelebt, ohne über ihn Beschwerde zu führen; sie bezeugte sich gegen ihn so pflichtvoll als eine Frau gegen ihren Mann in den liebesvollen Banden des Ehestandes zu thun schuldig ist, und daher ward ihm zu Gunsten folgendermassen geschlossen: „Geschahe dies deswegen, weil der Beklagte mit Martin Guerre so genaue Aehnlichkeit hatte, daß seine Frau nicht den geringsten Unterschied bemerken konnte? War die Natur so geschäftig diese beyden Männer einander ähnlich zu machen, daß selbst eine Ehefrau nicht im Stande seyn sollte die mindeste Unähnlichkeit wahr zu nehmen? Und einen so ganz ähnlichen Körper sollte sie zur Wohnung einer ganz ähnlichen Seele und Gemüthsbeschaffenheit machen? Denn Bertrande führte nicht die geringste Unähnlichkeit in diesem Stücke an. Als ihr im Anfange Jemand vorwarf, daß der Beklagte nicht Martin Guerre sey, nahm sie es nicht übel und beschuldigte ihn der Unwahrheit? Erklärte sie nicht, daß sie ihn besser kennen müßte als kein anderer? und daß sie den umbringen wollte, der das Gegentheil sagen würde? Und sagte sie nicht selbst, um zu zeigen, wie unmöglich es sey, daß der Beklagte kein anderer als Martin Guerre seyn könnte, daß entweder er es seyn müßte oder der Teufel in seiner Haut? Wie oft hat sie nicht über Peter Guerre und dessen

dessen Frau, welche ihre Mutter ist, Klage geführt, weil sie sie zwingen wollten den Beklagten als einen Betrüger vor Gericht zu ziehn? Haben sie ihr nicht gedrohet, sie aus dem Hause zu jagen, wo sie nicht in ihre Zumuthungen einwilligte? Daraus ist klar, daß sie itzt von anderen verführt worden und eine Sklavin der Leidenschaften, des Peter Guerre und ihrer Mutter ist.

Ferner ward angeführt, daß der Beklagte, als er auf Anklage des Johann d'Escornebeuf, der dazu von Peter Guerre war angehetzet worden, von dem Schöffen von Thoulouse in Verhaft genommen ward, die mit Zutrauen ihm vorgeworfene Beschuldigung habe hören müssen, daß er nicht Martin Guerre sey; und Bertrande de Rols habe geklaget, daß Peter Guerre und dessen Frau, sie ohne Unterlaß anlägen, in ihrem eignen Namen gegen den Beklagten eine gerichtliche Klage zu machen, damit er eines peinlichen Verbrechens verurtheilt würde. Nachdem der wegen widersprechender Anklage (appointement de contrarieté) ihn losgesprochen, und er zu seiner Frau, wie er sie nannte nach Hause gekommen, habe sie ihn mit aller möglichen Freundlichkeit empfangen, habe ihn ein neues Hemde gegeben, ihn die Füsse gewaschen und sey wie sonst mit ihm zu Bette gegangen; demohngeachtet sey er von Peter Guerre gleich den folgenden Morgen ins Gefängniß geschleppt worden, kraft eines

Papiers, das sie den Abend zuvor, das ist den nehmlichen Abend, da sie alle diese Zärtlichkeit gegen ihn bewiesen, unterzeichnet gehabt; ja sie habe seine Liebe gegen ihn auch seit der Zeit seines Verhafts dadurch zu erkennen gegeben, daß sie ihm Geld und Kleider zugeschickt.

Es würde zu weitläuftig seyn, wenn man alle Reden und Gegenreden der Sachwalter über diesen verwirrten Handel, der Länge nach einrücken wollte. Niemals hat man nachdrücklichere Gründe gebraucht, noch sie mit mehrerer Stärke und mit grösseren Reitzen vorgetragen, als itzt von beyden Theilen die Sachwalter thaten, wie Herr Coras, der erste Erzähler dieses Handels sie aufgezeichnet hat. Allein nach allen ihren Reden und Gegenreden hatte das Parlament keine grössere Gewißheit, und in Erwägung der Zweydeutigkeit des Handels und der Folgen, die aus der Aufhebung der Ehe und der Entehrlichung der daraus erzielten Kinder entstehen müßten, neigte es sich auf die Seite des Beklagten und ging damit um, den Urtheilsspruch des Unterrichters zu Rieux umzustoßen.

Unterweilen das Parlament noch berathschlagte, was es für einen Spruch thun sollte, erschien mit einmal, als wenn er aus den Wolken gefallen, oder vielmehr durch die unmittelbare Leitung der göttlichen Vorsehung hieher geführet worden — Martin Guerre selbst mit einem hölzernen Fuß,

wie der Soldat gesagt hatte. In seiner Bittschrift, die er an das Parlament eingab, gab er von dem Betrüger, der seinen Namen angenommen hatte, eine genaue Nachricht und begehrte gehört zu werden. Das Parlament befahl, ihn in sichere Verwahrung zu bringen, um in Gegenwart des Beklagten, der Bertrande de Rols, seiner Schwestern und der vornehmsten Zeugen für den Beklagten, verhört zu werden. Er ward um eben die Umstände befragt, die man dem Beklagten vorgelegt hatte. Seine Antworten waren würklich richtig aber weder so deutlich noch so umständlich, als die der Beklagte gegeben hatte. Als er gegen den Beklagten gestellt ward, betrug sich dieser so, daß die ganze Versammlung darüber in Erstaunen gerieth; er schalt den erstern einen Betrüger, den Peter Guerre unterrichtet und zu seinen Absichten aufgestellt hätte; ja er erklärte zuversichtlich, daß er sich mit Geduld wollte hängen lassen, wo er nicht das ganze Geheimniß ans Licht brächte und seiner Feinde Bosheit entdeckte. Er legte darauf dem Martin mit eben der Zuversicht eine Menge Fragen vor, die verschiedene Vorfälle seines Hauswesens betrafen, die dieser nur zweydeutig und nicht ohne sichtbare Verwirrung beantwortete. Die Bevollmächtigten des Parlaments liessen den ersten Beklagten abtreten und thaten an den Martin verschiedene Fragen, die neu waren, und die er vollkommen und zu aller Befriedigung beantwortete; sie liessen dar-

 auf

auf den erstern wieder vortreten, und legten ihm die nehmlichen Fragen vor, und selbiger beantwortete sie eben so vollständig und genau; so daß einige anfiengen, auf den Wahn zu fallen, als wenn bey der Sache eine Zauberey sey.

Das Parlament, das nunmehr die Wahrheit völlig wollte ans Licht gebracht wissen, gab Befehl, daß beyde Angeklagte, die vier Schwestern des Martin Guerre, die Männer von zweyen unter ihnen, Peter Guerre, die Brüder des Arnold du Tilh und die vornehmsten Zeugen, die hartnäckig behaupteten, daß der erste Beklagte, Martin Guerre sey, herein gerufen und genöthigt werden sollten zu sagen, wer der wahre Martin Guerre sey? Diesem Befehl zu folge, traten alle diese Personen vor, ausgenommen die Brüder des Arnold du Tilh, die weder durch Bitten noch durch Drohen konnten vermocht werden zu erscheinen, und von denen das Parlament, als es davon Bericht erhielt, urtheilte, daß man sie entschuldigt halten müßte, indem es wider die Menschenliebe sey, sie zu zwingen, wider einen so nahen Anverwandten einzuzeugen. Indessen vermehrte diese Weigerung den Verdacht gegen den Beklagten. Die erste, die näher trat, war die älteste Schwester, die beyden Beklagten eine Weile ins Gesicht sahe, darauf den, der zuletzt aufgetreten und sich Martin Guerre genannt hatte, mit Thränen umarmte und ausrief: „O mein lieber Bru-

Bruder Martin Guerre; ich sehe den Irrthum ein, worin dieser abscheuliche Bösewicht (wobey sie auf den ersten Beklagten wies) mich und alle Einwohner in Artigues geführt hat!“ Martin vermischte seine Zähren mit seiner Schwester ihren und erwiederte ihre Umarmungen mit der äussersten Zärtlichkeit. Alle die übrigen Schwestern erkannten ihn ebenfalls, und selbst die Zeugen die vordem am hartnäckigsten für den ersten Beklagten ausgesagt hatten, erkannten nunmehr den zweyten für den wahren Martin Guerre.

Zuletzt wurde Bertrande de Rols herzugerufen. Sie hatte ihre Augen nicht sobald auf den zweyten Beklagten geworfen, als sie in Thränen ausbrach, wie ein Laub zitterte, und hinzulief ihn zu umarmen und um Vergebung zu bitten, daß sie sich durch die List des Bösewichts hatte berücken lassen. Sie redete für sich auf die unschuldigste und ungekünsteltese Art: daß sie durch seine leichtgläubigen Schwestern sey irre geführt worden, die den Betrüger für ihren Bruder erkannt hätten; daß die heisse Liebe zu ihm und das Verlangen, das sie gehabt, ihn wieder zu sehen, dem Betruge behülflich gewesen, und daß sie in dem Irrthum durch die Kennzeichen bestärkt worden, die der Betrüger angegeben und durch die Erzählung so vieler Umstände, die Niemand wissen können als allein ihr Mann; daß sie alsbald, da ihr

Augen aufgegangen, gewünschet, daß der Tod mit allen seinen Schrecken, ihre abscheulichen Fehltritte verdecken möchte; und daß sie selbst würde Hand an sich gelegt haben, wenn die Furcht vor Gott sie nicht davon abgehalten; daß sie den schrecklichen Gedanken ihre Ehre und guten Namen verlohren zu haben, so wenig ausstehen können, daß sie endlich auf Rache gedacht und den Betrüger den Händen der Gerechtigkeit übergeben und mit solchem Nachdruck den Rechtshandel geführt hätte, daß er verurtheilt worden geköpft und nachmals geviertheilt zu werden; und daß sie durch seine Berufung von diesem Endurtheil in ihrem Eifer gar nicht nachgelassen, sondern die Sache wider ihn noch immer mit Ernst betrieben hätte.

Martin Guerre, der die Bezeugungen der Liebe, Freundschaft und Zärtlichkeit von seinen Schwestern mit so vieler Empfindung angenommen hatte, blieb ganz ungerührt bey diesen Entschuldigungen seiner Frau. Er hörte sie zwar an ohne sie zu unterbrechen, allein als sie ausgeredet hatte, sagte er mit einem Tone voll Unwillen und Verachtung: „Du magst nur aufhören zu weinen, mein Herz kann durch Deine Thränen nicht gerührt werden. Es ist ein leerer Vorwand sich mit meinen Schwestern und meinem Oheim entschuldigen zu wollen. Eine Frau hat mehr Mittel einen Mann zu erkennen, als ein Vater eine Mutter und alle seine Verwandten zusammen. Es ist

ist nicht möglich, daß sie hintergangen werden könnte, wenn sie nicht Lust hat sich berücken zu lassen. Du bist die einzige Ursache an dem Unglück der Meinigen, und ich werde mein Ungemach niemalen Jemand anders beymessen als Dir.“ Die Bevollmächtigten gaben sich alle Mühe das zu bekräftigen, was die unglückliche Bertrande de Rols gesagt hatte, um ihren Mann von ihrer Unschuld zu überführen: allein er blieb bey seiner finsteren Miene der Gleichgültigkeit, und gab genungsam zu erkennen, daß sein Unwille nur durch die Länge der Zeit könnte gemildert werden. Man findet nicht, wie der erste Beklagte bey dieser Erkennung sich betragen; es ist aber sehr wahrscheinlich, daß er die ganze Zeit über bey seiner gewohnten Unverschämtheit beharret habe, indem es gewiß ist, daß er die Wahrheit von dem was man ihm Schuld gegeben, nicht eher als nach seiner Rückkehr nach Artigues gestanden.

Nachdem nunmehr alle Zweifel gehoben waren, fällete der Ausschuß des Parlaments nach reiflicher Ueberlegung folgendes Urtheil.

Nach Revision des Rechtshandels vor dem peinlichen Richter von Rieux, entgegen des Arnold du Tilh, genannt Pansette, der sich aber für den Martin Guerre ausgiebt, itzt ein Gefangner in der Conciergerie ist, und von dem Urtheilsspruch u. s. w. appellirt hat; welche Appellation

lation angenommen und gehört worden, und daraus erhellet, daß gedachter Arnold du Tilh schuldig befunden worden: so hält dieses Gericht es für gefügt, solches hiemit zu erklären, und zur Bestraffung und Vergeltung des Betruges, der List, der Annehmung eines anderen Namens und einer anderer Person, des Ehebruchs, der Nothzüchtigung, des Kirchenraubes, Plagiatisms und anderer Verbrechen des gedachten du Tilh, wie sie in gedachtem Rechtshandel offenbahret worden, hat das Gericht verurtheilet, und verurtheilet auch hiemit den gedachten du Tilh, daß er soll amende honorable auf dem Marktplatz zu Artigues thun, in seinem Hemde, mit blossem Kopf und Füssen, mit einem Strick um den Hals, mit einer angezündeten Wachskerze in der Hand; wo er soll um Verzeihung bitten Gott, den König, die Gerechtigkeit der Nation, den gedachten Martin Guerre, und dessen Ehefrau de Rols; und wann dies geschehen, soll gedachter du Tilh den Händen des Henkers übergeben werden, der ihn soll führen durch die Strassen und andere öffentliche Plätze der gedachten Stadt Artigues mit einem Strick um den Hals, endlich aber ihn soll bringen vor die Wohnung des gedachten Martin Guerre, wo er an einem zu dem Ende erbaueten Galgen aufgehangen und erwürget, und nachmals sein Leichnam verbrannt werden soll. Und aus gewissen Ursachen und dazu bewegenden Rücksichten, hat das Gericht befohlen und befiehlt hiemit,

hiemit, daß alle dem gedachten du Tilh gehörigen Güter, gehören und das Eigenthum seyn sollen, der von ihm mit der gedachten Bertrande de Rols, unter dem Vorwand eines von ihm fälschlich vorgegebenen Ehestandes, (und daß er der gedachte Martin Guerre sey, wodurch er die gedachte de Rols hintergangen und alle Gesetze der Billigkeit und Gerechtigkeit unter die Füße getreten) — erzielten Tochter. Und gedachtes Gericht hat losgesprochen und spricht hiemit los von fernerer Erscheinung vor selbiges, den gedachten Martin Guerre und Bertrande de Rols, so wie auch den Oheim des gedachten Martin Guerre, nehmlich Peter Guerre; und hat zurück geliefert und liefert hiemit zurück den gedachten du Tilh in die Hände des gedachten Richters von Rieux, damit er dieses Urtheil, nach dessen Form und Inhalt zur Ausführung bringen lasse. Gerichtlich geurtheilt den 12 September 1560."

Herr de Coras, Erzähler dieses Rechtshandels, bemerket, daß das Urtheil des peinlichen Richters von Rieux in Ansehung der darin ausgedruckten Strafe ungültig gemacht worden, weil die Enthauptung, die darin dem du Tilh zuerkannt worden, nur eine Todesstrafe für Verbrecher von Stande sey; ja, ein Diebstal, oder ein solcher Betrug, der Lebensstrafe verdient, wird selbst an Personen von adlicher Herkunft, auf keine vornehmere Art bestraft als mit dem Galgen,

gen, mit dem Unterschiede, daß der Galgen in solchem Falle nur etwas höher als gewöhnlich, gebaut wird.

Es ist merkwürdig, daß dem Du Tilh in diesem Urtheilsspruch nicht weniger als sieben sehr hohe und abscheuliche Verbrechen Schuld gegeben werden 1. die Annahme eines falschen Namens 2. das Vorgeben, eine andere Person zu seyn, 3. Ehebruch, 4. Nothzucht, 5. Kirchenraub, 6. Diebstal, 7. Plagiatism. Das letztere Verbrechen ist in den bürgerlichen Gesetzen bestimmt und wird begangen, wenn man diejenige Person, die eines anderen Eigenthum ist, oder einem anderen gehöret, zurück behält; oder auch wenn man über einen Freygebohrnen, Rechte ausübt und ihn als Sklaven entweder kauft oder verkauft.

Noch verdient als was besonderes bemerkt zu werden, daß die Effecten des Du Tilh seiner Tochter zugesprochen werden, die er mit Bertrande de Rols erzielet, und das, wegen der Mutter guten Meinung. Die französischen Rechtsgelehrten haben verschiedene ähnliche Fälle angemerkt. Zum Beyspiel: wenn ein Mann eine zweyte Frau nimmt, da wider sein Wissen die erste noch am Leben ist, so wurde in Ermangelung von Erben aus der erstern Ehe, das Erbgut den Kindern aus der anderen Ehe zuerkannt, obwohl diese Ehe selbst nicht ganz rechtsgültig war.

Herr

Herr de Coras erzählt, daß das Gericht, bey Abfassung dieses Urtheilsspruchs am meisten darüber verlegen gewesen: Wie ferne Martin Guerre und Bertrande de Rols sich der Uebertretung der Gesetze schuldig gemacht hätten und demzufolge bestraft werden müßten. Von Martin Guerre hieß es, daß er zuerst seine Frau verlassen hätte, welches der Ursprung und Grund alles seines Unglücks sey. Am allerschärfsten aber wurde es ihm angerechnet, daß er in der Schlacht bey St. Lorenz, wo er durch eine Kanonenkugel seinen Fuß verlohren, wider seinen König in Waffen gewesen. In Ansehung des ersten, war das Gericht der Meinung, daß er mehr aus Leichtsinn als aus Bosheit von seiner Frau gegangen, und sein Unglück, darüber er itzt klagt, aus einer Mischung von anderen Ursachen hergeflossen, daher sey die Verfassung seiner Frau, wann sie ja ein Verbrechen wäre, doch nicht von der Beschaffenheit, daß es vor irgend einem Gerichte diesseits des Grabes untersucht werden dürfte, sondern man müsse das der Entscheidung des grossen Tages überlassen, wo alle Herzen eröfnet und alle Geheimnisse offenbar werden sollen. In Ansehung des zweyten sey es nicht klar, ob er aus freyem Willen gegen seinen König gefochten; denn da er sich nach Spanien begeben, so sey er in des Cardinals de Burgos und nachmals in dessen Bruders Dienste getreten, welcher (letztre) ihn mit sich nach Flandern genommen, wo er geno-

genöthigt gewesen mit seinem Herrn zur Armee zu gehen, er habe gewollt oder nicht; und da er in dem Treffen seinen Fuß verlohren, so sey das Strafe genung für ein wider seinen Willen begangenes Vergehen.

Mehr Anschein schien es zu haben, daß Bertrande de Rols größere Schuld auf sich habe. Daß eine Frau in Ansehung ihres Mannes betrogen werden konnte, schien eine Sache zu seyn, die wenige verdauen konnten. Es schien was seltsames und unerklärliches zu seyn, daß die Kenntniß, welche Personen, die so genau verbunden sind, von einander zu erwerben pflegen, sie nicht in den Stand sollte gesetzt haben an gewissen Merkmalen den Betrüger von dem Manne zu unterscheiden; und daß sie niemals bey ihren geheimsten Unterredungen, eine gewisse Unkunde, oder Mangel des Gedächtnisses in Ansehung gewisser wesentlicher zu ihren Haushaltungsgeschäften gehörigen Stücken, bemerkt haben sollte. Allein der gute Ruf in dem sie sonst wegen ihrer Bescheidenheit und Klugheit stand; der Umstand, daß die vier Schwestern des Martin Guerre, so wie auch die übrigen Verwandten nebst einer Menge anderer Leute in der Stadt Artigues, so gut als sie betrogen worden; die erstaunliche Aehnlichkeit zwischen ihrem Mann und dem Betrüger, der sich für ihn ausgab; und die ganz sonderbare Uebereinstimmung verschiedener Merkmale an beyderseits

derseits Gesicht und Leibe, nebst der angenommenen Regel des Rechts, daß man bey zweifelhaften Fällen lieber Unschuld vermuthe, bewegte endlich das Gericht sie loszusprechen und zu entlassen.

Arnold du Tilh ward zufolge des Urtheilsspruches nach Artigues zurückgeführt; und den 16 September 1560 im Gefängniß von dem peinlichen Richter von Rieux, der ihm das erstemal das Leben abgesprochen hatte, verhört, vor dem er ein langes und umständliches Bekenntniß that; wie er zufälliger Weise auf den Gedanken gekommen, dies Verbrechen zu begehen; indem ihn, als er aus dem Feldzuge in der Picardie zurückgekommen, sehr viele von Martin Guerre's Freunden, für diesen Guerre gehalten. Von diesen habe er viele Umstände gelernet, die den Guerre, seinen Vater, Frau, Schwestern und Verwandten angingen und andre seiner Begebenheiten; ehe er aus dem Lande gegangen. Diese Erkundigungen, nebst den Umständen, die er schon von Guerre selbst aus vielem Umgang mit ihm erfahren gehabt, hätten ihn vollkommen in den Stand gesetzt, diesen künstlichen Betrug zu spielen. Daß er Bezauberungen oder dergleichen Dinge zu Hülfe genommen, leugnete er schlechterdings. Er bekannte noch ausserdem eine Menge anderer Verbrechen und bekräftigte alles nachmals Stück vor Stück, als ihm seine Aussage vorgelesen ward. Unten am Galgen, der grade über des Guerre

Haus errichtet war, bat er diesen und dessen Frau aufs demüthigste um Verzeihung, bezeugte überhaupt die aufrichtigste Reue über alle seine begangene Verbrechen, und starb sehr erbaulich.

XVI.

Zeugnisse von dem Daseyn der patagonischen Riesen.*

Da seit einigen Jahren über das Daseyn eines Menschengeschlechts, dessen Statur grösser als die unter uns gewöhnliche ist, ziemlich scharf gestritten worden, so wird eine Sammlung der Zeugnisse von Reisenden, die in jenen Gegenden geschifft haben, das Entscheidendeste seyn, das man in diesem Streite anführen kann. Im übrigen verweisen wir unsere deutsche Leser sonderlich auf zwo hiehergehörige Schriften. Die eine erschien in Leipzig 1769 unter dem Titel: **Physikalische Untersuchung, ob auch patagonische Riesen möglich und die Erzählungen davon wahr sind? von J. C. E. S.** Der Verfasser davon leugnet ihr Daseyn. Die andere Schrift, kam in eben dem Jahre zu Danzig heraus; mit der

* Aus der vor einigen Jahren herausgekommenen Histoire des Navigations aux Terres Australes oder Hackesworth's Account of the Voyages etc. Vol. I. In der Vorrede p. VIII. u. f.

der Aufschrift: Ueber die Riesen in Patagonien. Ein Sendschreiben — von dem Abt Coyer. Mit Zusätzen der Uebersetzung. Der Abt Coyer sowohl als sein Uebersetzer in den Anmerkungen, sind für das Daseyn solcher Menschen in Patagonien, die über die gewöhnliche Grösse sind; und der Uebersetzer widerlegt zugleich die Gründe, welche in der erst genannten Schrift dagegen angeführt worden.

Es ist nicht zu leugnen, daß das Widersprechende, in den Berichten der Augenzeugen, die an Ort und Stelle gewesen, und über eine Sache aussagen sollten, die doch so gar leicht zu entscheiden war, was eben so ausserordentliches sey, als die riesenmäßige Grösse der Patagonier. Man findet, daß die Aussagen aller Seefahrer, aus allen Ländern, ein ganz Jahrhundert lang, das Daseyn eines Riesengeschlechts auf der patagonischen Küste bekräftigen; und daß in dem ganzen folgenden Jahrhundert die allermehresten Reisenden es wieder leugnen, ihre Vorgänger für Fabelhänse ausgeben, und ihre Berichte als eine Folge des Schreckens ansehn, worein sie durch die Rauhigkeit und Unbändigkeit eines wilden Volkes gesetzt worden, oder auch als eine Würkung des natürlichen Hanges der Menschen, durch das Vorgeben wundervolle Dinge gesehn zu haben, sich einiges Ansehn geben zu wollen. Es ist auch keinesweges zu leugnen, daß die Menschen eine

 son-

sonderbare Neigung zum Wunderbaren haben, und daß die Furcht die Gegenstände vergrössern kann; allein, wenn man gleich gestehet, daß die Nachrichten von den Patagoniern in gewissen Stücken übertrieben sind, so ist es doch auch gewiß, daß nicht alle, die ihre riesenmäßige Größe bezeugen, unter Furcht und Schrecken gewesen; und es ist sonderbar, daß Seefahrer von solchen Nationen, die gegen einander einen eingewurzelten Erbhaß haben und einander entgegengesetzte Vortheile suchen, in Behauptung einer offenbahren Unwahrheit allesamt einmüthig übereinstimmen sollten.

Zuvörderst ist bekannt, daß es sowohl in unserer alten Welt, als auch in Amerika eine lang hergebrachte Meinung sey, daß es vordem auf Erden ein Riesengeschlecht gegeben, das sich vor anderen Menschen durch Gewaltsamkeit und Verbrechen hervorgethan.

Barbinais hörte bey den Südamerikanern, daß eine Sündfluth ganz Peru überschwemmt, und die Indianer sich auf die Berge in Sicherheit begeben hätten, bis die Ueberschwemmung vorüber wäre; als sie aber nachmalen wieder in die Ebene herabgekommen, hätten sie Menschen von schrecklicher Grösse angetroffen, welche auf die Indianer einen nachdrücklichen Angriff gemacht, viele getödtet und die übrigen in die Felsenhöhlen getrieben hätten. Nachdem sie in die-

sen

sen Schlupfwinkeln viele Jahre zugebracht, sahen sie in der Luft einen jungen Mann, der die Riesen mit Donnerkeilen tödtete und den Indianern wieder zum Besitz ihres Landes verhalf. Die Geleiter des **Barbinais** zeigten ihm auf den Felsen viele Wahrzeichen, die ihrem Vorgeben nach, durch die Donnerkeile waren eingeschlagen worden, und viele ungewöhnlich große Knochen, die sie für Ueberbleibsel der Riesen hielten; wann sich aber diese Sündfluth zugetragen, das wußten sie nicht zu sagen.

Der Ynca **Garcilasso de la Vega** erzählt in seiner **Geschichte von Peru**, daß einer ganz allgemein angenommenen Meinung zufolge, eine Anzahl Seefahrzeuge oder Junken, auf der Landspitze **St. Helena** angekommen, die eine Gesellschaft Riesen an Boord gehabt, von einer so ungeheuren Größe, daß die Landeseingebohrnen ihnen nur bis an die Knie gereichet; daß ihre Augen so groß als ein Teller, die Gliedmaßen nach diesem Verhältniß ungeheur, und daß einige darunter nackend, andere aber ein wenig mit Thierfellen bedeckt gewesen. Als sie ans Land gekommen, gruben sie in dem Felsen eine erstaunlich tiefe Grube, und jeder von ihnen verzehrete so viele Lebensmittel als für funfzig Mann hinreichen können. Das Land wurde bald ausgesogen und sie mußten von Fischen leben. Sie fielen mit Gewalt über die Einwohnerinnen her, die

von ihrer viehischen Brunst den Tod hatten. Nachgehends verfielen sie in noch ärgere Schandthaten, bis endlich das ganze Geschlecht durch Feuer vom Himmel aufgerieben ward, daß nur ihre Gebeine, gleichsam zum Denkmal der göttlichen Rache übrig blieben. * Es heißt würklich, daß man in Südamerika Knochen von erstaunlicher Grösse, und Stücke von Zähnen, die, wenn das Ganze ihnen gleich gewesen, wenigstens ein halb Pfund müssen gewogen haben, gefunden.

Wer alle besondere Umstände dieser amerikanischen Sagen wissen will, der kann seiner Wißbegierde beym Torquemado ** ein Gnüge leisten, und er wird finden, daß diese Fabeln mit denen, die man in den übrigen Theilen der Welt von den ähnlichen Begebenheiten hat, vollkommen übereinstimmend sind. Die Knochen, die man in Amerika gefunden hat, die man für Riesengebeine hält, und die im Jahr 1550 in Mexiko und anderen Plätzen vorgezeigt wurden, sind vermuthlich Knochen eines unbekannten Thieres. Von dem Daseyn solcher ausserordentlich groß gestalteten Menschen wird man sich nicht leicht überzeugen, wo man nicht sie selbst, oder unstreitige ganze Gerippe von ihnen zu sehn bekommt. Der Naturforscher Turner erzählt, daß man 1610 in

* Piedro de Cieca, Kap. 52. und Garcillassa, in der Histoire de Peru l. 9. chap. 9.
** Torquemado l. c. 13. 14.

in London den Schenkelknochen eines Mannes sehen lassen, der von ganz ungeheurer Grösse muß gewesen seyn. Dies Zeugniß entscheidet aber nichts, wann gleich dieser Schriftsteller hinzusetzt, daß er selbst in Brasilien an dem Flusse Plata, ein Geschlecht von Riesen gesehn, die ganz nackend gingen, und keinen runden sondern platten Hinterkopf hatten. Die Weiber, sagt er, hatten lange schwarze Haare, so grob wie die an der Mähne der Pferde; die Männer aber waren vortrefliche Bogenschützen, und hatten ausser ihren Pfeilen und Bogen, zwey starke Kugeln, deren jede an dem Ende eines Riemen befestiget war, und in Führung dieses Gewehrs bewiesen sie grosse Geschicklichkeit und Stärke, sie mochten damit schlagen oder, wie mit einer Schleuder einen Stein schleudern. Einer von diesen Riesen setzt er hinzu, war zwölf Fuß hoch, er gesteht aber, daß er keinen weiter gesehn, der eben die Größe gehabt hätte.

Es giebt noch andre Augenzeugen von dieser Eräugniß, die vielleicht für noch glaubwürdiger gehalten werden; unter den Spaniern Magellanes Loaisa, Sarmiento und Nodal; unter den Engländern Cavendish, Hawkins, und Knivet; unter den Holländern Sebald de Waert, le Maire und Spilberg; und unter den Franzosen, die Seefahrer, die mit bey der Expedition von Marseigle und St. Malo gewesen. Die Rei-

senden welche das Gegentheil sagen, sind Winter, der holländische Admiral Hermite, Froger in der Erzählung und Sir Johann Narborough. Winter hatte selbst die Bewohner von Patagonien gesehen und sagt in deutlichen Worten: die Nachrichten, daß sie Riesen wären, seyn falsch und von den Spaniern erdichtet; und man muß zugeben, daß das Zeugniß dieser Seefahrer der entgegengesetzten Aussage zum wenigsten das Gegengewicht hält; sonderlich, da sie die magellanische Straße und das umliegende Land am besten kannten. Reisende, die dies Land besucht haben, und von der Grösse der Einwohner nichts sagen, sonderlich Sir Franz Drake sind als Zeugen, die wider das Daseyn der Riesen aussagen, zu betrachten; denn ihr Stillschweigen ist ein Beweiß, daß sie nichts ungewöhnliches gesehn haben. Unterdessen muß man auch folgendes bemerken: Vors erste, reden die mehresten von denen, welche das Daseyn dieser Riesen behaupten, von einem Volke, welches die öden Küsten auf der Morgen- und und Abendseite von Patagonien bewohnet; dagegen diejenigen, welche ihr Daseyn leugnen, von einem Volke reden, das in der Strasse auf der äussersten Spitze von Amerika, an der mittäglichen und mitternächtlichen Seite sich aufhält. Die Einwohner dieser beyden verschiedenen Gegenden sind gewißlich nicht dieselben; und wenn sich die ersten bisweilen in der Straße haben sehen lassen, so ist das so befremdend nicht, wenn

man

man sich erinnert, wie kurz dahin der Weg vom Hafen St. Julian sey, wo ihr gewöhnlicher Aufenthalt zu seyn scheint. Magellan und seine Leute, sahen sie da sehr oft und handelten mit ihnen einige Male an Boord des Schiffs und andere Male am Seestrande; noch nicht genung, er bemächtigte sich zweener unter ihnen und hielt sie in seinem Schiffe gefangen. Der eine davon ward kurz vor seinem Tode getauft und lehrte den Pigafete verschiedene Worte der patagonischen Sprache, die dieser samlete und in ein klein Wörterbuch faßte. Diese Umstände sind so bekräftigend als möglich, und es ist dabey an keine Verblendung zu gedenken.

Knivet sagt: Ich versichere, daß ich im Hafen Desire, als ich an Land war, verschiedene Leichname gemessen, die ich da begraben fand, und vierzehn bis sechszehn Spannen lang waren; und im Sande fand ich Fußtritte von Leuten, die beynahe eben so groß seyn mußten. Sehr oft habe ich auch in Brasilien einen von denen Patagoniern gesehn, die in dem Hafen St. Julian waren gefangen worden, und wiewohl er nur noch jung war, so maß er doch nicht weniger als dreyzehn Spannen in der Länge; und unsere englischen Gefangenen in Brasilien haben mich versichert, daß sie an den Küsten der Straße verschiedene Männer von nicht geringer Größe gesehn haben. Sebald de Waert sagt, daß er

in der Straße ebenfalls Riesen von dieser Größe gesehn habe, welche Bäume von einer Spanne in die Breite, mit der größesten Leichtigkeit bey den Wurzeln aus der Erde zogen. Oliver de Noort berichtet, daß er im Hafen Desire wilde Leute von riesenmäßiger Größe gesehn habe; die er aber doch nicht Riesen nennt. Er sagt ferner, daß er sechse von ihnen gefangen und in sein Schif gebracht habe, unter denen ihm einer erzählte, daß das Land von verschiedenen Nationen bewohnt wäre, von welchen viere die gewöhnliche Größe hätten; weiter einwärts im Lande aber, in einem Gebiete, das Coin heisse, gebe es ein Riesenvolk, das den Namen Tiremenen führe, und die übrigen Nationen beständig bekriege. Spielberg erzählt, daß er auf den Küsten des Feurlandes (Terra del Fuego) einen Mann von ausserordentlicher Größe gesehn, in den Gräbern aber die er gefunden hätte, wären nur Leute von gewöhnlicher Höhe begraben gewesen. Arenz Claß, der sich an Boord der Le mairischen Flotte als Commissär befang, und sonst ein glaubwürdiger Mann ist, bezeuget, daß er die Gräber besuchet, die er auf der Küste von Patagonien entdeckte, und daß er darin Gebeine von Menschen gefunden, die zwischen zehn und eilf Fuß hoch gewesen seyn müssen, wodurch er überzeugt worden, daß die Berichte der vorigen Seefahrer müssen wahr seyn. Hie muß man nun gestehen, daß die Untersuchung in kaltem Blute angestellt worden,

den, und kein Vorwand statt habe, als sey der Gegenstand durch Furcht vergrössert worden. Einige andre sonderlich Nodal und Sir Richard Hawkins begnügen sich zu sagen, daß diese Wilden eines Kopfs länger seyn, als die Einwohner von Europa, und von solchem Wuchs, daß das Schifsvolk sie Riesen genennt habe.

Dies sind die Zeugnisse der vorigen Zeiten, wir wollen nunmehro diejenigen in Erwägung ziehen, die in unseren Tagen abgelegt worden.

Im Jahr 1704 sahen die Schiffshauptleute Harrington und Carman, Befehlshaber zweyer französischer Schiffe, der eine von St. Malo und der andre von Marseille, in der Bay Possession, das eine Mal sieben von diesen Riesen, das andre Mal sechs und zum dritten Male hatten sie eine Unterredung mit einer Gesellschaft von mehr denn vierhundert Leuten, unter denen ein Theil von gewöhnlicher, die anderen von Riesengröße waren. Daß Harrington und Carman dies erzählt haben, wird vom Herrn Frezier bestätigt, der ein wohl bekannter und allenthalben hochgeschätzter Mann, und Oberaufseher über die Befestigungswerke von Bretagne war. Frezier hat selbst niemals einen von diesen Wilden gesehen; er sagt aber, daß er auf der Küste von Chili gewesen, und daß ihm da der Befehlshaber der Insel von Chilon Don Petro Molina, wie auch viele andre Augenzeugen erzählt hätten, daß sich

eine

eine grosse Strecke ins Land hinein, eine indianische Nation aufhalte, die von ihren Nachbaren Caucohues genannt wird; die Leute kämen bisweilen in die spanischen Pflanzörter herab, sie seyn höher denn sieben Fuß, und mit den Patagoniern, die an der östlichen Küste leben, und deren die vormaligen Berichte Erwähnung thun, von einerley Stamme. Raveneau de Lussan berichtet, die Spanier, die in Südamerika an der Seeküste wohnen, erzählten, daß ein Stück von Chili von weissen Indianern bewohnt werde, mit denen sie unablässige Kriege führen müßten, die von erstaunlicher Größe und Gestalt seyn, und wenn sie einen Spanier gefangen bekämen, ihm den Brustknochen entzweybrächen, wie man die Schale einer Schildkröte zerbricht, und ihm alsdann das Herz ausrissen. Narborough im Gegentheil, der es zugiebt, daß die Indianer, welche die Gebürge ohnweit der spanischen Niederlassungen in Chili bewohnen und beständige Feindseligkeiten gegen sie verüben, lang gewachsen sind, leugnet ausdrücklich, daß sie eine Riesengestalt haben. Er hatte oft die Schedeln und die Spuren der Fußtritte der Wilden, an der Küste der magellanischen Straße gemessen, und behauptet, daß sie von der gewöhnlichen Größe waren; er hatte so gar zum öftern ganze Gesellschaften von ihnen im Hafen St. Julian gesehen und erkläret sich ausdrücklich, daß diese Leute weder größer noch starkleibigter gewesen, als andere Menschen.

Nar-

Narborough ist gewiß ein glaubwürdiger Zeuge und seine Aussage trifft grade den eigentlichen Streitpunkt: sie wird vom L'Hermite bestätiget, welcher erzählt, daß die Leute, die er auf der Küste des Feuerlandes gesehen, zwar starkleibigt und gut gewachsen, aber gar nicht grösser als die Einwohner in Europa seyn; und endlich gehört auch de Gennes hieher, welcher aussagt, daß keiner von den Leuten die er im Hungerhafen (Port Famine) gesehen, sechs Fuß hoch gewesen.

Wer alle diese verschiedene Nachrichten mit einander vergleicht, wird vielleicht Ursache finden zu glauben, daß die Zeugen von beyden Seiten die Wahrheit sagen, daß ein jeder bezeuget, was er gesehn hat, und daß demnach das Daseyn eines Riesenvolks in diesen Ländern ausgemacht sey, und deswegen nicht bestritten werden könne, weil nicht ein jeder Seefahrer, der dort gewesen, dergleichen Leute gesehn hat.

Es scheint ausser Streit zu seyn, daß die Bewohner beyder Ufer der Straße von gewöhnlicher Grösse sind, und daß das Volk, welches den Namen der Patagonier führt, seinen beständigen Wohnsitz auf den verlassenen Küsten hat, entweder mitten in den Wäldern in elenden Hütten, oder in einigen Felsenhöhlen, zu welchen, ausser ihnen, nicht leicht Jemand kommen kann; und man sieht aus der Nachricht des Oliver de Noort, daß sie, als die Strasse angefangen von euro-

europäischen Schiffen besucht zu werden, sogleich sich zu verbergen gesucht haben, sobald sie die Schiffe erblickten. Hieraus läßt sich nicht nur erklären, woher es kommt, daß man sie nicht erblicken kann, sondern auch woher die Fußstapfen von Einwohnern rühren, an einer Küste, die unbewohnt zu seyn scheint. Vielleicht weil sich unsere Schiffe an dieser Küste so oft blicken lassen, haben sie endlich den Endschluß gefaßt, sie nicht mehr beständig zu bewohnen, sondern nur zu gewissen Fahrzeiten dahin zurück zu kehren, ihren beständigen Wohnsitz aber, in dem Inneren des Landes aufzuschlagen. Lord Anson war der Meynung, daß sie auf der Abendseite der Cordeliers beständig wohnten und die Morgenseite nur gelegentlich aber nicht oft besuchten; und wenn sie von den Schiffen, die in den letztern hundert Jahren diese patagonische Küste berührt haben, selten gesehen worden, so rühre das vermuthlich daher, daß sie sich in die Gebürge zurücke gezogen, weil sie eben so sehr als die übrigen Indianer, sich zu verbergen wünschten. Es ist würklich zu bedauren, daß kein Gerippe von diesen Leuten nach Europa herüber gebracht worden; und anfangs könnte es sonderbar scheinen, daß kein solcher klarer Beweiß ihrer ungemeinen Größe vorhanden ist, da bekannter massen verschiedene von ihnen, die von den europäischen Befehlshabern der Schiffe gefangen genommen worden, an Boord gestorben sind, sobald sie unter

die

die heissen Himmelsstriche kamen; man wird aber aufhören sich zu wundern, wenn man bedenkt, daß alle Seeleute die abergläubische Meinung haben, daß die Magnetnadel nicht spielt, wenn sich ein todter Menschenkörper in dem Schiff befindet.

Wir wollen nun das neueste Zeugniß anführen, das wir über diesen Streit haben und aus der Hackesworthischen Reisebeschreibung * das beybringen, was der Lord Byron von diesen Riesenleuten berichtet, dessen Zeugniß ohne Streit so guten Glauben verdient, als irgend ein anderes.

Den 20 Dec. (1764) sagt der Lord, richtete ich den Lauf meines Schiffes nach dem Ufer des Vorgebürges der Jungfrau Maria (Cap Virgin Maria) ich fand aber daß die Küste nach Südsüdosten lief, ganz anders als Sir Johann Narborough sie beschreibt, und daß eine lange Sandspitze, über eine Seemeile weit nach Süden des Vorgebürges sich strecket. Den Abend lief ich hart an diese Sandspitze, weil ich während unserer Fahrt an dieser Küste, viele Ganikos in den Thälern weiden, und den ganzen Nachmittag, vier bis fünf Meilen ins Land, einen starken Rauch auf dem nordlichen Ufer gesehen hatte. Ich ankerte auf dieser Stelle in funfzehn Faden Tiefe.

Den Morgen darauf ging ich mit Tagesanbruch wieder unter Segel, und weil ich an eben den

* Voyages etc. Vol. p. 26 f.

den Orten, wo ich Tages zuvor den Rauch gesehen hatte, itzt wiederum dergleichen sahe, so segelte ich darauf zu und legte zwey Meilen vom Strande vor Anker. Dies war eben die Stelle wo die Leute von dem Schiffe **Wager**, als sie nach dem Verlust ihres Schiffes, in dem Boote durch die Straße fuhren, eine Anzahl Reuter sahen, die etwas, das weißen Schnupftüchern ähnlich sahe, schwenkten und den Engländern winkten an Land zu kommen, welches sie auch gerne thun wollten, aber wegen des Sturms nicht konnten. Der Konstabel des **Wagers** Namens **Bulkeley**, der eine Nachricht von dieser Reise drucken lassen, erzählt, daß die Engländer zweifelhaft gewesen, ob die Leute an Lande Europäer waren, die etwan an dieser Küste Schiffbruch gelitten, oder ursprünglich Eingebohrne des Landes, um den **Gallagosfluß**. Als wir vor Anker legten, sahe ich durch mein Fernglaß grade eben das, was die Leute des **Wagers** gesehn hatten, eine Anzahl Reuter, die längs des Schiffs hin und zurück ritten, und mit etwas weissem ein Wedeln machten, als ob sie uns einladen wollten zu ihnen zu kommen. Weil ich ungemein gerne wissen wollte, was es für Leute wären, ließ ich mein zwölfrudriges Boot bemannen und fuhr darin mit Herrn **Marschall** meinem Unterlieutenant und einer Parthey wohl bewafneter Leute an Land; Herr **Cumming**, mein erster Lieutenant, folgte mir in dem sechsrudrigen Boote. Als wir dem

Stran-

Strande näher kamen, sahen wir, so viel ich muthmaßen konnte, über fünfhundert Leute, theils zu Fuß, größtentheils aber zu Pferde: sie zogen sich auf einer steinigten Landspitze zusammen, die weit in die See auslief, und an der sich sehr übel anlegen ließ, weil die See da sehr untief und die Steine sehr groß waren. Die Leute am Lande hörten nicht auf gegen uns zu schreyen und die weissen Tücher zu schwenkten, und so wie wir es verstunden, nahmen wir das für Einladungen, an Land zu kommen. Ich konnte nicht wahrnehmen, daß sie Waffen unter sich hatten, ich gab ihnen aber doch durch Zeichen zu verstehen, daß sie sich bis auf eine gewisse kleine Entfernung zurückziehen sollten. Sie thaten dies ohne Anstand, fuhren aber fort mit großem Geschrey uns entgegen zu rufen. Kurz darauf landeten wir, wiewohl nicht ohne große Schwierigkeit, indem die mehresten Bootsleute bis an dem Gürtel ins Wasser mußten. Am Strande stellte ich meine Leute in Ordnung mit ihren Officieren an der Spitze, und gab ihnen Befehl, daß sich kein Mensch von der Stelle rühren sollte, bis ich ihnen zurufen oder ein Zeichen geben würde. Ich ging darauf ganz allein auf die Indianer zu; als ich aber sahe, daß sie immer weiter zurück gingen, je weiter ich vorwärts ging, so gab ich ihnen durch Zeichen zu verstehen, daß einer von ihnen heran kommen sollte. Zum Glück verstanden sie meine Zeichen, und einer von ihnen, der, wie ich nachmalen merkte, einer von

 den

den Landesobersten war, kam auf mich zu. Er war von riesenmäßigem Wuchs und schien die Mährchen von Ungeheuren in menschlicher Gestalt wahr zu machen. Er hatte das Fell von einem wilden Thiere über die Schultern geworfen so wie die Hoch-Schottländer ihr Plaid oder Mantel tragen, und war auf eine Art gemahlt, daß er aufs abscheulichste aussah. Um das eine Auge war ein weißer Kreiß und um das andere ein schwarzer; das übrige seines Gesichts war mit Streifen von verschiedenen Farben bestrichen. Ich maß ihn nicht, so viel ich aber seine Höhe nach dem Augenmaaß gegen die meinige beurtheilen konnte, mußte sie wenigstens sieben Fuß seyn. Als dieser furchtbare Kolossus näher heran kam, murmelten wir beyderseits einander etwas zu, das eine Begrüßung seyn sollte, worauf ich mit ihm zu seinen Gefährten ging. Als ich diesen näher gekommen war, gab ich ihnen durch Zeichen zu erkennen, daß sie niedersitzen sollten, welches sie auch willig thaten. Sie hatten viele Weiber bey sich die verhältnißmäßige Größe hatten, und von den Männern waren nur wenige etwas kleiner als der Landesoberste, der mir anfangs entgegen kam. Ich hatte schon in der Ferne gehört, daß sie starke Stimmen hatten; da ich ihnen nahe kam, sahe ich einen guten Theil sehr alter Leute, die einige unverständliche Worte sungen, in dem allertraurigsten Ton, den ich je gehört hatte, und in der ernstlichsten Feyerlichkeit,

nach der ich schloß, daß es eine gottesdienstliche Ceremonie seyn müßte. Sie waren alle gemahlt und fast auf einerley Art bekleidet. Kein einziger hatte um die Augen Kreise von einerley Farbe, sie waren aber auch nicht bey allen, blos weiß und schwarz, sondern bey einigen weiß und roth und bey anderen auch roth und schwarz; ihre Zähne waren so weiß als Elfenbein, ungemein eben und in schönster Ordnung; die mehresten waren ganz nackend, ausgenommen, daß sie die Felle übergehangen hatten, davon sie das rauhe einwärts trugen, und daß einige wenige eine Art von Stiefel mit einem scharf zugespitzten Stöckchen an den Hacken, statt der Sporne, an den Füßen hatten. Nachdem ich diese sonderbaren Ungeheuer mit nicht geringem Erstaunen übersehen, und mit keiner kleinen Mühe diejenigen, die noch zu Pferde herum schwärmten, bey den übrigen hatte niedersitzen lassen, nahm ich einige gelbe und weiße Glasköpfgen hervor, die ich unter sie austheilte, und die sie mit vielem Freudensbezeigen annahmen; hierauf zog ich ein ganzes Stück grün seiden Band hervor, gab das eine Ende davon dem einen in die Hand, ließ es darauf den anderen anfassen, alsdann den dritten und so fort an, so weit das Band reichte; sie saßen die ganze Zeit über geruhiglich stille, und keiner der das Band hielte, suchte dem anderen das seinige aus der Hand zu reißen, obwohl ich wahrnahm, daß sie darüber vergnügter waren als über die Glasköpfgen.

 Nach-

Nachdem ich das Stück Band auf diese Art vertheilt hatte, nahm ich eine Scheere und schnitt es zwischen den Händen der Indianer durch, so daß jeglicher für sich ungefehr eine Elle davon bekam; welche ich ihm um den Kopf band, wo es ein jeder, so lang ich da war, sitzen ließ, ohne es mit einem Finger anzurühren. Ihr friedsames und ordentliches Betragen bey dieser Gelegenheit machte ihnen gewißlich Ehre, sonderlich da ich nicht allen, Geschenke geben konnte, da ihrer zu viel waren; sie ließen sich weder durch Ungeduld, den neuen Putz zu besehen, noch auch durch Begierde, mich und was ich machte, genauer zu betrachten, im geringsten verleiten, sich von der Stelle zu rühren, die ich ihnen angewiesen hatte. Wenn diejenigen, die Gays Fabeln gelesen haben, sich einen fast nackten Indianer vorstellen, der mit europäischen Spielwerken behangen, zu seinen Gesellen in die Wälder kommt, so wird ihnen leichtlich der Affe einfallen, der die Welt gesehn hatte; allein ehe wir die Liebe der Wilden zu Glas, Glasköpfgen, Bändern und anderen dergleichen Kleinigkeiten verspotten, die bey uns keinen Werth haben, sollten wir billig in Erwägung ziehen, daß die Zierrathen des wilden und des gesitteten Lebens, für sich selbst einander gleich sind, und daß diejenigen, die fast im Stande der Natur leben, nichts besitzen, daß dem Glase so gleicht als das Glas dem Diamanten; nichts desto weniger beruhet wohl der Werth, den wir auf

Dia-

Diamanten setzen, noch mehr auf einen gewissen Eigensinn, als der Werth den sie auf Glas setzen. Die Liebe zu Zierrathen scheint der menschlichen Natur ganz allgemein angebohren zu seyn, und die regelmäßige Gestalt einer Glasperl nebst der klaren Durchsichtigkeit des Glases selbst, gehören zu den Dingen, die zufolge der Beschaffenheit unserer Natur, angenehme Vorstellungen erregen; und obgleich der Diamant in einer dieser Eigenschaften das Glas übertrifft, so hält man sie doch auch weit höher in Werth, als es nach Verhältniß dieses Unterschiedes seyn sollte. Hiezu kommt, daß ein Indianer durch einen gläsernen Knopf oder Glaskoralle unter seines gleichen weit vorzüglicher geputzt ist, als bey uns Jemand durch einen Diamanten, wann gleich dabey seiner Eitelkeit nicht so sehr geschmeichelt wird.

Indessen war dieses Volk mit den europäischen Waaren nicht ganz unbekannt, denn bey genauerer Nachsicht, nahm ich eine Frau wahr, die an den Armen entweder messingene oder sehr blas goldene Armbänder hatte, und in zwey Zöpfen, die oben auf dem Kopf sich theilten und von vorne über die Schultern herabhingen, waren blaue Glasperlen eingeflochten. Sie war übrigens ungeheur groß und hatte sich das Gesicht, wo möglich noch fürchterlicher gemacht als alle die anderen. Ich wünschte recht sehr zu wissen, wo sie ihre Armbänder und Glaskorallen herbe-

kommen hätte, und erkundigte mich darnach durch so vielerley Zeichen, als ich nur erdenken konnte, ich konnte es aber schlechterdings dahin nicht bringen, daß sie mich verstand. Einer von den Männern zeigte mir einen Tabackspfeifenkopf von rother Erde, ich erfuhr aber bald, daß sie keinen Taback unter sich hatten; doch gab mir der Mann zu verstehen, daß er gerne welchen hätte. Ich winkte meinen Leuten zu, die am Strande in Schlachtordnung standen, und ihrer drey bis vier, welche glaubten, daß ich sie nöthig hätte, kamen herzugelaufen. Die Indianer, die, wie ich bemerkte, fast beständig ein wachsames Auge auf sie gehabt hatten, wurden nicht sobald gewahr, daß sie auf sie zukamen, als sie allesamt mit grossem Geschrey aufstanden, und davon laufen wollten, vermuthlich ihre Waffen zu hohlen, die vielleicht nicht weit zurückgelassen seyn mochten. Um also allem Unheil vorzubeugen und der Unruhe ein Ende zu machen, die so zufälliger Weise unter ihnen entstanden war, lief ich meinen Leuten, die vom Strande kamen, entgegen, und sobald ich glaubte, daß sie mich verstehen konnten, schrie ich ihnen zu, daß nur einer von ihnen kommen dürfte, aber allen Taback mitbringen sollte, den er von den übrigen sammlen könnte. Als die Indianer das sahen, erhohlten sie sich von ihrer Bestürzung und kamen alle auf ihren vorigen Platz wieder zurück, einen sehr alten Mann ausgenommen, welcher auf mich zukam, und ein langes

Lied sang, welches ich zu meinem Leidwesen nicht verstand. Ehe das Lied noch zu Ende war, kam Herr Cumming mit dem Taback, und ich konnte mich des Lächelns nicht enthalten, als ich wahrnahm, welch ein Erstaunen sich in seinem Gesichte zeigte, als er gewahr ward, was er, der doch sechs Fuß und zwey Zoll hatte, gegen diese Riesen mit einmal für ein Zwerg geworden war; denn man kann würklich diese Leute eher Riesen als lange Leute nennen; denn unter den wenigen, die bey uns volle sechs Fuß hoch sind, giebts kaum einen, der nach dem Maaß seiner Höhe breit und stark wäre, sie sehen vielmehr aus als Leute von der gewöhnlichen Art, nur daß sie zufälliger Weise zu einer ungewöhnlichen Höhe aufgeschossen sind; und ein Mensch, der nur sechs Fuß zween Zolle Höhe hat, aber nach eben dem Verhältniß auch andre Menschen in der Breite und Stärke der Muskeln und Knochen überträfe, würde uns weit eher deswegen in Erstaunen setzen, weil er eine würkliche Riesengestalt hat, als weil er ein Mann wäre, der zufälliger Weise von der ordentlichen Menschengestalt ausartete; man kann sich daher leicht vorstellen, wie uns zu Muthe war, als wir fünfhundert Menschen vor uns sahen, unter denen der kleineste zum wenigsten vier Zoll höher und nach Verhältniß stärker war. Nachdem ich den Taback ausgetheilt hatte, traten vier bis fünfe von den vornehmsten zu mir, und gaben mir, so viel ich aus ihren Zeichen abnehmen

konnte, zu verstehen, daß ich auf eines ihrer Pferde steigen und mit ihnen in ihre Wohnungen kommen sollte; da es aber in allem Betracht unklug gewesen wäre, wenn ich mich so weit gewagt hätte, so gab ich ihnen durch Zeichen zu verstehen, daß ich nach dem Schiff zurück müßte. Sie bezeugten darüber ein großes Misvergnügen und setzten sich wieder auf ihre Plätze nieder. Während unseres Gespräches in Zeichen, legte ein alter Mann sich mit seinem Kopf auf die Steine nieder, machte die Augen auf eine halbe Minute zu, und zeigte mit der Hand erst auf seinen Mund und nachgehends auf die Hügel, als wenn er mir sagen wollte, woferne ich die Nacht über bey ihnen bliebe, so wollten sie mich den Morgen drauf mit Lebensmitteln versorgen. Ich mußte aber dieses Anerbieten ausschlagen. Als ich von ihnen ging, folgte mir kein einziger nach, sondern sie blieben, so lange ich sie sehen konnte, auf ihren Plätzen sitzen. Sie hatten viele Hunde bey sich, womit sie vermuthlich das Wild jagen, das ihre Speise ist. Die Pferde waren nicht groß, auch schlecht gefüttert, schienen aber hurtig und gut abgerichtet zu seyn. Der Zaum bestand aus einem ledernen Riemen mit einem kleinen Stecken statt des Gebisses, und die Sattel glichen den Sattelküssen, die das Landvolk in England braucht. Die Weiber saßen in die Queere zu Pferde, und Männer sowohl als Weiber ritten ohne Steigbügel; dennoch jagten sie ohne Furchtsamkeit über

die

die Landspitze, wo doch die Steine groß, loose und schlüpfrig waren.

XVII.

Neuester Zustand der Protestantenehen in Frankreich.*

Selbst die Grundsätze der römischen Kirche lassen es erwarten, daß man die Protestanten und andre vermeinte Ketzer nicht zwingen werde, ihre Ehen vor den Altären der Katholicken einsegnen zu lassen. Die Ehen sind bey ihnen ein Sacrament; und ein Sacrament dem Ketzer ertheilen, das ist Kirchenraub, Gotteslästerung, das heißt das Heiligthum für die Hunde werfen. Dennoch verlangen die Gesetze Ludwigs XIV vom Jahr 1697 und Ludwigs XV vom Jahr 1724, daß alle im Staat geschlossene Ehen in der römischen Kirche sollen eingesegnet werden, und erklären jede andere Ehe für ein Concubinat und die Kinder für Bastarte.

Können denn aber die Protestanten diesen Gesetzen ihres Herren nicht gehorchen? Die prie-

* S. Herrn D. Walchs Neueste Religionsgeschichte. Th. 5. Die Einrückung dieses interressanten Aufsatzes braucht wohl keine Entschuldigung, da wahrscheinlich von unseren Lesern, die wenigsten des Herrn Walchs neueste Kirchengeschichte lesen dürften, die wir ihnen indessen sehr empfehlen.

sterliche Einsegnung ist ja nur eine Ceremonie wie die in Holland übliche Einschreibung auf dem Rathhause. — Dies könnten und würden sie thun, wenn man nichts mehr forderte als dies. Allein selbst jene Gesetze befehlen, vor der Einsegnung beym Priester zu beichten und zu communiciren. Und die katholische Geistlichkeit zwinget die protestantischen Verlobten, vier bis sechs Monate vorher sich in der römischen Religion unterrichten zu lassen, alle Sonntage und Festtage in die Messe zu gehn und vor der Copulation zu beichten und das Abendmahl zu empfangen, mit einem Worte, sich öffentlich zur römischen Kirche zu bekennen.

Im Gewissen gedrungen, lassen daher unsere Brüder in Frankreich, diese würdigen Bekenner der Religion ihre Ehen in den öffentlichen Versammlungen proclamiren und von ihren Predigern einsegnen. Diese Religionsversammlungen werden auf dem Felde unter freyem Himmel gehalten, nachdem man den Reformirten seit der Widerrufung des Edicts von Nantes, nicht allein alle Kirchen genommen, sondern auch alle gottesdienstliche Versammlungen untersaget, und darum nennet man ihre Ehen: Wüstenehen, mariages du desert (mariages celebrés au desert.)

Unzehlich und entsetzlich sind die Bedruckungen und Grausamkeiten, die sie desfalls ausstehen müssen.

müssen. Man erklärt ihre Ehen für Concubinate und ihre Kinder für Bastarte; man verdammt die Eheleute zu ungeheuren Geldstrafen, die sie oft ganz zu Grunde richten; wirft sie in langwierige Gefängnisse, schließt sie auf die Galeeren — Katholische Geistliche an der Spitze der Gerichtsbedienten brechen des Nachts in ihre Häuser ein, zerschlagen alles, reissen die Kinder aus dem Schooße der Mutter und den Armen des Vaters, und schleppen sie in ein Kloster oder Zuchthaus. Die Eltern müssen noch dazu Kostgeld bezahlen, um ihre Kinder in der römischen Religion unterrichten zu lassen. Unzehliche Familien werden dadurch zu Bettlern. Und wann das Kind etwa sich in Freyheit setzet, so nimmt man den Vater gefangen, und läßt ihn ungeheure Geldstrafen bezahlen, oder in schrecklichen Gefängnissen schmachten. Nur noch im Jahr 1751 bis 1753 sieht man diese höllischen Scenen unter einer Nation, die sich für das Urbild der Feinheit hält. Der Intendant von Languedock gab 1751 Befehl, daß alle Protestanten ihre von protestantischen Predigern getauften Kinder in der römischen Kirche noch einmal taufen und ihre Ehen daselbst durch die Einsegnung des Priesters habilitiren sollten. Nun sahe man allenthalben Verheerungen und tygermäßige Wuth. Die grausam Verfolgten flüchteten so zahlreich aus dem Lande, daß endlich der Hof sich genöthigt sahe, Einhalt zu thun. *

Die

* Siehe Patriote francois et impartial. Tom. II. f. 26.

Die zärtlichsten Freundschaften der Eheleute werden durch die Gesetze des Staats und Sprüche des Parlaments für infamirende Concubinate erklärt. Die Pfänder der reinesten Liebe, diese unschuldigen Geschöpfe, werden von dem Vater des Vaterlandes noch vor ihrer Geburt zu aller Schande und Elend der Bastarte verdammt. Erreichen sie das vierte Jahr, so entreißt man sie den Eltern auf ewig, und übergiebt sie der Gewalt der Mönche. Keine Religionsversammlungen bey Strafe der Galeeren für die Männer und ewigen Gefängnisses für die Frauenspersonen; keine Prediger bey Strafe des Galgens; kein Unterricht, kein Trost, keine Sacramente. Selbst auf dem Sterbebette quälen sie Mönche und Pfaffen. Und wenn diese heldenmüthige Bekenner der Religion nach allen jenen Drangsalen ohne die Sacramente der römischen Kirche sterben, so wird ihr Leichnam durch die Straßen geschleift und auf den Schindanger geworfen. — Dies ist der Inhalt der Gesetze gegen die Protestanten, welche noch immer bestehen, und deren Vollziehung lediglich von den Einfällen der Bischöffe und Intendanten abhängt. Und was das schrecklichste, auch ihre Klagen sogar sind Aufruhr. Auch der Ausgang aus dem Reiche ist ihnen verschlossen. So tief kann die Intoleranz die menschliche Natur herabsetzen. *

Seit

* Siehe Memoire historique de ce, qui c'est passé de plus remarquable au sujet de la religion reformee, en

Seit einigen Jahren scheint ihr Schicksal etwas günstiger zu werden. Advokaten wagen es ihre Ehen in Schutz zu nehmen. Vor Gerichtshöfen behauptet man, daß jene Gesetze, wegen Einsegnung aller Ehen in der römischen Kirche, die Protestanten nichts angehn. Die Gründe sind allerdings scheinbar. Diese Gesetze sind nur ausgemacht, die Winkelehen zu hindern, Sie setzen voraus, daß keine Protestanten mehr im Reich vorhanden, sondern alle schon Katholiken geworden wären. Ausdrücklich nennen sie nur die Katholiken und Neubekehrten. Selbst die römische Kirche erkennet alle Ehen der Protestanten, die während der Gültigkeit des Edikts von Nantes von ihren Predigern eingesegnet worden, für rechtmäßig. Mit diesen Gründen hat schon ein Vertheidiger der Protestanten * dem Hofe ein Mittel gezeigt, die Protestantenehen für rechtskräftig zu erklären, ohne in den Gesetzen eine Aenderung zu machen; und ein Advokat katholischer Religion hat es gewagt, fast aus eben denselben die Gültigkeit der Protestantenehen vor Gericht zu behaupten, und mit ziemlich glücklichem Erfolge anzudringen.

Dies

en plusieurs Provinces de France, depuis 1744 jusqu' aux années 1751 et 1752. wo man zu jedem Punkt Beyspiele findet, davor auch Huronen entsetzen möchten.

* Herr Court ehemahliger protestantischer Prediger zu Nismes; der Verfasser des vorhergenannten Patriote François Tom. I. p. 437. fol.

Dies ist die Geschichte, womit wir unsere Leser unterhalten wollen. Die Geschichte eines der allerwichtigsten Processe, die jemals vor französischen Gerichten geführet worden! Ein Proceß, von dem das Schicksal mehr als sechsmal hundert tausend Eheleute, und fast drittehalb Millionen Kinder abhängt! Er ward vor dem Landgerichte zu Nismes geführt. Katholiken und Protestanten gaben eine Menge Schriften heraus. Die Hauptschriften aber sind die zwo Vertheidigungsreden des Advokaten der protestantischen Parthey und die Reden des Advocat du Roi. Aus diesen dreyen Documenten wollen wir unsere Erzählung schöpfen, wenn wir sie den Lesern zuvor etwas genauer bekannt gemacht haben.

1. Plaidoyer sur la validité d'un mariage protestant, par Mr. *Troussel, Advocat au conseil superieur* (das höchste Gericht der Provinz, zur Zeit da das alte Parlament aufgehoben war) Mit dem Motto aus Montesquieu Il faut faire honorer la Divinité et ne la venger jamais. *A Nismes* 1774. in 8. 40 Seiten. Diese erste Vertheidigungsrede betrifft nur einen vorläufigen Umstand. Herr Troussel, Advocat des verlassenen Ehemannes, verlangt, daß dessen Frau bis zum Ausgange des Processes in ein Kloster gethan werde.

2. Second Plaidoyer en Replique sur la validite d'un mariage protestant par Mr. *Troussel.*

sel. Ebendaselbst 1774 in 8. 55 Seiten. Hie kommt er zur Hauptsache, und behauptet, daß die Ehen in der Wüste, nach dem Natur- und römischen Recht nicht allein, sondern auch nach den Aussprüchen der Päbste und Concilien, ja selbst nach den Gesetzen des Reichs, wahre, gültige, in allen Absichten rechtskräftige Ehen sind.

3. Discours de M. *Mazer*, Avocat du Roi, au Presidial de Nismes, dans le cause du Sieur et de la Dame *Roux*. Das Motto ist: Movemur magno numero liberorum, ex eo matrimonio quaesitorum, *Leg.* 57. §. *ult. Digest. de ritu nuptiarum* A Nismes 1774. 41 Seiten in 12. Herr Mazer verwaltet hie das Amt des Wächters der Gesetze. Er legt die Gründe beyder Partheyen vor, und sagt, was die Rechte verlangen, um die Richter zum Spruch über diese wichtige Sache vorzubereiten. Die Sache selbst war folgende.

Eine Protestantin, Tochter eines protestantischen angesehenen Kaufmanns zu Nismes und Ehefrau des Herrn Roux, eines der reichesten Kaufleute an eben dem Orte, hatte acht Jahr mit ihrem Manne in der Ehe gelebet. Eingezogenheit und Sittsamkeit in ihrem Betragen, ein sanftes gefälliges Wesen, stets aufmerksame Güte gegen die Armen, unerbittliche Strenge gegen die feinen Verführer der Unschuld, Zärtlichkeit gegen ihren Ehegatten und ihre Kinder hatten sie zu einem

nem Muster der Mütter und Ehegatten und zum Gegenstande der Hochachtung aller ihrer Mitbürger gemacht.

Nur gar zu oft hängt das Glück unseres ganzen Lebens von einem Augenblick ab. Ein unerwarteter Zufall zündet eine sträfliche Neigung in unserer Brust an. Wir hegen sie, und in kurzer Zeit wird sie eine Flamme, welche unsere edelsten Eigenschaften verzehret, und nichts als Verwüstung und Schaden hinter sich zurückläßt. Madame Roux, die, wie gesagt, sich acht Jahre nach einander bey dem Ruhm einer würdigen Gattin erhalten, geräth während einer Krankheit ihres Mannes, in die Bekanntschaft eines Handelsbedienten. Dieser macht Anschläge auf ihre Tugend. Sie höret ihn an. Eine sträfliche Neigung regt sich bey ihr, und dieser Augenblick wird die Epoche einer Reihe von Handlungen, deren eine immer schändlicher ist als die andre.

Nun hintergeht sie verrätherisch ihren Ehemann, sie beweget ihn, den Gegenstand ihrer unreinen Neigungen und treulosen Mörder seiner Ehre zu sich ins Haus, in seine Handlung, in seine Freundschaft aufzunehmen. Ihre sträfliche Verbindung wird der Stadt bekannt. Freunde erinnern sie; aber vergebens! Sie setzet sich über die Achtung ihrer Verwandten, Freunde und Mitbürger hinaus. Herr Roux wird endlich von dem Gespräche der Stadt benachrichtiget. Er erinnert

nert sie, was sie dem Publico und sich selbst schuldig sey. Ungeheur, antwortet sie ihm mit einem Geschrey, welches die Nachbaren versammlet, es ist wahr, daß ich Dich verabscheue und nicht mehr mit Dir leben will. Man vermittelt die Sache bey dem Ehemann, der noch immer das Ungeheuer zärtlich liebte. Sie aber setzet die schändlichen verrätherischen Verbindungen fort; voll Verzweifelung darüber, daß sie keine Mittel findet, sie zu vollziehen, will sie sich vergiften. Und endlich verläßt sie ihren Ehemann, verläßt ihm vier noch unerzogene Kinder, wovon zwey elend krank waren, und geht in ein Kloster (die Communauté de l'instruction Chretienne.) um von da aus, durch einen Proceß ihre Ehe zu trennen. Es kostet ihr wenig Ueberwindung, selbst die Religion zum Instrument ihrer schimpflichen Absichten zu machen. Gerichtlich erklärt sie also, daß sie ihre väterliche Religion für irrig erkenne, und die wahre, die römische annehmen wolle. Sie erkläret, daß ihre Verbindung mit dem Herrn Roux durch einen protestantischen Prediger nichtig sey; daß sie folglich bisher eine Concubine des Herrn Roux gewesen, daß ihre vier Kinder Bastarte seyn, und verlanget, daß Herr Roux ebenfalls die römische Religion annehme, und ihre sträfliche Verbindung durch die Einsegnung der Kirche solle gültig machen lassen; oder widrigen Falls — (und dieses nicht jenes war es, was sie wünschte) ihre Verbindung für nichtig er-

klåret würde. So ersticket diese unselige Neigung, die man so oft mit dem Namen einer Schwachheit entschuldiget, ja gar mit dem rühmlichen Titel der Zärtlichkeit schmücket, auch die natürlichsten Empfindungen des menschlichen Herzens. Verrätherey, Fühllosigkeit gegen Ehre und Schande, Grausamkeit gegen seine eigene Kinder, Mord; kein Laster, kein Verbrechen ist zu erdenken, dessen auch der beste Mensch nicht fähig wäre, sobald er jener Neigung Gehör giebt.

Nun sieht man also bey dem Untergericht zu Nismes eine Sache, von deren Entscheidung das Schicksal mehrerer Millionen Menschen abhängt. Herr Troussel übernimmt die Sache des Herrn Roux, oder vielmehr die Sache aller Protestanten in Frankreich. Er beweiset * (und welche Schande, daß dies noch in einem gesitteten Lande eines Beweises bedarf) aus dem Natur- und römischen Rechte, aus einer Bulle Benedict des XIV. und dem tridentinischen Concilio, die Gültigkeit der in der protestantischen Kirche eingesegneten Ehen. Sehr ausführlich verbreitet er sich über die Gesetze des Reichs, und zeiget, daß diese keineswegs die Protestanten, sondern blos die Katholiken und Neubekehrten angehn. Freymüthig sagt er, daß die Widerrufung des Edikts von Nantes durch die Ränke der Feinde von Ludewig XIV erschlichen

* Siehe Plaidoyer p. 22. f. und Second Plaidoyer p. 21. f.

chen ist. Und nun schließt er mit einer Peroration die eines Demosthenes und Cicero würdig ist. „Meine Rede ist geendigt, meine Herren! und ich kenne ihre Weisheit zu gut, daran zu zweifeln, daß sie die Bande fester knüpfen werden, welche den Herr Roux mit der Dame, die nun sein Gegenwart ist, vereinigen. Und wie! sollten Sie wohl das Gegentheil thun können? Könnten Sie Schrecken unter mehr als sechsmal hundert tausend Familien verbreiten? Wie meine Herren! diese unter dem glücklichsten Himmelsstrich gelegene und mit Protestanten bedeckte Provinz, diese Landschaft, welche das reizendeste Gemählde der Natur zeigt, und deren fruchtbare Felder den größten Theil ihrer Reichthümer den arbeitsamen Händen der Protestanten schuldig sind; diese Stadt, wo die schönen Künste, die Wissenschaften und die Handlung blühen, und eine ansehnliche Menge von Protestanten unter ihre Beschützer zehlen: dieses Land sollte nichts als ein schrecklicher Aufenthalt des Lasters und Raubes seyn? Alle sittliche Bande sollten zerrissen seyn? Die verhasseten Namen des Concubinats und der Entehrung sollten an die Stelle der Ehen und der Keuschheit gesetzet seyn? So hätten diese Ehefrauen, die nicht sowohl wegen der Reitze schätzbar sind, welche die Natur an ihnen verschwendet, als wegen der tausend Tugenden, womit sie sich gezieret, diese zärtliche Ehegatten hätten durch ihre keusche Umarmungen nur die schändlichen Begierden sträf-

 licher

licher Verführer befriediget? Ich dringe in die Säle des anständigen Ueberflusses. Da sehe ich einen ehrwürdigen Greis, umringet von seinen Söhnen, von ihren Ehegatten und von ihren Kindern; ich sehe, wie sie sich wechselsweise die süßen Namen des Vaters, der Gattin, des Sohnes geben; wie sie in Liebe und Zärtlichkeit weteifern, und Wünsche für die Verlängerung der Tage des Fürsten, und das Glück des Vaterlandes thun. Man erfülle die Forderung der Dame, die unser Gegenpart ist, und lasse ihre Ungerechtigkeit siegen: augenblicklich wird dies ehrwürdige Asyl, dessen Eintracht ich geschildert, mit lauter Unruhe und Thränen, und Geschrey der Verzweifelung angefüllet seyn. Ich gehe unter das Dach des Mittelstandes; ich sehe eine Ehefrau mit einem Kinde an ihrer Brust, welches sie säuget, währender Zeit ihr Ehemann genöthiget ist, durch die stete Arbeit seiner Hände ihr den Unterhalt zu verschaffen. Seitdem sich das Gericht von diesem Proceß in andre Wohnungen der Ruhe verbreitet, ist die Muthlosigkeit mit hineingeführet. Vielleicht machen die Verbindungen gar insgeheim den Anschlag, eine Verbindung zu zerreißen, welche die Armuth zuweilen zu einem lästigen Joch machet: eine Verbindung, welche sie bis dahin mit Ehrfurcht betrachtet, weil Redlichkeit sie geknüpfet; weil, ehe unsere Gegenparthey die Fahne der Zwietracht aufsteckete, sie glaubten, daß eine Verbindung, bey welcher sie Gott zum Zeugen ange-

angerufen, eine unauflößliche Ehe sey. Ich würde das Ende nicht erreichen, wenn ich alle die schrecklichen Folgen entdecken wollte, die aus dem zerstöhrenden System der Gegenparthey entspringen. Sie, Meine Herren! werden es mit Abscheu verwerfen; dieses System, welches die theologische Intoleranz, und die Unwissenheit in den ächten Grundsätzen unseres Rechtes erzeuget. Sie werden zu sich selbst sprechen: Es sind keine französische Gesetze vorhanden, welche die Ehen der Protestanten verdammen; das römische Gesetz hingegen, das in unseren Gerichten gilt, begünstiget sie. Aber, wenn auch alle Gesetze schwiegen: so müssen wir der Billigkeit folgen, die sich in dem Grunde unseres Herzens hören läßt; der Billigkeit, deren Vorschriften eben so verbindlich sind, als die Befehle der Gesetze: so müßten die guten Sitten, ohne welche die Gesetze ihr Ansehn verliehren, die guten Sitten, die so frech durch die Dame Roux verletzet sind, diese müßten uns nöthigen, denen einen Zaum anzulegen, welche sich etwan verleiten ließen, in ihre Fußstapfen zu treten.

O Väter des Vaterlandes beweiset der Nation, die euer Urtheil mit so vieler Ungeduld erwartet, beweiset ihr, daß keine irrdische Betrachtung euch verhindern kann, die Rechte der geschmäheten Natur aufrecht zu erhalten! Erröthet

thet nicht, in dem Richter den Freund der Menschheit zu zeigen! Das Beyspiel eines eurer Könige wird euch schützen, wenn etwann ein Feind der Ordnung und Gerechtigkeit gegen euch auftreten sollte. Um nicht, sagte Ludewig der dreyzehnte in einem Befehle von 1629, um nicht die Ehen zu stöhren, die in Ruhe sind, und unsern Unterthanen nicht Anlaß zu grossen und wichtigen Streitigkeiten zu geben, wollen wir nicht gestatten, daß man die Ehen anfechte, welche durch die Beywohnung vollzogen worden.

So beruhigt euch dann ihr Bürger, die ihr mich höret! Euer Zustand wird künftig auf unbeweglichen Fundamenten gebauet seyn. Und ihr mitleidswürdige Ehegatten, deren Vertheidigung ich übernommen, ihr seyd dem Augenblicke nahe, wo alle eure Wünsche erfüllet werden! Eure väterliche Liebe ängstige sich nicht mehr über das Schicksal eurer Kinder. Denn eure Richter sind im Begrif nach dem schönen Ausspruch zu richten, den die Kayser Markus und Lucius in einem ihrer Rescripte, und in einem, dem unsrigen ähnlichen Falle thaten: Wir sind bewogen, durch die lange Dauer eurer Verbindung, und die Anzahl eurer Kinder, deren Glück wir hiemit befestigen.

„Ja meine Herren! Sie werden das Glück dieser armen Kinder befestigen, die ihnen hier zu

Fuße fallen. Unsre grausame Mutter, sagen sie Ihnen, verläßt uns. Sie alle werden uns würdigen uns als Ihre Kinder aufzunehmen. Ach man nehme uns alles Vermögen, man lasse uns nur diesen unschätzbaren Schatz, den wir besitzen, diesen zärtlichen Vater, der uns liebt. Zuweilen sieht er uns Thränen vergießen und er vermischet damit die seinigen, und mit Entzücken drückt er uns an seine Brust, und ruft: Gott! beschütze meine lieben Kinder! Sie sind meine einzige Hofnung, mein einziges Glück!" „O unsere „Richter! erhalten Sie uns diesen würdigen, „diesen tugendhaften, diesen besten Vater. „So werden wir sie segnen. Und ihr Ur„theilsspruch wird, unter dem Beyfall des „Vaterlandes, von einem Menschenalter zum „andern bis in die entfernteste Nachwelt drin„gen, als ein ewiges Denkmal Ihrer tiefen „Weisheit!"

Verdiente Herr Troussel nicht den lauten Beyfall den ihm mehrere seiner Zuhörer gaben?

Endlich kam die Sache zum Spruch. Die Protestanten eilten zu hunderten herbey, um ihr Urtheil zu hören. Und nun trat Herr Mazer, als Advocat des Königes auf, und hielt eine Rede, um die Richter durch seine Stimme zum Spruch zu bereiten. Wir haben oben ihren Titel angeführt. Sie enthält so, wie die Rede des

Herrn Troussel, einige Meisterzüge. Durchweg herrscht darinn Feindschaft gegen die Intoleranz und Liebe zu den Protestanten. Madame Roux hatte nach der Flucht von ihrem Mann aus dem Kloster, wohin sie sich begeben, ihn durch Gerichtsbediente zur Annehmung der katholischen Religion auffordern lassen. „Unsinnige Frau!" — so apostrophiret Herr Mazer sie darüber — „Ihre Religionsveränderung ist das Werk einer wunderthätigen Gnade, und Sie wollen eben diese Macht, dem Dienst der Gerichtsbedienten beylegen? Warum wollen Sie Gerichtsbediente zwischen Sich und Ihrem Ehemann stellen, wo man nie Jemand anders, als Ihre Kinder sehen sollte? O wenn Sie die Religionsveränderung des Herrn Roux ernstlich begehrten, warum brauchen Sie nicht eben den Mund, mit welchem Sie ihm ewige Treue geschworen?" — Er nennet die Protestanten S. 23. „Ein Volk, welches Ordnung und Frieden liebet, ein Volk, welches mit Eifer das gemeine Beste befördert, welches seine Irrthümer durch seine Tugenden gut machet." — Er erklärt S. 24. daß „die Gesetze, welche man wider die Gültigkeit der Protestantenehen anführet, noch zweifelhaft in ihrer Auslegung seyn;" — und läßt seine Neigung für die Behauptung des Herrn Troussel merken. So gar waget er es, im Angesicht katholischer Richter und einer Menge Zuhörer S. 40. zu sagen: daß „die Protestanten es sind, denen das Haus Bourbon den Thron zu ver-

verdanken hat." — Allein der entscheidende Spruch war zu mißlich. Man konnte die Ehe nicht für gültig erklären, ohne den Hof zu beleidigen, oder wenigstens die mächtige Geistlichkeit, die römische Kirche, in Flamme zu setzen, und man konnte sie nicht vernichten, ohne drey Millionen Menschen zu verdammen. Herr Mazer traf daher die Auskunft, dem entscheidenden Urtheile durch die Bemerkung auszuweichen, daß die Kinder des Herrn Roux dabey interreßirct sind. „Wir verlangen also" — dieß ist seine Stimme — „daß, ehe man in der Sache spreche, vorhero ein Curator durch den Hof bestellt werde, welcher die Sache der Kinder vertheidige." Und so sprach auch würklich das Gericht.

Wir können diese Rede nicht verlassen, ohne den pathetischen Schluß auszuzeichnen. S. 38. f. „Man hatte sich eingebildet, daß Sie heute über die Gültigkeit der Ehen eines zahlreichen Volkes sprechen würden. Schon war dieß Gericht bis in die Felsen der Sevennen erschollen. Schrecken war in aller Herzen. Der Kaufmann hat sein Contoir, der Künstler seine Werkstätte, der Handwerksmann seinen Stuhl, der Landmann seinen Karren verlassen *).

*) Dies war wahr, und es waren würklich aus allen diesen Klassen Personen in dem Gerichtssaal gegenwärtig.

„Bürger! beruhiget euch! die Sache des Herrn Roux ist noch nicht die Eurige; noch setzet sie nicht so wichtige Vortheile aufs Spiel. Noch haben wir nicht die Entscheidung einer Sache zu fürchten, wo man keinen Beweis rühren kann, ohne eine Empfindung seufzen zu machen.

Ruhig und ohne Sorgen kehret zu euren nützlichen Arbeiten zurück. Fahret fort, dem Vaterlande den Tribut eurer Fähigkeiten zu bezahlen. Fahret fort, mit einem vereinigten Arme, die beschwerlichen Furchen zu ziehen, die unsre Felder fruchtbar machen. Fahret fort, unsere Seide zu spinnen, um daraus mit fleißiger Hand jene kostbare Gewebe zu bilden, welche unsere Manufacturen die Bewunderung fremder Länder verschaffen. Unterbrechet nicht den Lauf eurer Speculationen, welche unsere Bequemlichkeiten vermehren, indem sie uns die Reichthümer der neuen Welt verschaffen. Höret nicht auf, jene Denkmahle des Genie und der Künste aufzurichten, die der Religion Ehre machen. Alle eure Dienste werden angerechnet werden dem gerechten und wohlthätigen Könige, dessen neulicher Verlust eine allgemeine Noth ist. Der erhabene Erbe des Thrones Ludwig des Vielgeliebten wird auch der Erbe seiner Tugenden seyn.

Niemalen wird Frankreich es vergessen, daß Ihr zu einer Zeit des Sturms die Säulen der erschütterten Monarchie gesichert habt, daß Euer

Muth

Muth und Eure Treue **Heinrich den vierten**, das Muster der Könige, und seine glorreiche Nachkommenschaft auf den Thron gesetzt, den ihm der Fanatismus streitig machte, **Heinrich den vierten**, dessen Name in den Herzen aller Franzosen die süßeste Empfindung erreget. Aus dem Grunde des Grabes, wo seine Asche ruhet, wachet sein Schatten noch über eure Schicksale - - - Surrexit") (Er ist wieder aufgestanden!)

Hier ertönte der Gerichtssaal vom Händeklatschen der Protestanten. Die französischen Gerichte haben in der Hauptsache noch die Form der Römischen behalten. Viele Processe werden mündlich und bey offenen Thüren geführet. Die Advocaten der Partheyen treten einer nach dem andern auf, und sprechen vor einem zahlreichen Auditorio für ihre Parthey. Hier setzen sie, wie ehedem die Redner zu Rom, alle Künste in Bewegung, um ihrer Parthey den Sieg, und sich den Beyfall der versammelten Zuhörer zu erwerben. Ihre Reden werden sodann gedruckt, und dem ganzen Königreich vorgelegt. Eine Einrichtung, die sehr geschickt ist, große Redner zu bilden, und auch würklich die d'Aguesseau, Loyseau de Mauleon gebildet hat, die man, wenn wir nicht als Schulmeister urtheilen wollen, dem Cicero und Demosthenes an die Seite stellen kann. Mit diesem großen Vortheile haben sie auch alle Nachtheile der römischen Gerichtsform. Die Advocaten

ten zanken sich vor Gericht, sagen sich Injurien, und machen oft ein barbarisches Geschrey, der Kostbarkeit ihrer Processe nicht zu gedenken. Gemeiniglich kostet der Proceß den dritten Theil der Summe, worüber er geführet wird. Und wenn es sich zutrüge, daß jemand über eben dieselbe Summe drey Processe führen müßte, so würde er bey Gewinnung des letztern die ganze Summe verlohren haben.

Solche Lobsprüche, auf die Protestanten an der Gerichtsstätte sogar gesagt, und eine so offenbare Vertheidigung ihrer Ehen und aller ihrer Rechte wiegelte die römische Geistlichkeit auf. Sie griff zu ihren gewöhnlichen Waffen, die Verläumdung, um dadurch ihre Gegner in Gefängnisse auf die Galeeren und Scheiterhaufen zu bringen. Man schrieb alsbald nach Hofe, daß die Protestanten in Languedok einen Aufruhr angefangen, zu Tausenden in die Gerichtsstube gedrungen, daß der Herr Troussel und Mazer an ihrer Spitze und in ihrem Solde seyn, und so weiter. Zu Paris hat man von jeher die Gewohnheit gehabt, auf einseitige Berichte zu sprechen, Lettres de Cachet auszufertigen, über Gut, Ehre und Leben zu entscheiden. Die beiden Advocaten wurden also dahin berufen, und sehr ungünstig empfangen. Allmählig aber klärte sich die Sache auf, das Ministerium änderte sich, und hiemit auch das Hofsystem; und die Herren Troussel und

Mazer

Mazer wurden gnädig entlassen, mit der Erinnerung: Souvenez Vous, que Vous etes Sujèts du Roi tres chretien & fils ainé de lEglise. (Erinnern Sie sich, daß sie des allerchristlichsten Königs und ersten Sohnes der Kirche Unterthanen sind.)

In der That hemmete auch der Hof den ganzen Proceß. Durch eine Cabinetsordre (Lettre de cachet) ward Madame Roux in ein Kloster nach Vienne gebracht; hingegen auf der andern Seite dem Vater die zwey ältesten Kinder weggenommen, und ebenfalls in ein Kloster geführt. Der Advocat der Madame Roux wollte den Proceß fortsetzen, und drang auf den entscheidenden Spruch wider die Ehe. Allein durch einen Befehl des Intendanten der Provinz, und nachmals auch des Hofes, ward ihm Stillschweigen auferlegt, und der ganze Proceß ohne Entscheidung aufgehoben. Die Protestanten sahen dieses als eine stillschweigende Billigung ihrer Ehen, und als den Vorläufer günstigerer Verordnungen an. So müssen diese würdige Menschen es als eine Gnade betrachten, wenn man sie im Besitze der gemeinsten Rechte der Menschheit läßt.

Die Leser dieser Geschichte werden mit uns die Güte Gottes dankbar anbeten, welche uns Ruhe und Sicherheit in unsern Familien und Häusern schenket. Sie werden die freye Religionsübung, und die sanfte Regierung, die sie geniessen,

sen, desto wichtiger schätzen und besser brauchen lernen. Sie werden die Zugänge des Herzens vor den sträflichen Begierden verwahren, die von allen Seiten hinein zu dringen wagen. Nichts ist schwerer abzulegen, als das Laster; und nichts ist leichter zu verlieren, als die Tugend. Sie werden die Intoleranz und jeden Gebrauch gewaltsamer Mittel, die Religion auszubreiten, immer mehr als ein Ungeheuer verabscheuen lernen, welches aus der Hölle abstammet, und durch seine höllischen Geburten die Menschen zu Satanen, und die Erde zur Hölle machet. — Jede Geschichte, die nicht auf einige Weise uns gute Gesinnungen einflößet oder befestigt, ist unnütz, ist unwerth, einen unsterblichen Geist zu beschäftigen.

(Wir vermuthen aus dem rednerischen Schwunge dieses Aufsatzes, und aus dem daraus hervorschimmernden Gefühl für Jugend und Religion, daß der würdige Herr D. Leß in Göttingen Verfasser davon sey.)

Herausgeber.

XVIII.

Von
des berühmten
Johann Harrisons,
Uhrmacher-Arbeiten.

Die öffentlichen Blätter melden uns aus London das am 25. März dieses Jahrs *) erfolgte Absterben des berühmten Harrison, in seinem 84sten Lebensjahre. Dieser Mann war eigentlich, seinem Stande nach, ein Zimmermann, aber von vortreflichem Kopf und schönen mechanischen Einsichten, so daß er durch eigenen Fleiß, sich auf das Uhrmachen legte, und es darinn weiter brachte, als kein kunstmäßig erlernter Uhrmacher vor ihm gethan hat. Nach mehr als vierzigjähriger Arbeit, und nach vielen anderen nicht so vollkommenen Versuchen, brachte er endlich eine Uhr zu Stande, die, weil sie die Zeit so genau als nur möglich ist, hält, der Zeithalter genennt worden; mit dessen Hülfe die Länge des Meeres sich weit genauer bestimmen läßt, als solches noch nie vorher hat geschehen können, wie sich bey verschiedenen Seereisen nach Westindien und anderen Orten gezeiget hat. Es ist mir nicht zuverläßig bekannt,

*) Geschrieben den 15. April 1776.

bekannt, ob Herr **Harrison** vor seinem Tode, die von dem englischen Parlament für seine Erfindung bestimmte Summe von 20000 Pf. Sterling (ungefähr 120000 Rthlr.) würklich bekommen habe, obwohl es gewiß ist, daß er Anspruch darauf gemacht, auch die Hälfte dieser Prämie schon vor einigen Jahren empfangen hat. Denn die andere Hälfte war ihm nicht eher zugesagt, als bis man ausgemacht haben würde, daß seine Uhr in anderen Theilen der Welt, so weit die Schiffarth möglich ist, ebenfalls die Zeit so genau halten würde; und, ob sich dieß so befunden habe, ist mir unbekannt.

Herr **Wilhelm Ludlam**, ein gelehrter Mann, und ein Mitglied von denen, die ausgesetzt sind, die Versuche wegen der Meereslänge zu beurtheilen, (board of Longitude) an den auch **Harrison** insbesondre gewiesen war, um ihm die Gründe seines Zeithalters nachzuweisen, hat von dieser sinnreichen Erfindung einen Aufsatz gemacht, um ihn der **Gesellschaft, zur Untersuchung der Länge** zu übergeben. Er saget darinn *) daß Herrn **Harrisons** Absicht gewesen sey, verschiedenen Mängeln abzuhelfen, die man an gemeinen Uhren findet. Dahin gehöret:

1. daß die Hauptfeder nicht beständig mit gleicher Kraft auf die Räder, und durch sie auf den

*) S. Thomas Hatton's Introduction tho the Mechanical Part of Clock and Wath Work. Lond. 1775. 8.

den Perpendikel würket. 2. daß die Unruhe ihre Schwünge mit größerem oder kleinerem Bogen macht, nachdem sie entweder von einer ungleichen Kraft gezogen wird oder einen ungleichen Widerstand der Luft, des Oels der Reibung zu bezwingen hat. 3. daß diese ungleiche Schwünge nicht in gleichen Zeiten geschehen. 4. daß die Kraft der Unruhfeder durch die Veränderung der Wärme leidet.

Dem ersten Fehler abzuhelfen, läßt Harrison seine Uhr durch eine sehr zarte Hauptfeder in Bewegung setzen, die nur um den achten Theil eines Umgangs abläuft, und nur vermittelst eines einzigen Rades auf die Unruhe würkt. Diese Feder kann aber die Uhr nicht lange in Bewegung erhalten. Er hat daher eine andere Feder hinzugefügt, die jene erste Feder in jeglicher Minute achtmahl aufzieht, und selbst alle vier und zwanzig Stunden aufgezogen werden muß.

Zur Verbesserung des zweyten Fehlers, hat Herr Harrison eine weit stärkere Unruhfeder angebracht, als die gewöhnlichen Uhren haben. Denn wenn die Kraft dieser Feder auf die Unruhe gleichmäßig würkt, indes die Kraft der anderen sich ändert, so wird der Irrthum, der aus dieser Veränderung entspringt, um so viel geringer seyn, um so viel die unveränderte Kraft größer ist. Allein eine stärkere Feder muß auch entweder eine schwerere oder eine größere Unruhe haben; eine

schwerere würde die Reibung vermehren; Herr Harrison machte sie dennoch von größerem Durchmesser. In einer gewöhnlichen Uhr ist sie noch nicht einen Zoll im Durchschnitt, in der seinigen aber zwey und zwey zehntel Zoll.

Wären diese Verbesserungen vollkommen gewesen, so hätte es nicht bedurft, die von der dritten Art in Erwägung zu ziehen. Da aber die beschriebenen Mittel die Irrthümer nur vermindern, aber nicht abhelfen, so hat sich Herr Harrison zweyer Mittel bedient, die Zeiten der Schwingungen gleich zu machen, wenn auch die Bogen ungleich sind. Das eine Mittel ist ein Stift, der so gestellt worden, daß die Kraft der Unruhfeder, wenn sie auf den Stift stößt, verstärket wird, aber weniger verstärkt, wenn die Schwingungen größer sind. Das andere ist in den Lappen (palats) denen er eine solche Gestalt giebt, daß die Räder mit minderer Stärke auf sie würken können, wenn die Schwingungen größer sind.

Den letzten Fehler zu heben, hat Herr Harrison einen Berichtiger angebracht, der aus zwey dünnen Platen, die eine von Meßing, die andere von Stahl bestehet, welche zween Zolle lang, an verschiedenen Stellen zusammen genietet, an dem einen Ende fest sind, und an dem anderen zwey Rückklöbchen haben, durch welche die Unruhfeder geht. Wenn dieser Berichtiger bey temperirtem Wetter gerade gespannt ist, so ändert sich der

Meßing durch die Wärme mehr als der Stahl, dennoch wird die meßingene Seite gehoben, wenn es wärmer, und die stählerne, wenn es kälter wird, und auf diese Art kommen die Rückklöbchen nach Verschiedenheit der Wärme von selbst in einer anderen Lage der Feder, und diese wird dadurch auf eben die Art verkürzt oder verlängert, wie in den gewöhnlichen Uhren durch die angebrachten Rückklöbchen.

Ein jeder guter Uhrmacher, der die Freyheit hätte, die Harrisonsche Uhr zu besichtigen, und aus einander zu legen, und die Werkzeuge hätte, deren sich dieser sinnreiche Erfinder bediente, auch wüßte, was dieser Mann für Regeln bey der Verfertigung beobachtet hat, würde ohne Zweifel die beyden ersten Verbesserungen leichtlich genau nachmachen können. Auch die Lappen nach der neuen Gestalt könnte er verfertigen; allein für die übrigen Verbesserungen hat Harrison keine Regeln angegeben. Er sagte, er berichtigte diese Stücke durch wiederholte Versuche. Dazu scheint Geduld und Beharrlichkeit erfordert zu werden, deswegen dürfen aber andere Künstler nicht an eben so glücklichem Erfolge als Harrison hatte, verzagen. Man hat gar keine Ursache zu argwohnen, daß Herr Harrison aus dem geringsten Theil seiner Kunst sollte ein Geheimniß gemacht haben. Herr Ludlam setzt aber hinzu: ich muß dennoch gestehen, daß meines Bedünkens nach der

Nutze und Vortreflichkeit dieser Machine nur durch künftige Erfahrung kann bestimmt werden.

Es ist ganz besonders, daß Herr Harrison sein ganzes Uhrwesen auf einen Satz bauet, der einer unter Gelehrten und Künstlern sicher angenommenen Meynung, grade entgegensteht; denn er nimmt als ausgemacht an: daß die größeren Schwünge der Unruhe, welche von der nehmlichen Feder angezogen wird, in kürzerer Zeit geschehen, als die kürzeren Schwünge eben der Unruhe. Dagegen hat man bisher geglaubt, daß die kürzeren Schwünge in kürzerer Zeit vollbracht würden. Harrison hat schon in England Nachfolger in dieser seiner Meynung, allein es kömmt mir vor, daß, wenn Harrison diesem seinem Grundsatz etwas Gutes zu danken hat, so sey das ein blosser Zufall, indem es, so viel es mir itzt scheint, nicht möglich ist, daß sein Grundsatz richtig seyn kann. Aus vorläufigen Gründen wird er sich wohl schwerlich beweisen lassen, und gründet er sich, wie man fast denken sollte, auf bloße Versuche mit verschiedenen Uhren, so ist darinn sicherlich ein Irrthum, er liege, wo er wolle, oder es müßte folgen, daß das größere Rad eines Wagens geschwinder umlaufe, als das kleinere. Dem sey nun aber wie ihm sey, so hat Harrison doch seinen Zeithalter zu Stande gebracht, und was und wie derselbe nutze auf dem Meere die Länge des Schifs zu finden, das hat er selbst in einer kleinen

kleinen gegen Hrn. Maskelyne gerichteten Schrift also ausgeführt:

Die Länge eines Ortes ist dessen östliche oder westliche Entfernung von einem anderen gegebenen Orte, und was uns bisher gemangelt hat, ist eine Art auf der See zu finden, wie weit wir von dem Ort, wo wir aussegelten, nach Osten oder Westen gekommen sind. Der Gebrauch eines Zeithalters, um dieß zu finden, gründet sich auf folgende Sätze. Die Oberfläche der Erde wird durch eingebildete Linien, die von Norden nach Süden gezogen werden, in 360 gleiche Theile, welche Grade der Länge genannt werden, getheilt. Die Erde verrichtet ihren täglichen Umlauf um ihre eigene Achse in 24 Stunden; dem zufolge kommt während dieser Zeit eine jede von diesen eingebildeten Linien oder Graden nach und nach der Sonne grade einmahl gegen über zu stehen, wo denn bey jeglichem dieser Grade Mittag oder die eigentliche genaue Mitte des Tages ist. Hieraus folgt, daß von dem Augenblick da die eine von diesen Linien grade unter der Sonne weggeht, bis zu demjenigen, da die andere nächste Linie darunter kommt, genau 4 Minuten vergehn müssen; denn dieß kommt heraus, wenn man die 24 Stunden durch 360 theilt. Mit jedem Grade demnach den wir westwärts segeln, werden wir immer vier Minuten später Mittag haben; und mit jedem Grade der Länge, den wir Ostwärts segeln, wird

es bey uns vier Minuten früher Mittag seyn; und so nach Verhältniß mehr oder weniger. Nun sind wir aber im Stande durch wohlbekannte und leichte Beobachtungen an der Sonne, wenn sie sich auch nur auf einige Minuten blicken läßt (es sey zu welcher Tageszeit es wolle, von dem Augenblick da sie zehn Grade hoch steht bis auf eine Stunde Nachmittags, oder von Einer Stunde Nachmittags bis dahin, da sie im Untergehn nur noch zehn Grade hoch ist) die Stunde, Minute und Secunde des Tages, an dem Orte, wo wir sind, zu bestimmen. Wenn uns demnach nur zu der Zeit, da wir diese Beobachtung machen, irgend ein Zeithalter anzeigt, was es in eben diesem Augenblick an dem Ort, wo wir aussegelten, die Glocke ist, so haben wir unsere Länge gefunden. Zum Beyspiel, wenn eine Uhr oder genauer Zeithalter bey der Abfahrt eines Schiffes aus Portsmouth ganz genau nach der Zeit gestellt wird, die es an diesem Orte ist, gesetzt es sey 12 Uhr, so kann man auf dem Schiffe, wenn es einige Tage gesegelt hat, durch die Beobachtung finden, wenn es Mittag oder 12 Uhr ist, da die Sonne an dem Orte, wo das Schif liegt, grade in den Mittagskreis gekommen ist; gesetzt nun, daß nicht ein einziger Mann auf dem Schiffe wüßte, ob das Schif Ost- oder Westwärts gesegelt wäre, sie haben aber einen Zeithalter mit an Bord, der ihnen anzeigt, wenn es an dem Ort, wo sie abreiseten 12 Uhr ist; und gesetzt ferner, daß ihnen dieser

Zeithalter halb eilf Uhr zeigt, in dem Augenblick, da sie nach ihrer Beobachtung Mittag haben, so ist der Unterschied dieser Zeiten anderthalb Stunden oder 90 Minuten, welches durch 4 getheilt, 22 und ein halben Grad zum Unterschied der Länge giebt. Ob das nun eine Entfernung nach Osten oder Westen ist, das zeigt die Uhr, weil bey ihr noch nicht Mittag ist; daher das Schif um so viel weiter nach Osten muß gesegelt seyn, als die Mittagszeit oder 12 Uhr auf dem Zeithalter entfernt ist.

Gesetzt, die an Bord genommene Uhr wäre bey der Abfahrt 12 gewesen, und nach einigen Tagen Segelns fände man durch Beobachtung, daß es an dem Orte, wo das Schif liegt, eben so viel an der Zeit wäre, als die Uhr anzeigt, so muß das Schif entweder noch an eben dem Orte oder unter derselben Mittagslinie liegen, mit dem Orte, wo es absegelte. Woraus der Nutzen einer guten Uhr sattsam erhellet.

XIX.

Aufsätze eines Bruders Lustig.

Geschrieben in dem Gefängniß der königlichen Bank in London.

(Aus dem Englischen übersetzt.)

Ich habe für meine Thorheiten und Ausschweifungen hart gelitten, und thue itzt dafür Buße, auf eine Weise, die mir sehr unangenehm ist, denn diese Art der Sicherheit meiner Person, will mir gar nicht behagen. Ich bin ein so feuriger Liebhaber der Freyheit, als der biedermannische Engländer nur seyn kann. Indessen glaub ich, bin ich genugsam im Stande, meinen Brüdern Lustig und Brüder Feuerbränden, eine heilsame Lehre zu geben; vielleicht kommt dieser Aufsatz zufälliger Weise einigen von ihnen in die Hände, und sie werfen ihre Augen darauf, indeß sie ihren Kaffee schlürfen. Da wünsche ich dann, daß sie möchten ermuntert werden, einige wenige Hauptirrungen in ihrer Aufführung zu bessern; sonst wo sie solche nicht berichtigen, werden sie dadurch in eben die misliche Umstände gerathen, die ich erfahren habe, und werden aller Wahrscheinlichkeit

lichkeit nach in die traurige Lage versetzt werden, die itzt mich ängstiget, und die mir von Tage zu Tage, durch die lebhafte Zurückerinnerung und die Stachel des Gewissens unerträglicher wird.

Ich bin einer von denen Unglücklichen, die durch guten Wohlstand zu Grunde gerichtet werden. — „O glänzender Ruin, Du Pfleger der Leidenschaften, Du Verbanner der Tugend! Du Ungeheuer, das sich selbst zu Grunde richtet, blind bist Du, und reißest doch die Augen der Vernunft aus, die deine Führerinn seyn sollte. Stürzest dich dann in den unbewußten Abgrund, und bist nicht mehr."

Eine Stelle aus dem Trauerspiel, die Belagerung von Damaskus betitelt! Sie hat mir allemal auf der Bühne und in meinem Gemache das Herz getroffen; und unzähliche male habe ich sie wiederholt, seitdem ich in diesen beschwerlichen Mauren eingeschlossen bin. Sie hat mich hier ungleich mehr gerühret, als je in meinem Leben, weil ich die Richtigkeit dieses Ausdrucks des Dichters nur gar zu stark an mir selbst wahr befinde.

Aber zur Sache. Ich bin der unwürdige Sohn eines so würdigen Mannes, als je gelebt hat. Er war ein wohlhabender und glaubhafter Kaufmann in einer von London siebenzig (engl.) Meilen entlegenen Stadt, der Willens war, mich mit zu seinen Geschäften aufzuziehn; da aber der

Oberprediger (Rector) des Kirchspiels ihn versicherte, daß ich Fähigkeiten hätte, die in einem Kramladen so gut wie vergraben seyn würden, so rieth er vielmehr, mich bey einem seiner gelehrten und geschätzten Freunde, der nicht weit davon wohnte, erziehen zu lassen.

Ich blieb bey diesem gelehrten Manne einige Jahre, und ward darauf nach Oxford geschickt, meine Studien zu vollenden, denn mein Vater war sehr wohl im Stande, alle academischen Kosten an mich zu verwenden.

Ich erwählte mir zu academischen Freunden einige junge Leute, die vornehmer und reicher Männer Söhne waren. Durch den Umgang mit ihnen, bekam ich solche Begriffe von Lebensweise, daß ich von Jahr zu Jahr, die Summe, die mir mein Vater zugestanden hatte, überschritt. Doch war er so gütig, daß er mir mit vieler Großmuth das Fehlende ersetzte, und mir wegen voraus aufgenommener Gelder, wodurch ich meine Schulden bezahlt hatte, niemalen die geringsten harten Vorwürfe, vielweniger bittere Verweise hätte geben sollen; er hielt mir bloß in den zärtlichsten Ausdrücken vor, daß ich nicht wirthlich genug wäre, und gab mir die liebreichsten Erinnerungen wegen meiner künftigen Aufführung, wovon, wie er allemal hinzufügte, meine künftige Glückseligkeit oder Unglückseligkeit in starkem Maße, wo nicht gänzlich abhangen würde. Dem ohngeachtet —

ich

ich muß mich schämen, es niederzuschreiben — dennoch, wünschte zu hören, daß dieser liebreiche, zärtliche, edelmüthige Vater todt wäre, damit ich nur seine Reichthümer erbete, und alle diese Ergötzungen, für die mir meine ausschweifende Freunde einen so überwiegenden Geschmack beygebracht hatten, in rechter Fülle genießen könnte. Ohne Streit war mein Wunsch ein Verbrechen, und nicht einmal staatsklug, denn da mein Vater ein großes alljährlich beylegte, so mußte ich ja desto mehr erben, je länger er lebte — Indessen kam mein Wunsch bald zur Erfüllung. — Aber ach! wie bin ich für meine kindliche Unempfindlichkeit, für meine kindliche Undankbarkeit so hart bestraft worden.

Ich war grade zu meinen mündigen Jahren gekommen, als mein Vater starb, und gelangte sogleich zum Besitz der ganzen Erbschaft, die er mir hinterließ; und nie werd' ich es vergessen — obwohl ich nie anders als mit Scham daran denken kann — nie werd' ich es vergessen, welche unaussprechliche Freude mich belebte, als ich auf einen einzigen Bankzettel funfzehntausend Pfund Sterling (90000 Rthlr.) empfieng. Eine Summe, die vielleicht nie in die Hände eines Mannes hätte fallen können, der weniger im Stande war, sie zu Rath zu halten; und ich kann mit Wahrheit sagen, daß diese Erfüllung meiner Wünsche — (denn Niemand glaube doch), daß Reichthum

und

und Glückseligkeit gleichgültige Worte seyn) — der Grund aller meiner nachfolgenden Fehlschlagungen und Kümmernisse war.

Ich schlug meine Wohnung im sogenannten Tempel, oder dem Collegio der Sachwalter auf. Hier ließ ich allen meinen Begierden ihren vollen Lauf, und befriedigte alle meine Leidenschaften. Frey wie die Luft und von keinen Einschränkungen umgränzt, dachte ich auf nichts, als nur wie ich die Flucht der Zeit beflügeln, und das Nachdenken, sich mir nicht aufzudrängen, verhindern könnte; denn dann und wann, wenn ich in einer üblen Verdauungsstunde, auf Träumereyen verfiel, wurde ich beständig von gewissen schmerzhaften Bewegungen gequält, die aus dem Bewußtseyn entstanden, daß ich auf der Bühne des Lebens, eine verächtliche, wo nicht sträfliche Rolle spielte. Unterdeß waren meine Träumereyen nicht häufig, denn ich blieb selten allein. Wie unglücklich ist der, der an sich selbst keine Gesellschaft findet!

Ich fahre aber fort! Ich tanzte, trank, spielte, und führte meine Liebesstreiche mit einer Schlauigkeit aus, die mir tagtäglich mehr Ansehen bey denen erwarb, die Tanzen, Trinken, Spielen und Liebesstreiche für Hauptergötzlichkeiten halten; und die lustige Welt beyderley Geschlechts gestand mir die Ehre zu, ein feurigerer Bursche zu seyn, als einer in London. Mein

Um-

Umgang ward begierig gesucht, meine Lebhaftigkeit heiterte jede Gesellschaft auf, wo ich erschien, und meine Freygebigkeit ward bis in den Himmel erhoben. Ich hörte die Schmeicheleyen nur zu gerne, und die Lobeserhebungen, die ich über mein munteres Betragen bey allen Gelegenheiten einärntete, waren meinen Ohren überaus angenehm. Zum öftersten aber mußte ich sie gar zu theuer bezahlen, denn viele von meinen Schmeichlern, die sich meine Gefälligkeit, wo nicht vielmehr die Schwäche meines Verstandes zu Nutze machten, zogen mich so in ihr Netz, daß ich für ihre Schulden haftbar war, als sie sich vor ihren Schuldherren unsichtbar gemacht hatten. Die Summen, die ich thörichter Weise vorgestreckt habe, solche Leute vom Kerker zu retten, die wegen ihrer ruchlosen Lebensart den Galgen verdient hätten, fallen mir ins Gedächtniß, und verweisen mir meine gutgemeinte aber schlecht überlegte Freygebigkeit; aber an einen Mann, von dessen Redlichkeit ich die vortheilhafteste Meynung hatte, und den ich mit meinem Gelde aushalf, kann ich nie ohne den äußersten Verdruß gedenken.

Harry Freelove bewohnte Zimmer, die in dem nehmlichen Stockwerk mit den meinigen lagen. Wir waren eher, als wir so nahe wohnten, bekannt mit einander gewesen, unsere Nachbarschaft aber stärkete unsre Vertraulichkeit. Als Gesellschafter betrachtet, war er gewiß das aller-

ange-

angenehmste Geschöpf, mit dem ich je Umgang gehabt, und da wir einerley herrschende Leidenschaften hatten, so waren wir zum öftersten mit einander in den nehmlichen Gesellschaften, und auf einerley Lustgelagen. Er besaß viele liebenswürdige Eigenschaften; er war ungemein gutmüthig und freygebig, und so einschmeichelnd in seinem Betragen, daß Personen beyderley Geschlechts seinen Umgang suchten; und das Frauenzimmer hielt ihn würklich für einen bezaubernden Burschen, denn er hatte viele verstrickende Vollkommenheiten, die er meisterlich zu seinem äussersten Vortheil wußte sehn zu lassen.

Wir lebten einige Jahre zusammen in der vertrautesten Freundschaft, die sich durch die Länge der Zeit, mehr zu stärken als zu schwächen schien.

Einen Morgen trat er mit schwermüthigen Blicken in mein Gemach, warf sich in den Lehnstuhl, und saß mit Armen queer über die Brust in einander geschlungen, als ein lebendiges Bild der Verzweifelung.

Man kann leicht denken, daß ich ihn nicht lange so sitzen ließ. Ich stand auf, ging zu ihm, faßte seine Hand, und bat ihn aufs dringendste mir zu sagen, was ihm begegnet, und warum er so ungemein niedergeschlagen wäre?

Ich bin zu Grunde gerichtet, antwortete er, indem er vom Stuhle aufsprang und wild in dem Gemach auf und nieder ging.

Zu Grunde gerichtet! sagte ich, und war nicht wenig erstaunt, da ich immer geglaubt hatte, daß er in ungemein guten Umständen wäre.

Ja — versetzte er und hielt plötzlich inne; eine einzige unglückliche Karte hat mich um alles gebracht, was ich auf der Welt hatte — Mein Verlust ist unersetzlich.

Vielleicht nicht — antwortete ich, vielleicht steht es in meinem Vermögen, ihn zu ersetzen.

Es steht, warlich es steht in Ihrem Vermögen, mein theurer Fränkly — aber das kann ich nun doch keinesweges verlangen, daß Sie ihr Vermögen angreifen sollten, um meine Thorheit zu bezahlen — Ich kenne Ihre freundschaftlichen Gesinnungen zu gut, als daß ich einen Augenblick an Ihrer Bereitwilligkeit zweifeln sollte, mir im Fall der Noth auf einige Zeit mit Ihrem Gelde zu dienen; aber nunmehr bin ich so weit herabgebracht, daß ich nicht wagen darf, Ihren Beystand zu wünschen, denn ich habe gar nicht die geringste Hofnung, daß ich je im Stande seyn sollte, Ihnen meine Schulden abzuzahlen — Verdammtes Aß! — ach verdammtes Aß — Doch was haben die Karten Schuld — ich muß mich selbst, meinen unverzeihlichen Geitz muß ich verfluchen — Ich verdiene den Streich, der mich zu Grunde gerichtet hat; warum war ich nicht mit denen Vortheilen zufrieden, die ich schon über

meinen

meinen Gegner gewonnen hatte? — Die Hofnung machte mich übermüthig, ich spielte drauf los, ich hofte meinen Gewinnst zu verdoppeln, ich bin mit Recht dafür bestraft worden, daß ich mich an dem nicht begnügte, was ich hatte. —

Er sprach diese Worte mit einem Tone, der alle Angst seines Herzens ausdrückte, und begleitete sie mit Geberden, aus denen man ebenfalls seine Quaal lesen konnte! Als er ausgeredet hatte, ergriff er meine Hand, sahe mich mit wilden Blicken und verzweiflungsvollen Augen an, und sagte mit der feyerlichsten Stimme: Lebe Wohl Karl — ich sehe Dich nie wieder. —

Darauf ging er nach der Thüre. —

Ich fühlte das aufrichtigste Mitleiden mit seinem Zustand, und da ich würklich aus seinen letzten Worten schloß, daß er in der Verzweifelung hinginge, sich das Leben zu nehmen, so faßte ich ihn beym Rocke, und bat ihn aufs dringendste mich nicht zu verlassen, bis er sich erklärt hätte, was er damit meinte.

Er wandte sich kurz und sagte zu mir in schnellem Ton: „Hab' ich Ihnen nicht gesagt, daß es mit mir aus ist?“

Das haben Sie — versetzte ich, aber lassen Sie sich bewegen lieber Harry, niederzusitzen, sich zu beruhigen, und mir einige Umstände von Ihrem Unglück zu erzählen, die ich noch nicht weiß.

Nach

Nach vielen Bitten und Dringen brachte ich ihn endlich so weit, daß er sich niederließ; es währete aber lange, ehe er nur ein wenig zur Ruhe kam, und noch länger, bevor ich ihn überreden konnte, mir sein Herz zu eröfnen und mir zu entdecken, wie seine Sachen eigentlich stünden.

Endlich nach einem, wie es mir vorkam, sehr ernstlichen Kampf in seiner Seele, zwischen Stolz und Beschämung, erklärte er, daß er zweytausend Pfund Sterling (12000 Thlr.) verlohren, und daß die einzige Guinee, die er in der Tasche hätte, sein ganzes Vermögen wäre.

Da Harry, seitdem ich ihn gekannt, allemal auf den Fuß gelebt hatte, als ob er jährlich 6000 Thaler ausgeben könnte, so erstaunte ich nicht wenig, daß der Verlust, den er so bitterlich beklagte, ihn mit einmal hätte arm machen können. Allein mein Erstaunen verschwand, dagegen ward das Mitleid bey mir rege, als er mir erzählte nach was für einem Plan er seine Lebensart eingerichtet, da er zum Besitz von sechszigtausend Thalern gekommen war. Er hatte jedes Jahr sechstausend davon aufgehen lassen, um dadurch nach einem Vermögen zu angeln, das seiner Ehrsucht angemessen wäre, und falls ihm dies fehlschlüge, wollte er mit den letzten sechstausend, die noch besonders in die Bank niedergelegt waren, eine Leibrente kaufen, und von deren Nutznießung den

Ueberrest seiner Tage in der wohlfeilesten Gegend Englands beschliessen.

Ich misbilligte sein Verfahren gar sehr, hatte aber auch mit seinem Zustande Mitleiden, und weil ich glaubte, daß er würklich eine gute Art von jungen Menschen, obwohl ein wenig verkehrtkopfs wäre, auch nicht wollte, daß er durch die Verzweifelung getrieben werden sollte, eine rasche That gegen sein Leben zu wagen, oder auch durch unerlaubte Mittel sich Lebensunterhalt zu verschaffen: so gab ich ihm Versicherung, daß ich ihm in wenigen Stunden seinen ganzen Verlust ersetzen würde.

Er weigerte sich sehr lange, meine Erbietung anzunehmen; endlich aber gab er meinen wiederholten Bitten nach, versicherte mich, daß ich sein bester Freund wäre, den er auf der Welt hätte, und versprach nicht nur allezeit dafür auf die dankbareste Art erkenntlich zu seyn, sondern auch zuverlässig die Summe, die ich ihm gab, denen wohlthätigen Händen, von welchen er sie empfangen, wieder zuzustellen, woferne er je wieder Herr von so vielem Gelde würde.

Seine Versprechungen waren heiß, aber nicht aufrichtig, wie der Verfolg ausweisen wird.

Kaum hatte er mich verlassen, und die Bankzettel, die ich ihm gewissermaßen aufgedrungen, mit sich genommen: so meldete mir mein Bedien-

ter

ter einen etwas ältlichen Herrn, der ein Wort mit mir zu sprechen begehrte.

Ich hieß ihn alsbald hineintreten.

Bey seinem Eintritt gerieth ich in keine kleine Verwirrung; ich erkannte einen alten Freund meines Vaters, der mir damals als ich meine väterliche Erbschaft empfing, viele heilsame Lehren auf den Weg gegeben hatte — die aber auf mich nicht den geringsten Eindruck machten, ja vielmehr mich so aufbrachten, daß ich einen ungeziemenden Widerwillen blicken ließ, und den Umgang auf so eine verachtungsvolle Art abbrach, daß ich nie erwartet hatte, durch seinen Besuch beunruhigt zu werden.

Er trat mich mit einem Wohlwollen in seinen Blicken an, daß ich über und über roth ward. Ich mache keine Entschuldigung, sagte Herr Worthy, daß ich Sie störe, obwohl ich aus ihrem Betragen gegen mich, nach ihres ehrwürdigen Vaters Tode, voritzt genungsame Ursache habe, zu befürchten, daß ihnen mein Besuch gar nicht willkommen seyn werde.

Lieber Herr — werther Herr! — antwortete ich mit Stammeln — ich bitte setzen Sie sich.

Allein lieber Herr Frankly — (fuhr er fort und nahm einen Stuhl) — die Wahrheit ist: ohngeachtet sie mir so begegneten (wiewohl ich das erwähne, ohne Ihnen im geringsten Vorwür-

se machen zu wollen,) — so habe ich doch viel Hochachtung sowohl für meinen alten Freund, dessen Andenken mir ewig theuer seyn wird, als auch für Sie. Ich kann es daher nimmermehr zugeben, daß Sie so unverantwortlich sollten hintergangen werden, von einem Manne, der unter der Larve der Freundschaft, Ihnen heimtückischer Weise die boshaftesten Streiche spielt, die in seiner Macht stehen, und der Sie, wo sie nicht von Stund an, allen Umgang mit ihm abbrechen, in verdrüßliche Umstände bringen wird, wo weder er noch ihre übrigen Zugesellten Ihnen den geringsten Beystand leisten werden; denn, glauben Sie mir auf mein Wort, es ist eine Bande der verruchtesten Kerls von der Welt — und hüten Sie sich insbesondre vor Herrn Freelove. —

Was! Mein Herr! Herr Freelove? — unterbrach ich ihn hitzig.

Ja! Mein Herr! antwortete er; er ist es vornehmlich, den Sie meiden müssen, wo sie nicht wollen zu Grunde gerichtet seyn. —

Ich gerieth in Erstaunen, als mir darauf Herr Worthy, verschiedene Abentheuer aufzehlte, die ich mit meinen lustigen Brüdern bestanden, und die in der That mein Vermögen und meine Gesundheit gar sehr geschwächt hatten. Ich konnte unmöglich errathen, wie er zu der Bekanntschaft mit allen diesen meinen Kameraden und ihren

Strei-

Streichen käme; wunderte mich aber noch mehr, als er mich aufs feyerlichste versicherte, daß Freelove vor allen am geschäftigsten gewesen wäre, beydes meine Gesundheit und meinen Beutel auszuleeren.

Ich erstarrete, als ich diese Nachrichten hörete, die dem guten Namen meines Freundes so nachtheilig waren, und an dem mein Herz so fest hing, daß ich zwar einsahe, die Nachrichten, die Herr Worthy von den vornehmsten Oertern unserer Schwelgereyen und Unzuchtsgelagen hatte, bey denen ich tief verstrickt gewesen, seyn vollkommen richtig und wahr; aber mich auf keine Weise überreden konnte, daß mein Freund ein Mitwerkzeug gewesen, zu den Verlusten die ich darinnen litte, und zu den Krankheiten, die ich daraus mitbrachte.

Kurz, als Herr Worthy seine Ermahnungen von neuem anhub, ward auch mein Unmuth wider ihn aufs neue gereitzt, und mit einiger Spitzfündigkeit, mit Verachtung vermischt, bat ich ihn, sich keinen Schulmeisterton über mich anzumaßen, wozu er auf keine Weise berechtiget sey. In dem Augenblick befahl ich meinem Bedienten, die Thüre aufzumachen.

Herr Worthy, ließ sich weder durch meine Hitze noch durch meine spitzigen Worte aus seiner Fassung bringen, sondern stand mit eben so vieler

Gleichmüthigkeit auf, als womit er sich gesetzt hatte, und mit eben der Art, wie er mir einen guten Morgen geboten hatte, wünschte er mir auch zum Abschied eine andere Denk- und Handelsart. Als ich mich wieder ein wenig erhohlte, (denn kein Besuch hatte mich je stärker beunruhigt) begann ich meine Uebereilung zu bereuen. — Gewiß, sagte ich zu mir selbst, weiß doch Herr Worthy sehr viel von meinen Angelegenheiten, er habe sie erfahren wie er will, und aller Wahrscheinlichkeit nach, sind ihm die Umstände meiner Freunde nicht ganz unbekannt. Vielleicht hätte ich manche nützliche Nachricht erfahren, wenn ich ihn angefrischt hätte so viel zu erzählen, als er schien mittheilen zu wollen — wüßt' ich nur wo er anzutreffen, wollt' ich doch jetzt gehn und ihn aufsuchen.

Indeß ich so mit mir selber sprach, platzten einige meiner lustigen Brüder in mein Gemach, und erstickten mit ihrem Gelerm alle die Gedanken, welche mir zu Kopfe gestiegen waren, ehe sie zu mir kamen. Ihr Geschäfte war, mich auf denselben Abend zu besprechen, damit ich ihnen hülfe ein neues Possenspiel auszischen, worin der Verfasser, wie sie erfahren hatten, unsere liebenswürdige Bande sehr rauh behandelt hätte, und daher mit Recht verdiente, daß sein Stück unterdrückt würde. Ich nahm gar bald sehr angelegentlich Theil an dem was sie mir erzählten, und

ver-

versprach — (denn wozu verführt uns nicht der Partheygeist) — sie im Shakespears Kopf zu treffen, von da wir zusammen nach dem Schauspielhause wandern wollten.

Wir kamen, wir sahen, wir triumphirten. Ich konnte aber die Früchte des Sieges nicht genießen; denn meine ganze Seele war auf ein feines junges Mädchen geheftet, die ich in dem Schauspielhause zum erstenmal sahe, und die nach der Unschuld ihrer Blicke und dem ziemlich bäurischen Anstande, auf dem Lande erzogen und zuvor nie in London gewesen zu seyn schien. Wenigstens mußte sie nie ein Schauspiel besucht haben, noch in einer so glänzenden Versammlung gewesen seyn; denn sie war den ganzen Abend in der äussersten Verlegenheit, und wußte nicht, wo sie ihre Augen lassen sollte, indem ihre Schönheit aller Anwesenden Bewunderung auf sich zog. — Es war Niemand mit ihr, als eine alte Dame von ehrwürdigem Ansehn, die eben so ausser Fassung zu seyn schien als ihre Gefehrtin; und ich habe in Wahrheit noch nie ein Paar Frauenzimmer an so einem Orte, in so einer Verwirrung gesehn.

Während des Hauptstücks — er war Johanne Shore, — bezeigte das jüngere Frauenzimmer sehr viel Empfindsamkeit, denn in dem anziehendesten Auftritten, wurde sie ungemein gerührt. Ihre Empfindsamkeit bezauberte mich, aber

aber — soll ich die Wahrheit gestehn? — rührte mich zugleich so, daß — denn so ein Bösewicht war ich — daß ich beschloß, sie mir zu den schändlichsten Absichten zu Nutzen zu machen.

Als endlich das Possenspiel anfing und wir nun unsern verabredeten Lerm anhuben, ward die liebe Unschuld so erschreckt, daß sie in Ohnmacht fiel: allein mit Hülfe der Dame die mit ihr war und eines Herrn, den ich von Grund meines Herzens beneidete, daß er zum Glück so nahe bey ihr stand, kam sie in kurzem wieder zu sich.

Sobald wir nur in dem Parterre unsere Absicht erreicht hatten, wandte ich alsbald vor, daß mir ein plötzlicher Schwindel anwandelte, indem ich in dem Schauspielhause, das übermäßig voll war, eine schreckliche Hitze ausstände. Meine Freunde verließ ich, daß sie, wenn sie wollten, bis zu Ende des Spiels bleiben könnten, versprach ihnen aber, zufolge unserer Abrede, im Shakespears Kopf den Abend mit ihnen zuzubringen, woferne ich mich nur durch Genießung der Luft soweit erhohlen könnte, daß ich Lust bekäme, in Gesellschaft zu seyn. Darauf eilte ich, so geschwinde ich konnte, in die Loge, wo die schöne Unbekannte war, die mich so mächtig bezaubert hatte.

Als ich die Treppe hinangestiegen war, machte ich mich an ein Pomeranzenhändlermädchen, gab ihr die nöthigen Anweisungen, sich nach der

blühen-

blühenden Landschöne zu erkundigen, auf deren näheren Anblick ich — weil es mir nicht möglich war, zu ihr hinein zu kommen — mit einer Ungeduld, die nicht zu beschreiben ist, und kaum auszustehen war, aussen wartete.

Das Mädchen kam bald wieder zurück, meine Neugier aber ward nicht befriedigt. Es blieb mir demnach nichts übrig, als zu warten, bis mein Engel und ihre Muhme, oder Mutter, oder Großmutter, denn auch dazu schien sie veraltert genung, aus der Loge kämen, und dann durch Wachsamkeit auszuspähen, in welchem Viertel der Stadt sie wohnten?

Ich sah sie endlich in eine Miethkutsche steigen und hörte die alte Dame den Kutscher befehlen, nach der Bondstraße, zu einer benannten Putzhändlerin zu fahren, mit der ich zu meinem Glücke bekannt war. Den ehrlichen Kutscher, als er den Schlag zugemacht hatte, winkte ich hinter Wagens, steckte ihm was redliches in die Hand, und überredete ihn, zwey bis dreyhundert Schritte vor dem Hause der Frau Trolly zu halten, und einen Riemen oder Strick der Kutsche abzuschneiden, oder wo sich das nicht thun liesse, auf ein anderes Fahrzeug anzufahren, und ein Rad zu zerbrechen, damit die Damen in Schrecken geriethen, und ich alsdann bey der Hand wäre, sie nach ihrer Wohnung zu führen. Denn ich zweifelte nicht, wenn ich mich auf so günstige

Weise bey ihnen eingeführt hätte, daß ich schon Gelegenheit finden würde, mir näheren Zutritt zu verschaffen, und am Ende mit Hülfe meiner eignen Verführungskünste (wobey ich oben drein nicht wenig auf der Putzhändlerin Vermittelung rechnete) zum Genuß meiner Begierden und Wünsche zu gelangen.

Der Kutscher führte die goldene Lockspeise mit Vergnügen zur Tasche, versicherte mich mit der aufrichtigsten Betheurung, er wolle thun, was ich ihm geheissen, und bekräftigte seine Zusage mit einem der schrecklichsten Eide, den ich je gehört habe.

Mit einmal fing der Kutschkasten an nach der linken Seite zu wanken, und, wie ich es vermuthet hatte, gerieth das Frauenzimmer in Schrecken. Gleich war ich am Schlag, riß ihn auf, fluchte aufs entsetzlichste auf den Kerl und sein elendes Fahrzeug, und bot der alten Dame meine Dienste an. Sie dankte mir über die Maße für meine Gütigkeit, bat aber, zuförderst für ihre Nichte zu sorgen; „denn“ sagte sie — „an mir ist nichts gelegen, wenn sie nur in Sicherheit ist!“

Kurz, nachdem wir ins Haus getreten, nahm die Empfindung von diesem zweyten Schrecken, bey dem jungen Mädchen so überhand, daß sie vermuthlich in eine zwote Ohnmacht gefallen wäre, wenn ihr nicht ihre Muhme noch bey Zeiten das Riechfläschen gereicht hätte.

Nach

Nach der Wichtigkeit des Dienstes, den ich geleistet und der überlegten Ziemlichkeit in meinem Betragen, ward ich gebeten zum Abendessen zu bleiben. Ich machte ganz der alten Dame den Hof, gegen die jüngere führte ich mich ungemein ehrerbietig auf, und nahm zu anständiger Stunde Abschied, nachdem ich die erstere dringend gebeten hatte, mir zu verstatten, daß ich ihr den Tag darauf meine ehrerbietige Aufwartung machen dürfte; wozu sie mir Erlaubniß gab.

Allein ehe ich aus dem Hause ging, hatte ich noch eine geheime Unterredung mit der Frau Wirthin; und sie gab mir so nachdrückliche Versicherung als sie es bey dergleichen Anlässen gewohnt war, daß sie alles mögliche thun würde, was in ihrem geringen Vermögen stünde, mir die Ausführung meiner Absichten zu erleichtern.

Als ich den folgenden Morgen wieder bey Frau Trolly einsprach, hatte sie mir ungemein viel angenehmes zu erzählen, denn sie sagte mir, daß die Frau Meadows viel schmeichelhaftes von mir geäußert hätte, und daß die Jungfer Meadows sehr günstige Vorurtheile für mich zu haben schiene, wie Frau Trolly aus den Anmerkungen schloß, die sie über ihre Blicke und Betragen gemacht hatte, als sie, nachdem ich weggegangen, mit Vorsatz zu ihnen hinaufgegangen war, um zu sehn, was meine Gegenwart bewürkt hätte?

Diese

Diese Nachrichten machten mich so muthig, daß ich mit verdoppelter Behendigkeit die Treppe hinan lief; und bey meinen folgenden Besuchen fädelte ich meine Absichten mit so vieler Geschicklichkeit ein, daß ich das ehrliche Ansehn, so ich mir gleich anfangs gegeben hatte, so standhaft beybehielt, daß es mir Ehre würde gemacht haben, wenn es zur Beförderung guter Endzwecke geschehen wäre. In weniger als drey Monaten nach dem angelegten Vorfall mit der Kutsche, siegte ich über das liebenswürdigste Mädchen in der Welt, und in einem ungewahrsamen Augenblick beraubte ich sie des allerkostbarsten; dessen, das mich nicht bereicherte, und warlich sie arm machte.

Ich enthalte mich die verschiedenen einschmeichelnden Mittel, deren ich mich bediente, und die hinterlistigen Fallstricke, die ich ihr legte, zu erzählen; sonst würde aus diesem Blatte ein Buch werden; und in der That, ich kann sie dem Papiere nicht anvertrauen, ihre Erinnerung überströmt mich mit Scham — ich will demnach blos dieses anführen, daß der süße Engel von Mädchen, die ich so teufelisch hintergangen hatte, sich nicht im Stande befand, den Verlust ihrer Tugend zu überleben und kurz darauf ihrer Sinne beraubt ward.

Von Stund an, da ich einen so grausamen Sieg über sie davon getragen, hatte ich nicht einen Augenblick Ruhe; als ich aber hörte, daß sie

von

von Sinnen kommen, ward ich fast rasend. Wann ich überall einmal nachdachte, so kam mir meine Niederträchtigkeit abscheulich vor; ob ich gleich, um alles Nachdenken zu ersticken, so viel sich solches wollte thun lassen, aus einer Zerstreuung zur andern, aus einem Geräusche ins andre über- ging. Kurz, ich vernachläßigte alle meine Angelegenheiten so sehr, und beging, weil ich meines Lebens überdrüßig war, so viele Unbedachtsamkeiten und Thorheiten, daß ich in kurzer Frist von einem ungestümen Schuldherrn nach dem andern angelaufen; und weil ich weder bey Gelde war, ihren Forderungen auf der Stelle Gnüge zu thun, noch Ansehn genung hatte, ihren Ungestüm aufzuhalten, nach diesem Orte in Sicherheit gebracht ward, denn meine Freunde hatten mich alle, bis auf einen Mann verlassen, da ihre Freundschaft sollte auf die Probe gestellt werden.

Aller Wahrscheinlichkeit nach, werd' ich mein ganzes übriges Leben hie zubringen müssen, denn ich habe gar nicht die geringste Aussicht zur Befreyung vor mir. Ich habe so viel Hofnung nach dem Mond zu fliegen, als frey zu kommen — zwar ich bin ja frey — ich kann ja sterben — aber wie untüchtig bin ich doch, in eine andre Welt überzugehn — Allein unter diesen Gewissensbissen zu leben — welche Marter! — Ach hätte ich doch Herrn Worthy's Rath gefolgt! — Möchte doch jeder, der so lebt, wie ich lebte, und meine

meine Geschichte liest, bereuen — und sich bessern — ehe solche Qual und Marter, über ihn kommt — als ich leide. —

XX.

Fortsetzung des Auszuges der Reisen in die Südländer.

(Siehe Geschichte und Erzählungen. B. VIII. S. 315. f.)

Es ist die Fortsetzung von Byrons Reisen.

In Port Famine blieben wir bis zum 25sten, da wir, der Delphin und die Tamar, aus dem Vorrathsschif, so viel Vorrath herausnahmen, als wir lassen konnten, dem Hauptmann aber Befehl gaben, sobald er fertig werden könnte, nach England zurück zu segeln. Wir hingegen, der Delphin und die Tamar setzten uns vor, aus der Straße hinauszukommen, ehe die Jahrszeit zu weit vorgerückt wäre. Nachmittags waren wir drey Seemeilen von St. Annen Spitze, und drey bis viere von Point Shutup. Von letztgedachter Spitze segelten wir mit schwachem Winde längs des Ufers, nach dem Vorgebürge Forward. Um 4 Uhr Nachmittags, segelten wir vor dem französischen Schiffe vorüber. Wir entdeck-

entdeckten es in einer kleinen Bucht, an zwey Meilen südwärts von Point Shutup. Es hatte sich mit dem Hintertheil tief in das Gehölze gezogen, und um es her lagen grosse Balken im Wasser, die es in dem Walde geschlagen hatte. Ich zweifelte nunmehr gar nicht, daß es müsse ausgeschickt seyn, für die neue Niederlassung Holz zu hohlen, ob ich gleich nicht begreifen konnte, warum es um deswillen, so weit in die Strasse herein gekommen wäre? Als ich nach England heimkommen war, erfuhr ich, daß dieses Schiff kein anderes gewesen, als der Adler, unter Befehl des Herrn von Bougainville, und daß es würklich, wie ich gemuthmasset hatte, kein anderes Geschäfte gehabt, als für die Niederlassung auf den Falklandsinseln, Holz zu fällen.

Um acht Uhr Abends legten wir vor Cap Forward an, blieben da die Nacht liegen, und segelten Dienstag den 26 um 4 Uhr des Morgens wieder ab. Um zehn Uhr bekamen wir einen frischen Wind, und mit darunter solche plötzliche Windstösse, daß wir jedesmal alle Segel einziehen mußten. Indeß arbeiteten wir doch ohne Unterlaß, um irgendwo einen Ankerplatz zu finden. Um fünf Uhr schickte ich ein Boot mit einem Steuermann in eine Bay, zwo Meilen westlich vom Vorgebürge Forward, um sie zu sondieren. Da er sie für unsere Absicht tauglich fand, liefen wir da ein, und ankerten in neun Faden Tiefe; eine

kleine

kleine Insel liegt mitten in der Bay eine Meile vom Lande.

Mitwoch den 27 segelten wir acht Meilen bis zum Vorgebürge Gallant. Die Berge, die wir auf beyden Seiten der Straße sahen, sind, wie es mir schien, höher und sehen fürchterlicher aus, als keine andre in der Welt, es müßten denn die Cordilleras vielleicht seyn; sie sind rauh, hügelicht, jähe und von oben bis unten mit Schnee bedeckt.

Von Cap Gallant trifft man auf Point Passage, welches die östliche Spitze von der Elisabeths-Bucht ist. Auf der Fahrt dahin, trafen wir auf viele kleine Inseln. Um sechs des Abends liefen wir in die Bucht Elisabeth ein; wo wir in zehn Faden Tiefe, einen sehr guten, bey dreyzehn aber, einen noch besseren Ankergrund fanden. Auch fanden wir einen Bach mit gutem Wasser, und die Abweichung der Magnetnadel, zwey Striche nach Osten.

Donnerstag den 28. Nachmittags um zwey Uhr, da der Wind frisch war, und auch Windstöße gab, ließ ich die Anker lichten, um zu segeln. Als wir aber grade sie gehoben hatten, trieb uns ein heftiger Stoß rückwärts. Das Schif trieb alsbald auf eine Untiefe, auf zwey Kabbelthaue weit vom Strande. Wir ließen sogleich den kleinen Buganker in vier Faden fallen,

und

und hatten unter dem Hintertheil nur drey Faden Wasser. Wir führten mit aller möglichen Eile den Stromanker heraus, und da wir bey der Schifswinde zugleich die Schifsmaschine gebrauchten, so machten wir endlich das Schif wieder flott. Wir ankerten darauf wieder auf dem Flecken, wo wir vor gelegen hatten.

Um 5 Uhr des Morgens am Freytage den ersten May, als der Wind nordlich und das Wetter gemäßigt war, huben wir abermals die Anker und segelten um 7 Uhr bey Musklebay vorüber, sodann bey dem Fluß Batchelor vorbey, weiter durch den Hieronymus-Sund, nach Cape Quod, zwischen welchem Vorgebürge und der Elisabeths-Bucht ein Revier ist, welches das krumme heißt (Crooked Reach). Bey dem Einlauf in den Hieronymus-Sund sahen wir auf der nördlichen Seite, drey bis vier angemachte Feuer, und bald darnach nahmen wir zwey bis drey Kanote wahr, die hinter uns her ruderten, und Nachmittags uns einholten. Die Leute auf dem einen, hatten den Muth zu uns an Bord zu kommen. Das Kanot war von Baumrinden sehr elend gemacht, und die Leute, die an Bord kamen, nehmlich vier Männer, zwo Frauen und ein Knabe, waren die armseligsten Bettler, die ich in meinem Leben gesehen habe. Sie waren allesamt nackend, ausgenommen ein stinkendes Seehunds-Fell, das sie ganz lose über die Schulter gewor-

fen hatten; doch waren sie mit zween Bögen und Pfeilen versehen, die sie mir sehr gerne für einige wenige Glasknöpfe und andre Kleinigkeiten überließen. Die Pfeile waren von Rohr, mit einer Spitze von einem grünen Stein. Ihre Länge hielt an zwey Fuß, und die Bogen waren drey Fuß. Die Bogensehne bestand aus einem gedörreten Darm, eines gewissen unbekannten Thieres.

Wir legten Abends grade vor dem **Batchelors**-Fluß an. Wir hatten nicht lange gelegen, als verschiedene Indianer zu uns an Bord kamen. Ich machte ihnen allesamt Geschenke von Glasknöpfen, Bändern und anderen Kleinigkeiten, die sie sehr zu ergötzen schienen. Ich erwiederte ihren Besuch, indem ich mit ihnen an Land fuhr, und nur sehr wenige von meinen Leuten in meiner Jölle mit mir nahm, damit sie durch eine größere Anzahl nicht in Schrecken geriethen. Sie nahmen uns mit vielen Zeichen der Güte auf, und brachten uns zur Bewillkommung einige Beeren, die sie für uns gelesen hatten, und welche, nebst einigen Muscheln, der vornehmste, wo nicht der ganze Theil ihrer Nahrung zu seyn schien. Um fünf des Morgens segelten wir zwar von hier ab, legten aber um zehn Uhr, weil wir nicht Wind hatten, wieder vor Anker, an einer Bank, die eine halbe Meile vom nordlichen Ufer lag. Um zwölf Uhr in der Nacht erhob sich ein harter West-Nord-West-Wind, und Sonntag den 3. März um zwey

des

des Morgens, wurde das Schif von der Bank abgetrieben; wir hoben das Anker, und wurden gewahr, daß ihm beyde Schauffeln abgebrochen waren. Wir konnten eine Stunde lang keinen Grund finden, kamen aber alsdann auf 16 Faden Tiefe, da wir uns bey dem Eingange in den Hieronymus-Sund befanden. Weil der Sturm noch anhielt, so ließen wir gleich unsern besten Buganker fallen; der das Schif grade in einem so gefährlichen Augenblick anhielt, wo wir nicht mehr als fünf Faden Tiefe, und die noch zwischen verborgenen Klippen, hatten. Wir warfen auch noch den kleinen Buganker aus, und um 5 Uhr, da die Fluth nach Westen trieb, das Wetter aber gemäßigter war, hoben wir beyde Anker, und suchten fortzukommen. Allein um zehn gieng die Fluth wiederum stark nach Osten; wir schickten demnach ein Boot ab, einen Ankergrund zu suchen, den es in der vorigen Bucht an dem nördlichen Ufer ungefähr vier Meilen Ostwärts vom Vorgebürge Quod fand. Wir arbeiteten, um in die Bucht einzulaufen, allein die Ebbe strömte mit solcher Heftigkeit heraus, daß es nicht möglich war einzulaufen, und wir Nachmittags davon segelten, um an die Mündung des Batchelor-Flusses zu kommen, wo wir eine Stunde darnach anlangten.

Montag den 4ten um 6 Uhr des Morgens, lichteten wir zwar die Anker, um mit der Ebbe

fortzukommen, konnten aber keinen Ankergrund gewinnen, und kamen Nachmittags wieder auf die vorige Ankerstelle an. Ich ergriff diese Gelegenheit, in meiner Jölle, den Batchelors-Fluß, so hoch ich konnte, welches an vier Meilen waren, aufzufahren. Ich fand ihn an einigen Stellen sehr tief und breit, und das Wasser sehr gut, allein an der Mündung ist er bey niedrigem Wasser so untief, daß kaum ein kleines Boot einfahren kann.

Um 6 Uhr des Morgens am 5ten März lichteten wir abermals, und weil es ganz windstill war, schickten wir die Böte voran, die uns schleppen mußten; allein um eilf Uhr strömte die Fluth abermals so stark aus Westen, daß wir die Bucht am nördlichen Ufer nicht erreichen konnten, wo das Boot den Tag zuvor einen vortreflichen Hafen für uns gefunden hatte, wo fünf bis sechs Schiffe Platz hatten; wir waren demnach genöthigt, auf einer Bank zu ankern, wo wir 45 Faden Wasser hatten. Sobald wir den Anker ausgeworfen hatten, schickte ich einen Schifsmann aus, uns nach Westen zu, einen Hafen zu suchen, welches ihm aber nicht gelang. Den folgenden Morgen hoben wir abermals die Anker, und liessen uns durch die Böte schleppen; und nachdem wir uns nach einem Hafen hatten umsehen lassen, liefen wir endlich in eine kleine Bucht an dem südlichen Ufer, dem Vorgebürge Quod gegenüber.

Wir fanden hier Schaalfische im Ueberfluß. Die Tamar, die mit uns nicht gleich arbeiten konnte, ankerte um zwey Uhr, in der Bucht am nördlichen Ufer, sechs Meilen ostlich vom Vorgebürge Quod. Die ganze Nacht war es sehr windstille, den 7ten aber des Morgens um 8. da sich ein kleiner Wind erhob, lichteten wir die Anker, und fuhren mit der Ebbe. Nachmittags hatten wir nach Nordwest das Vorgebürge Mondtag vor uns, welches das westliche Land ist, das man von dem südlichen Ufer sehen kann; wir waren noch zehn bis eilf Seemeilen davon. Dieß Stück der Strasse streckt sich West-Nord-West halb Nord nach dem Kompaß, und ist nur 4 Meilen breit, so daß es, wegen der rauhen felsichten Gebürge, die es an beyden Seiten des Ufers umgränzen, sich über die Wolken thürmen, und mit ewigem Schnee bedeckt sind, die furchtbareste und wildeste Aussicht hat, die man sich nur gedenken kann. Um ein Uhr kam die Tamar in der Bucht am südlichen Ufer, Cap Quod gegen über, die wir eben verlassen hatten, vor Anker; wir aber lavirten gegen den Wind bis Abends um sieben, da wir in einer kleinen Bucht an dem nordlichen Ufer, an fünf Seemeilen von Cap Quod in gutem Grunde ankerten. In der Nacht war es sehr windstill, und das Wetter ward neblicht. Den folgenden Morgen aber, Freytags den 8ten, klärte es auf, und ich begab mich an Land. Ich fand da Schaalfische die Menge, aber keine Spuren von Men-

schen. Nachmittags, unterdeß die Matrosen Wasser fülleten, begab ich mich in eine tiefe Lagune, die rund um den westlichen Felsen ist; ich fand da nach hinten zu einen sehr schönen Wasserfall, und auf der östlichen Seite verschiedene kleine Buchten, wo die größesten Schiffe in voller Sicherheit liegen können. Sonst sahen wir da nichts merkwürdiges, daher wir zurückkehrten, sobald wir unser Boot mit großen Muscheln beladen hatten.

Folgenden Morgen, Sonnabend den 9 März um sieben Uhr, ließen wir uns aus der Bucht schleppen, und sahen um 8 Uhr die Tamar sehr weit hinter uns. Um sechs Uhr Abends waren wir grade vor dem Vorgebürge Mondtag, und den folgenden Morgen um sechs, sahen wir das Vorgebürge Upright in der Ferne von drey Meilen. Um halb 8 Uhr erhob sich ein Sturm, die Luft war über die maßen dick, und plötzlich gewahreten wir unter unserm Liebug eine Reihe Felsen, woran sich die See sehr stark brach: wir hatten nur grade so viel Zeit uns davon los zu machen, und hätte das Schif sich nicht fertig regieren lassen, so wäre alles an Bord umgekommen. Um neun, klärete sich das Wetter ein wenig auf, und wir sahen den Eingang in das Lange Revier, worauf wir fortsegelten und uns hart an das südliche Ufer hielten, in Hoffnung einen Ankerplatz zu finden. Um zehn bekamen

wir einen starken Wind und dicke Nebel mit vielem Regen, und auf Mittag waren wir wieder grade vor dem Vorgebürge Mondtag, ohne einen Ankerplatz zu finden, den wir doch noch immer zu suchen fortfuhren. Kurz darauf kam die Tamar zu uns, welche die ganze Nacht sechs bis sieben Seemeilen östlich von uns gewesen war. Um sechs zu Abends, ankerten wir in einer tiefen Bucht, drey Meilen östlich vom Vorgebürge Mondtag. In der Nacht hatten wir frische Westwinde mit plötzlichen Windstößen und starken Regen; Montags aber den eilften des Morgens, ward das Wetter mäßiger, wiewohl die Luft noch dick war und die Regen anhielten. Da die See allhier stark anschwoll, und an den Felsen, ohnweit welchen wir lagen, sich mit hohen Wellen brach, so hoben wir den Anker, und legten uns an eine Bank, wo sich die Tamar befand.

Hier blieben wir bis Freytag den 15ten, und während dieser ganzen Zeit, blies derselbe anhaltende Sturm ohne Unterbrechung, und der unaufhörliche Regen mit undurchdringlichen Nebeln hielt beständig an. Dienstag den 12ten hatte ich einen Officier im Boote ausgeschickt, sich an dem südlichen Ufer nach einem Hafen umzusehn; er kam am 14ten zurück, mit Bericht, daß zwischen dem Schif und dem Vorgebürge Uprigth fünf Buchten wären, wo wir in größter Sicherheit ankern könnten. Er erzählte, daß er ohnfern dieses Vorgebürges einige Indianer angetroffen,

 die

die ihm einen Hund gaben, und daß eine von den Weibspersonen, ihm ein Kind angeboten, das noch an der Brust lag. Man braucht kaum zu sagen, daß er solches nicht angenommen; das Anbieten des Geschenks aber scheint dieses arme wilde Volk weit mehr zu erniedrigen, als alles, was man sonst an ihrem Aeußerlichen oder ihrer Lebensart wahrnimmt. Einige Hügel, die, als wir hier zuerst ankamen, keinen Schnee hatten, waren itzt damit bedeckt, und der Winter dieser furchtbaren und unwirthlichen Gegend, schien mit einmal seinen Anfang genommen zu haben; die armen Matrosen litten nicht bloß von der Kälte sehr viel, sondern hatten auch kaum jemals einen trockenen Faden an dem Leibe. Daher theilte ich unter das Schifsvolk von beyden Schiffen, die Officiere nicht ausgenommen, zwey Ballen dicken wollen Zeuges aus, das Fearnought (Fürchtenichts) heißt, womit uns die Regierung versorgt hatte; so daß nun jedermann eine warme Jacke hatte, die man zu dieser Zeit sehr dienlich und heilsam befand.

Den 15ten März um 8 des Morgens lichteten wir wieder und segelten; um 3 Nachmittags waren wir abermals grade über Cap Mondtag, und um 5. ankerten wir in einer Bucht auf dessen Morgenseite. Folgenden Morgen um 6. lichteten wir, und fanden von dem kleinen Buganker den Zahn abgebrochen. Der Wind war West-

Nord-

Nord-West, und der Regen stark. Um 8. bemerkten wir einen starken Strom gegen uns. Wir arbeiteten den ganzen Tag im Regen, und auch die ganze folgende Nacht. Die ganze Zeit über waren alle Matrosen auf dem Verdeck, und wurden naß bis auf die Haut; denn der Regen, oder vielmehr die Wassergüsse ließen keinen Augenblick nach.

Dennoch hatten wir den folgenden Tag (Sonntag den 17.) den Verdruß wahrzunehmen, daß wir ohngeachtet aller unserer Arbeit, wegen der Strömung, die mit großer Gewalt nach Osten gieng, mit jeder Wendung rückwärts gekommen waren. Wir warfen um 9 Uhr in eben der Bucht wieder Anker, wo wir den 15ten abgesegelt waren. Das Wetter blieb den 18. und 19ten ausnehmend schlecht mit harten Windstößen, und heftigen Regen. Mittwoch den 20sten riß uns ein harter Windstoß Morgens um 6. vom Grunde los, doch kamen wir wieder vor Anker. Donnerstag den 21sten lichteten wir abermals die Anker, mußten uns aber um 6. wieder davor legen, und in die Bucht, wo wir geankert hatten, rolleten die ganze Nacht durch, solche ungestüme Wellen herein, daß wir uns in sehr unangenehmer Lage befanden, und folgenden Tag um 8 Uhr davon segelten.

Freytag den 22sten fanden wir zu unserm unaussprechlichen Vergnügen, daß der Strom nach Westen gieng; daher wir sehr geschwinde fortkamen.

 men.

men. Um sechs des Abends ankerten wir in einer Bucht auf der Morgenseite des Vorgebürges Mondtag, wo wir einen sichern Platz und treflichen Ankergrund fanden, und einen Raum, wo wohl zwey bis drey Schiffe von der Linie liegen konnten.

(Fortsetzung und Beschluß dieser Byronischen Reise, die unter den Südlichen, die langweiligste und uninteressanteste ist; im folgenden 10ten Bande.)

XXI.

Kurze

Geschichte.

Nachrichten und Gedanken.

1.

Als der (franz.) Marschall Tallard von den Engländern zum Kriegsgefangenen gemacht worden, und sich als ein solcher zu Nottingham aufhalten mußte, gab er verschiedene Male für das Frauenzimmer da herum Gastmahle und Bälle. Einen Abend tanzte er mit einem jungen Frauenzimmer, die eines Predigers in der Nachbarschaft Tochter, und ausnehmend schön und liebenswürdig war. Sie machte auf das Herz des Mar-

schalls

schalls starken Eindruck. Sein Secretär, ein leichtsinniger liederlicher Mensch, der das bemerkte, glaubte, sich bey dieser Gelegenheit des Marschalls Gewogenheit empfehlen zu können, wenn er ihre schöne Eigenschaften seinem Herrn herausstrich, und auf mancherley Art zu verstehen gab, daß es ihm nicht viel Schwürigkeiten kosten würde, das Mädchen, auf Bedingungen, die er (der Marschall) selbst wollte, zu seinen Diensten zu haben. Der Marschall antwortete aber mit einer Großmuth, die ihm die größte Ehre machte: „Wäre ich ein Mann von ein und zwanzig, und eben der Religion, als das Mädchen, so würde ich es mir für keine Schande halten, ihr meine Hand in Ehren anzubieten; aber ein tugendhaftes junges Frauenzimmer, um eines Genusses willen, der nur einen Augenblick währet, zu Grund zu richten, halte ich für eine weit größere Schande, als die, von dem Herzog von Marlborough geschlagen und gefangen zu seyn. (Town & Country Mag. Vol. V. p. 489.)

2. Einkünfte des Königes von England im Durchschnitt berechnet nach den fünf Jahren 1771 bis 1775.

1) Von der Nation ausgemachtes Gehalt (Civil List)	800000 Pf. Strl.
2) Gehalt (Pension List) aus Irrland	98000
3) Herzogthum Lancaster	46000

4) Her-

4)	Herzogthum Cornwall	27000 Pf. Sterl.
5)	Aus America (Quit Rents)	13000
6)	Vier ein halb von Hundert aus den Leewardischen Inseln	53000
7)	Reine Einkünfte aus Hannover	76000
	Summa	1113000

Man glaubt, daß in kurzem zu dem ersten Artikel ein jährlicher Zuschuß von 200000 Pf. Sterl. wird müssen gelegt werden; überdem ist bey des Königs Kasse ein Rückstand von einer halben Million, und da die Nation schon einmal eine halbe Million Schulden bezahlt hat, so macht solches auf funfzehn Jahre im Durchschnitt gerechnet, noch 66000 Pf. mehr; so daß der König, wenn man das dazu rechnet, was der letztverstorbene König hinterlassen hat, wenigstens Zeit seiner Regierung, das ist in funfzehn Jahren, ein jährliches Einkommen für seine Haushaltung allein, von 1200000 gehabt hat, das ist 7366666$\frac{2}{3}$ Rthlr. den Dukaten gerechnet zu 2 Rthlr. 2 Ggr. und das Pfund Sterl. zu 6 Rthlr. 3$\frac{3}{4}$ Ggr. (Universal Magazin. 1775. Vol. LVII, p. 218.)

3. Die periodischen Schriften in England gaben kürzlich eine Nachricht von der geschwinden Vermehrung der Krone. Im Universal Magazine im 54. Bande S. 216. steht der folgende Fortschritt der Einkünfte des Postamtes. Im Jahr 1644. war Edmund Prideaux einländischer Post-

Postmeister, und man rechnete seine Einnahme jährlich auf 5000 Pf. Sterl.

1654.	verpachtete das Parlement die Posten an Manley für	10000	Pf. Strl.
1664.	an Daniel O'Neal Esq. für	21500	—
1674.	wurden sie verpachtet für	43000	—
1685.	schätzte man den Belauf davon	65000	—
1688.	stiegen die Einkünfte davon auf	76318	—
1697.	waren sie nach Davenants Angabe	90505	—
1710.	waren sie	111461	—
1715.	belief sich der allgemeine Betrag des einländischen Postamts auf	145227	—
1744.	betrugen die Einkünfte	198226	—
	Der Belauf aber von allen, sowohl ein- als ausländischen Postämtern zusammen, machte dieß Jahr	235492	—
	woraus man die Weitläuftigkeit der englischen Correspondenz wahrnehmen kann. Und im Jahr		
1764.	war der ganze Belauf (welches nach deutschem Gelde, wenn man das Pf. Sterl. zu 6 Thlrn. rech-	432048	—

net,

net, eine Summe von 2 Millionen und 592288 Thlrn. macht.)

In eben diesem Magazine S. 219. findet man die folgende Berechnung.

Im Jahr 1660.	das vorletzte Jahr der Regierung der Königinn Elisabeth, beliefen sich die ordentlichen öffentlichen Einkünfte des Reichs auf	600000 Pf.
1663.	dem 8ten Jahr Karls I auf	800000 —
1660.	dem 12ten Jahr Karls II auf	1200000 —
1686.	dem 2ten Jakobs II auf	1900000 —
1714.	dem 12ten der Königinn Anna	3200000 —
1751.	dem 25ten Georgs II beynahe an	6000000 —
1765.	dem 5ten Georgs III auf volle	10000000 —
	(oder 60 Millionen Thaler.)	

Der englische Schriftsteller fügt folgende Anmerkung bey: auf diese Weise wurden von der Königinn Elisabeth bis auf Karls II Zeiten unsere öffentlichen Auflagen innerhalb sechszig Jahren verdoppelt, und von da bis auf das letzte Jahr der Königinn Anna, also innerhalb 54 Jahren beynahe verdreyfältiget; von 1714 bis 1751 wurde auch dieß wiederum beynahe verdoppelt, und noch sonderbarer ists, daß diese letzte ungeheure Bürde in einer kurzen Zeit von 14 Jahren von 1751 bis 1765. von 6 Millionen auf 10 erhöhet ward.

4. Wie

4. Wie ungemein klein die Theilchen sind, daraus das Gold besteht, davon hat ehemals der berühmte Dr. Edmund Halley der königlichen Societät in London folgende kurze Verhandlung vorgelesen:

„Weil ich begierig war zu untersuchen, wie klein die allerkleinsten Theile des Goldes seyn müßten, so erinnerte ich mich sogleich, der ungemeinen Ausdehnung, welche man diesem Metall geben kann, wenn man es zu Blättern schlägt; noch weit mehr aber, wenn es zu recht feinen Drath gezogen wird, wodurch man, wie ich glaubte, am allergenauesten die wahre Dicke eines Goldüberzuges erhält, der selbst durch Vergrößerungsgläser betrachtet, so völlig pures Gold zu seyn scheint, daß man nirgends die geringste Spur eines silbernen Pünktgens wahrnehmen kann. Um nun dies genau zu erfahren, erkundigte ich mich unter den Gold-Dratziehern, wie viel Gold sie zu dem Silber nehmen; da sie mir denn sagten, daß der allerbeste doppeltvergoldete Drath, aus gegoßenen Cylindern gemacht würde, die 4 Zoll im Umfang haben, 28 Zolle lang sind und 16 Pfund Troygewicht wiegen. Hieran wenden sie 4 Unzen Gold, das ist auf jede 48 Unzen Silber, eine einzige Unze Gold; und von dem allerfeinesten Golddrath wiegen zwey englische Ellen nur einen Gran. Hieraus ersieht man auf den ersten Blick, daß 98 englische Ellen solchen Drathes, 49 Gran wiegen, und daß ein einziger Gran Gold (der doch nicht größer ist als ein

ein Nadelknopf) alle die 98 Ellen bedeckt, und daß der zehntausendeste Theil eines Granes Gold länger ist, als der dritte Theil eines Zolles, welches Drittel doch wiederum in zehn Theile getheilt werden kann, so daß man im Stande ist, den hundert tausendesten Theil eines Granes mit bloßem Auge und ohne Vergrößerungsglaß zu erkennen. Weil ich aber wünschte, die Dicke des Goldüberzuges, der den Silberdrath bekleidet, zu berechnen, so mußte ich mich dazu der Verhältniß bedienen, in der die eigenthümliche Schwere des Goldes und Silbers gegen einander steht, nemlich des Silbers von $10\frac{1}{3}$ und des Goldes von $18\frac{2}{3}$ und so fand ich, daß der Durchmesser solchen Drathes, der dreyhundert und sechs und achtzigste ($\frac{1}{386}$) Theil, der Umfang aber der hundert drey und zwanzigste ($\frac{1}{123}$) Theil eines Zolles war, die Dicke des Goldüberzugs aber, nicht über den hundert und vier und dreyßig tausend und fünfhunderten Theil ($\frac{1}{134500}$) eines Zolles betrug; woraus man den Schluß machen kann, daß der Würfel eines hunderten Theils eines Zolles mehr als 2433000000 (oder 2 tausend 4 hundert und 33 Millionen, als welches der Würfel von 1345 ist) der allerkleinesten Theile des Goldes enthält. Und nicht geringere Bewunderung verdient es, daß das Gold, ob es gleich zu einer solchen Länge gestreckt ist, als ich hier am Golddrath gezeigt habe, dennoch von so ebenem und stetigem Gewebe bleibt, daß es auch nicht durch das geringste Löchelchen, die weiße Farbe des

Silbers

Silbers durchscheinen läßt, woraus erhellet, daß dennoch bey dieser ungemeinen Dünne, noch viele Goldtheilchen über einander liegen mögen, welches wohl eine genauere Untersuchung verdiente.

5. Im Jahr 1747 reisete ein gewisser Hr. M.. (Gentl. Mag. 1774. Dec.) der ein Mann von grossem Vermögen und ungefähr 55 Jahre alt war, in der Grafschaft Kent herum, um sich eine Frau auszusuchen. Er war ein Witwer und hatte einen Sohn von etwa 12 Jahren. Die Eigenschaften, die er an einer Frau nach seinen Wünschen suchte, waren diese: Sie sollte Witwe seyn, zwischen 30 und 35 Jahre, einen guten Ruf und eine Tochter von 6 bis 8 Jahren haben; im übrigen aber dürfte sie weder schön, noch begütert, noch von vornehmer Geburt seyn. Nach einigem Suchen fand er endlich zu Rochester solch eine glückliche Frau, und ließ sie sich antrauen. Vorläufig aber mußte sie ihm diese Bedingungen eingehen: Wenn er Lust bekäme drey bis vier Monat von Hause wegzubleiben, so sollte sie ihn weder beym Weggehen fragen, wohin er gienge, noch auch bey der Zurückkunft, wo er herkäme, auch im übrigen sollte sie darüber nicht die geringste Beunruhigung blicken lassen. In London müßte sie sich gar nicht aufhalten, sondern wenn der Weg sie durch diese Stadt führte, bloß durchreisen. Dagegen machte er ihr zum Witwengehalt jährliche 500 Pf. Sterl. (3000 Thlr.) aus, und die Geschenke, die er ihr an Kleidungsstücken und Kleinodien machte, belie-

fen sich auf 1000 Pf. (oder 6000 Thl.) an Werth. — Vielleicht glaubt manche deutsche Leserinn, daß diese Frau unter die Glücklichen zu rechnen sey; sie belieben aber zu erwegen, daß wenn gleich diese Geschenke schön und ein Witwengehalt von 3000 Thlr. wünschenswerth seyn mögen, so ist es doch etwas sehr schweres für viele unter ihnen, den Mann weggehn und in vier Monat nicht wiederkommen zu sehen, und doch nicht fragen dürfen, wo gehest Du hin, und wo kommst Du her?

---

6. In dem Gentl. Mag. von 1774. im Supplement S. 612. findet man folgenden sehr nützlichen Auszug aus den Londoner Sterbelisten in einem Zeitraum von hundert Jahren, nehmlich von 1671. bis 1770. das ist funfzig Jahre vor, und funfzig Jahre darnach, da man angefangen in London die Blattern zu inoculiren. Man findet in diesem Auszuge die Zahl derer, die während dieser Zeit, an der Blatternkrankheit gestorben, wie auch der Getauften und Begrabenen im Durchschnitt von jedem Jahr-Zehnten, nebst allgemeinen Durchschnitts-Summen von jedem Jahr-Funfzig; und das Verhältniß der Getauften und der an den Blattern Verstorbenen, zu jedem Tausend der Begrabenen. Da über den Nutzen und Schaden der Blattern-Inoculation noch immer gestritten wird, so theilen wir diese Tabelle allhier mit, weil sie ziemliches Licht über die Frage verbreitet.

Tabelle

Jahre	Unter 1000 Begrabenen	
	ꝛ Getaufte	An Blat. Gest.
Von 1671 bi	645	66
— 1681 —	646	74
— 1691 —	719	53
— 1701 —	728	58
— 1711 —	720	82
überhau	692	67
Von 1721 bis	662	84
— 1731 —	635	78
— 1741 —	570	73
— 1751 —	723	101
— 1761 —	690	103
Mittelzahl üb	656	87
§ 1771 —	761	101

Die {kleinste / größte} 1696 nehmlich 196
1763 — 3582

Die {kleinste / größte} 1671 — 15729
1741 — 32169

Die {kleinste / größte} 1675 — 11775
1724 — 19370

Diese

*) Bis 170chlauf, Blattern und Masern Verst

†) Währent

§) Aus dies

††) Im Jaben.

Diese Berechnung beweiset:

1. Daß ungleich mehrere in London an den Blattern gestorben sind, nachdem die Einimpfung eingeführt worden, als vorher. Dies rührt, wahrscheinlicher Weise daher, daß die Eingeimpften allenthalben frey herumgehen, unter andere Leute kommen, und die Ansteckung verbreiten.

So nutzbar also auch die Einimpfung für einzelne Personen seyn mag, so ist es doch gewiß, daß sie fürs Ganze nachtheilig ist, und der Anordnung obrigkeitlicher Gesetze bedarf.

2. Daß die Zahl der Menschen in London von 1721 bis 1730 die höchste gewesen, und seitdem abgenommen hat, denn sowohl die Anzahl der Getauften als auch die der Begrabenen übersteigt in diesem Zeitraum im Durchschnitt über Tausend die Zahl in den übrigen Jahr-Zehnten.

3. Daß in den ersten funfzig Jahren auf jedes Tausend der Begrabenen sechs und dreyßig mehr getauft worden, als in den letztern funfzig Jahren; daß also das Sterben sehr zugenommen hat.

---

7. George der Erste König von England, hatte schon öftere Erfahrungen von der Raubgierigkeit der Holländer zu Helvoetsluys, daher er auf einer seiner folgenden Reisen sich vornahm,

ganz und gar an diesem Orte kein Quartier zu nehmen. Er kam da an einem schönen Sommertage an; während der Zeit, daß seine Leute die Pferde vorlegten und das Gepäcke in Ordnung brachten, setzte sich der König vor der Thüre des vornehmsten Gasthofes auf einer Bank nieder und verlangte drey frische Eyer. Als er sie bekam, erkundigte er sich, was dafür zu bezahlen wäre? Zweyhundert Gulden, antwortete der Wirth. Wie! erwiederte der König mit Erstaunen, so müssen hie die Eyer sehr selten seyn! — Um Vergebung! versetzte der verschlagene Wirth, Eyer giebts hie genung Sire, aber Könige sind hie zu Lande selten! (Gentlm. Magaz. Supplem. zu 1774.)

8. Herr Desmaiseaux in London saß einst in einem Kaffeehause und trank eine Tasse Chokolate. Zween Fremde traten ins Zimmer, setzten sich an seinen Tisch, und geriethen über eine gewisse gelehrte Frage in hartem Wortwechsel. Der eine unter ihnen war sehr höflich und bescheiden, denn er hatte recht; der andere aber war sehr hitzig und grob, weil er würklich Unrecht hatte. In einer halben Stunde war der erste nicht mehr im Stande das Schreyen und die Unverschämtheit seines Gegners auszustehn, und nahm Abschied. Kaum war er aus dem Zimmer so fing der andere wüthende Streiter an, mit seinem Siege groß zu thun, kehrte sich zu Herrn Desmaiseaux und

sagte:

sagte: „Nun was dünkt Ihnen, habe ich meinem Gegner nicht tüchtig das Maul gestopft?“ Desmaiseaux war ein alter Mann von dürren Worten und antwortete ganz trocken: Ja wohl, das haben Sie! wenn ich je mit den Philistern in Handgemenge gerathen könnte, so wünschte ich mir Ihren Kinnbacken. (Am angef. O.)

9. Ohngeachtet folgender Zug aus dem Leben der letztverstorbenen Landgräfin von Hessen-Darmstadt, der Mutter der itzigen Großfürstin von Rußland, der Kronprinzeßin von Preußen, der Erbprinzeßin von Baden, und der regierenden Herzogin von Weimar, in den öffentlichen Blättern bekannt gemacht worden, so verdient er doch, auch in so viel anderen Schriften wiederhohlt zu werden, daß wir uns nicht entbrechen können, ihm in dieser Sammlung eine etwas längere Dauer zu verschaffen, als er in Zeitungen haben kann.

Die Landgräfin, eine Fürstin von erhabenen Fähigkeiten und starkem Geist schrieb wenige Augenblicke vor ihrem in diesem 1775 Jahr erfolgtem Hintritt an ihren durchl. Gemahl:

„Theurester und liebster Gemahl!

Die entscheidende Stunde meines Todes kommt und eilet heran, und ich danke Gott, daß er mich nach so vielem Glück in der Welt, noch des Glücks

werth hält, sie mir so laut anzukündigen. Auf Erden setzt mich nichts mehr in grosse Unruhe. Meine Seele genießt schon den Vorschmack der Freuden jener Welt. Ich wünsche Ihnen und meinen lieben Kindern ein frohes Leben, und das größte Glück, das sich nur denken läßt: ein ruhiges seliges Ende! — Meine Chatouille wird Ihnen Baron Ridesel einhändigen. Ich weiß, daß sie in Hände kommt, die sich eben so sehr gerne, als die meinigen, für die Dürftigen öfnen. — Aber noch einen Wunsch habe ich, und dieser ist der letzte, den ich in die Welt schicke. Lassen Sie mich in dem großen Busket im Englischen Garten begraben. Man wird daselbst eine Grotte finden, die außer mir bisher Niemand, als ihrem Werkmeister bekannt war. Hierin ist mein Grab mit einigen Steinen bezeichnet, und ich habe den größten Theil mit meinen Händen vollendet. Hier an dem Orte, wo ich oft von dem Geräusch des Hofes mich entzogen, und meine Seele mit Gott unterhalten habe, dem ich bald für ein Leben Rechenschaft geben werde, das ich mit Ihnen getheilet habe; hier an dem Orte, wo ich oft Sie und meine Kinder dem Herrn empfohlen habe; hier, wo Gott alle meine Wünsche gnädigst erhöret hat; hier will ich auch ruhen! Sie, meinen theuresten Gemahl und Herrn, erwartet jenseits des Grabes in einer besseren Welt, Ihre gute Gemahlin, die noch den letzten Laut mit Ihnen theilet

Henriette."

Man

Man fand nicht ohne Mühe den in diesem Briefe bezeichneten Ort. Ein unterirrdischer Gang führte zu einer dunkelen Felsengrotte, in welche durch eine kleine Oefnung von 6 Zoll, die man von innen mit einem eingepaßten Stein verstopfen konnte, so viel Licht fiel, als zum Lesen nöthig ist. Unter dieser Oefnung stand ihr Bette, und daneben ihr vollendetes Grab. Zwischen Steinen lagen ihre Andachtsbücher, unter anderen: Squire von der Gleichgültigkeit gegen die Religion, Gellerts geistliche Lieder, dessen Moral und einige ingenieuse Aufsätze. Ihre Bitte ist erfüllt und sie ist den 2ten May in der Nacht an diesem ihr so lieben Orte beygesetzt worden.

10. Von Bancozetteln; aus Herrn Büschings wöchentlichen Nachrichten 1775. S. 240.

Das papierne Geld, ist zwar in verschiedenen europäischen Staaten eine Zeitlang gewöhnlich gewesen, aber allezeit nur im Nothfall, wann der Mangel an wahrem Gelde zu groß war, und man demselben nicht abhelfen konnte. Ich rede nicht von Wechselbriefen, sondern von den Münzzetteln, Bancozetteln, und ähnlichen Papieren. Die Geschichte von Frankreich und England, und die neuere Erfahrung in den nordischen Reichen, lehret, wie viel Verwirrung, Verlegenheit, Beschwerlichkeit, Verlust und Unglück dieselben angerichtet,

gerichtet, ja wie sehr sie den Mangel an wahrem Gelde befördert haben, wenn sie entweder im größten Nothfall, oder ausser demselben auf den Rath der Projectmacher, welche durch dieselben die Menge des Geldes scheinbarlich zu vermehren riethen, verfertiget, eingeführt und gehäuft worden. Kommen sie gar in die Hände des gemeinen Mannes, so sind sie zu desselben größtem Schaden sehr grosser und mannigfaltiger Gefahr unterworfen, zu welcher insonderheit in Rußland die Gefahr zu verbrennen, vorzüglich gehöret. Eine andre Gefahr zeiget folgende wahre Geschichte. Vor Jahr und Tag, empfing ein norwegischer Bauer zu Arndal im Stift Christiansand, von einem Kaufmann an statt baaren Geldes, einen Bancozettel von funfzig Thalern. Er legte ihn gewöhnlichermaßen auf seine Brust, um ihn da zwischen dem Rock zu verwahren. Hernach kaufte er einen Honigkuchen, den er für die Seinigen, nach Gewohnheit mitnehmen wollte, und den er unbedachtsamer Weise ebenfalls auf die Brust unter dem Rock und grade auf den Bankzettel steckte. Er ging nun nach Hause, ward sehr warm und hungrig zugleich, und weil er sonst nichts zu essen hatte, sahe er sich genöthiget, den Honigkuchen aus dem Busen zu nehmen und zu verzehren, an welchem jetzt der Bankzettel angeklebt war, welches aber er, da er gedankenlos und heißhungrig fortwanderte, nicht bemerkte, ohngeachtet er mit jedem Bissen des Kuchens zugleich ein Stück des

Bankzettels abriß und aufaß. Erst bey dem letzten Stückchen Papier, welches er aus dem Munde zog, fiel ihm sein Bankzettel ein, und erschrack unbeschreiblich, als er sahe, daß er ihn mit dem Honigkuchen zugleich verzehrt hatte. Er kehrte ängstlich nach Arndal zurück, erzählte dem Kaufmann, von dem er den Zettel empfangen hatte, sein Unglück und bat um einen andern Bancozettel. Der Kaufmann überzeugte ihn endlich mit vieler Mühe, daß er keine Bankzettel machen könnte, sondern daß sie zu Kopenhagen verfertiget würden, und daß sein Verlust unersetzlich sey. Man kann denken, wie äußerst betrübt der Bauer darüber ward, daß er funfzig Thaler in einem einzigen Kuchen aufgegessen! Er verwünschte alle Bankzettel, und seufzete, daß er und alle seine Landesleute statt derselben lieber baares Geld hätten, welches der Gefahr aufgefressen zu werden, nicht unterworfen sey.

11. Herr B. Wilmer, ein Wundarzt zu Coventry, (Gentl. Mag. 1775. Jan. 28.) giebt in dem neuesten Theil der englischen Philosophischen Verhandlungen (Band 64. Num. 34 Für das Jahr 1774) eine Nachricht von der besondern Art, wie eine Frau durch das Feuer verzehrt worden; davon wir einen Auszug mittheilen. Maria Clues, eine Witwe von 52 Jahren, hatte seit einem Jahre fast täglich ein bis zwey Rößel (nach danziger Maaß einen halben bis einen Stoof)

Rumm oder Annisbrandtwein, bisweilen auch noch wohl mehr Rumm, in einem Tage vertrunken, ohne ihn durch Wasser oder sonst was im geringsten zu verdünnern. Sie fing daher natürlicher Weise an, sehr an der Gesundheit zu leiden, und war im Februar 1772 an der Gelbsucht bettlägerig; demohngeachtet fuhr sie fort ihre starken Getränke zu trinken, und rauchte alle Abend ihre Pfeife Taback. Gemeiniglich blieb eine Frauensperson den Abend über bey ihr, doch nicht allemal, und Niemand schlief bey ihr im Hause. Sie lag gewöhnlich scharf an dem Rande des Bettgestells, ungefehr drey Fuß von dem Kaminfeuer, welches nie sehr groß seyn konnte. Der Fußboden ihrer Schlafkammer war mit Backsteinen ausgelegt. Den 1 Merz taumelte sie auf dem Boden hin, und mußte hülflos liegen bleiben, bis zufälliger Weise, eine Nachbarin, sie zu besuchen kam, und sie ins Bett half. Doch wollte sie nicht haben, daß die Nacht über Jemand bey ihr bliebe. Eine Aufwärterin die dann und wann ins Haus kam, legte demnach nur ein Paar Hände voll Kohlen ganz hinten im Kamin auf das Feuereisen, steckte ein dünnes Nachtlicht auf den Leuchter, setzte solches auf einen Stuhl nicht weit von dem Kopf des Bettes, doch nicht auf der Seite, wo die einzige Gardiene war, schloß die Kranke ab, und ging halb zwölfe, Abends, zum Hause heraus. Gegen fünf Uhr des Morgens, bemerkten die Nachbaren, daß aus ihrem Fenster nach der

Straße

Straße ein Rauch hervorbrach, und als sie die Thüre öfneten, sahen sie in der Stube Flammen, die in kurzem gelöscht wurden. Zwischen dem Bette und Kamin lagen die Ueberbleibsel der Kranken. Die Füße und ein Schenkel waren unversehrt. Außer diesen Gliedmaßen aber konnte man nicht die geringsten Ueberbleibsel von Haut, Muskeln oder Eingeweiden erblicken. Die Knochen der Hirnschädel, des Brustbeins, des Rückgrads und der Schultern waren ganz zu Kalch verbrannt und mit einer weißlichen Rinde überzogen. Die Hirnschädel lag an dem oberen Theil des Bettgestells, die Füße nach dem unteren zu, und der Rückgrad gekrümmet, so daß sie auf der rechten Seite mit dem Rücken gegen den Kamin muß gelegen haben als sie verbrannte. An dem Geräthe im Gemach war sehr wenig versehrt, die Betten waren gar nicht beschädigt und eben so wenig die Gardine von der Flamme berührt. Herr **Wilmer** weiß die Sache nicht anders zu erklären, als daß die Kranke gegen Morgen aus dem Bette gestiegen und gefallen sey, daß ihr Hemde entweder an dem Nachtlicht, das auf dem Stuhle stand, oder an einer aus dem Kamin gefallenen Kohle Feuer gefaßt; daß die festen und flüßigen Theile an dem ganzen Leibe der Kranken, durch die erschreckliche Menge der geistigen Getränke, die sie zu sich genommen, entzündbar gewesen; und daß sie daher vermuthlich sobald sie Feuer gefaßt hatte, in wenigen Augenblicken in

Asche verwandelt worden; indem das Gemach gar wenig von der Flamme gelitten hatte.

12. Anecdote von dem Englischen Seelieutenant Obrien.

Den 8 October des Jahrs 1747 trug es sich zu, daß das Kriegesschiff Darmouth genannt, von 50 Kanonen und 300 Mann, unter dem Schifshauptmann Jacob Hamilton am Vorgebürge St. Vincent, mit dem spanischen Kriegesschiffe Glorioso von 74 Kanonen und 750 Mann in ein scharfes Gefechte gerieth, und in die Luft flog. Die Mannschaft kam alle um, ausgenommen 17 Mann, die von den Böten zweener Privatschiffe Prinz Friederich und Herzog genannt, die zugegen waren, als das Unglück geschahe, eingenommen wurden. Unter diesen Geretteten war keiner von Range als Herr Obrien, einer der Lieutenants, und junger Edelmann aus Irrland.* Er ward eingenommen, als er wieder zu seinen Sinnen kommen war, und auf einer Kanonenlavette, auf welcher er auf dem Schiff in die See gesprengt worden, herum schwamm. Er war ein Mann von sehr ungezwungenem Betragen und von fertigen glücklichen und witzigen Einfällen. Sein erstes Compliment an den Haupt-

mann

*) Er war ein jüngerer Bruder des itzigen Grafen von Inchiquin in Irrland, und ist seitdem gestorben.

mann des Schiffes Prinz Friederich war: „Sie müssen mich entschuldigen mein Herr, daß ich in so unanständigem Anzuge an Boord eines fremden Schiffes komme, allein ich kann Sie versichern, daß ich von dem meinigen in solcher Geschwindigkeit weggekommen bin, daß ich nicht Zeit hatte, meine Kleider zu wechseln.“ Unter allen Geretteten war kein einziger, der von dem Unfall im Stande war die geringste Nachricht zu geben, als Herr Obrien: Der Hauptmann Hamilton hatte ihn mit einem Befehl an den Officier geschickt, der im unteren Raum kommandirte, als er zwischen die Verdecke gekommen war, traf er den Konstabler an, der die Pulverkammer in Aufsicht hatte. Derselbe zitterte und fragte mit wilden Blicken Herrn Obrien, wo der Herr Hauptmann wäre? Herr Obrien versetzte: „Wo sollte er seyn als aufm Verdeck! Was giebts?“ — O! Herr! die Pulverkammer! — — antwortete der Konstabler, und bey dem Worte flog das Schiff auf. Was weiter vorgegangen, wußte er nicht zu sagen, bis er wieder zu Sinnen gekommen, da er sich auf seinem neuen Fahrzeuge mitten auf dem Meere herumgetrieben sahe. Seine Rettung war um so viel sonderbarer, da er eben als das Schiff aufflog, zwischen den Verdecken sich befand, welches, wie man denken sollte, ein gewisser Todesplatz war. Aller Vermuthung nach, ward er seitwärts durch ein Kanonenloch in eben der Richtung, die die Lavette nahm, fort-

gesprengt, und auf dieselbe geworfen, als sie im Wasser war; denn er versicherte, daß er nicht zu ihr geschwommen noch sie ergriffen oder gehalten hätte, indem er vielmehr in dem Augenblick, da er zu Sinnen kam, sich schon auf ihr befand. (Gentlem. Mag. 1775. Mag. p. 225.)

13. Wohlüberdachte Art Jemand zu beschenken. (Crit. Rev. 1774. Spt. 197.)

Wilhelm Castares, ein schottländischer Geistlicher, der bey dem Könige Wilhelm von England in außerordentlichen Gnaden stand und zuletzt als Rector (Principal) der Universität Edenburg sein wohlthätiges Leben beschloß, war so sehr zur Freygebigkeit geneigt, daß er oft dadurch in eigne nicht geringe Verlegenheit gerieth. Sonderlich bewieß er seine Liebe gegen Geistliche von allen Kirchenpartheyen, und ließ vorzüglich denen seine Wohlthätigkeit zu Gut kommen, die zur Zeit der Revolution, ihrer Aemter verlustig gegangen waren, weil sie dem Könige Wilhelm nicht huldigen wollten. Ob sie gleich von der bischöflichen, einer in Schottland verhaßten Kirche waren, so ließ er doch vielen Familien dieser Geistlichen, heimlich von seinem eigenen Jahrgelder reichen, ohne daß diese wußten, woher sie kamen, bis sie mit seinem Tode aufhörten. Einige von ihnen waren zu stolz oder zu bescheiden, von ihm Wohlthaten anzunehmen, und da sann er auf Mittel

tel ihnen auf eine Art beyzukommen, daß weder ihr Stolz noch ihre Bescheidenheit litte. Sein Lebensbeschreiber führt davon ein Beyspiel an, welches ihm Ehre macht. Ein gewisser abgesetzter bischöflicher Geistlicher, Namens Cadell, unterließ nicht, so oft er nach Edenburg kam, unseren Herrn Carstares zu besuchen. Bey solcher Gelegenheit ward er einmal gewahr, daß dieser Geistliche einen sehr abgetragenen Rock hatte. Beym Abschied maß er ihn scharf mit den Augen, und bat ihn inständig über zween Tagen wiederzukommen, weil er ihm was aufzutragen hätte, ehe er wieder aufs Land ginge. Cadell versprach es, und war kaum weggegangen als Carstares nach seinem Schneider schickte, sich Maaß nehmen ließ und den Schneider anwieß, ihm ein Pack Kleider zu machen, die ihm der Länge nach gerecht, übrigens aber um zwey bis drey Zoll zu enge wären, und daß er sie ihm grade zur Stunde ins Haus schickte, da Cadell wiederzukommen versprochen hatte. Caddel hielt Wort, und als er in das Gemach trat, fand er Herrn Carstares sehr erbittert auf seinen Schneider, weil er das Maaß nicht getroffen hätte, und weder Rock noch Weste noch Hosen ihm passeten. Endlich kehrte er sich gegen den Caddel, der ihm selbst eingestund, daß er nicht im Stande seyn würde das Kleid zu tragen. Auf die Art, sagte Carstares, ist Geld und Rock verlohren, wo er nicht etwa einem meiner Freunde paßt; und

 bey

bey allem dem, es wäre die Frage, ob nicht vielleicht selbst ihnen die Kleidung gerecht seyn möchte; haben sie einmal die Güte, sie zu versuchen, es wäre doch Jammerschade, sie wegzuwerfen. Caddel wollte anfänglich nicht dran, thats aber nach vielem Dringen, und es fand sich, zu seiner nicht geringen Verwunderung, daß ihm die ganze Kleidung so gut stand, als wäre sie für ihn gemacht gewesen. Sogleich gab Carstares seinen Leuten Befehl, sie einzupacken und in dessen Herberge zu tragen. Den Tag darauf, als Caddel das Kleid anzog, fand er in der einen Tasche eine Banknote von 10 Pfund Sterl. (60 Thlr.) er schloß ganz natürlich, daß Carstares sie darin vergessen hätte, als er das Kleid ausgezogen. Er ging alsbald zu ihm, und gab ihm den Zettel, den er vergessen hätte aus der Tasche zu nehmen. Keineswegs, lieber Herr Caddel, versetzte Carstares, er kann mir nicht zugehören, denn als Sie den Rock bekamen, so erlangten sie zugleich ein Recht auf alles was darin und daran ist.

Als Carstares Leichnam beerdiget wurde, bemerkte man zween Leute, die sich von dem Trauergefolge abseits wendeten und unter einem Strome von Thränen ihren erlittenen Verlust beweinten. Man fand beym Nachforschen, daß es zween solcher um der Anhänglichkeit an König Jacob II, abgesetzte Geistliche der bischöflichen Kirche waren, die mit ihren Familien, eine ansehnliche Zeit,

durch

durch seine Wohlthätigkeit waren unterstützt worden. (State-Papers and Letters, addressed to Wm. Carstares — — published by I. M. *Cormick* DD. Minister at Prestonpans. 4to. Lond. 1774.)

14. Selten ist ein Tyrann so schlimm, daß er nicht zu Zeiten eine außerordentliche Güte von sich blicken ließe. Moavia, der nach seiner grausamen Regierung über die Muselmänner im 60sten Jahre der Hegire starb, hatte während seines Thronbesitzes viele Grausamkeiten ausgeübt. Er war aber demohngeachtet nicht ohne Tugend und Menschenliebe, wie folgender Umstand beweiset. Ein junger Mensch, dem es bekannt war, daß Moavia die Dichtkunst liebte, brachte ihm einst Verse, worin der traurige Zustand in welchem er sich befand, aufs rührendste geschildert war. Er hatte um eines sehr schönen arabischen Mädchens willen, die er blos aus Liebe geheyrathet, alles das Seinige zugesetzt. Der Besitz dieser Schönheit würde ihn bey der Dürftigkeit, in welche er sich gesetzt hatte, getröstet haben; allein der Statthalter von Cufa, der sie erblickte und bis zum Sterben in sie verliebt ward, hatte sie ihm geraubet. Der unglückliche Ehemann, der den Verlust alles des Seinigen gegen den Verlust seiner Frau für nichts hielt, wollte in Verzweifelung gerathen, und war dran, für Kummer zu sterben, als ihm zum Glücke einfiel, sich an den

Kaliphen zu wenden und ihm in Versen seinen Unfall zu erzählen. Moavia ward gerührt und schickte einen eilenden Bothen an den Statthalter ab, mit Befehl, ihm auf der Stelle die geraubte Schöne zuzustellen. Der Statthalter, der sie anbetete, gab zur Antwort, wenn der Kaliphe ihm verstatten wollte, sie nur noch ein einziges Jahr zu besitzen, so wollte er gerne am Ende desselben seinen Kopf dem Kaliphen zum Abschlagen hinreichen. Allein da Moavia schlechterdings verlangte, daß die junge Schöne augenblicklich ausgeliefert würde, so mußte es geschehen, und sie ward vor ihn geführt. Er erstaunte über ihre Schönheit, noch mehr aber über ihren Verstand, ihre Artigkeit, und die Feinheit ihrer Ausdrücke. Ob er wohl viele Gesandschaften empfangen hatte und täglich mit den größten Männern seines Reichs Umgang pflegte, so gestand er dennoch, daß er nie eine Beredsamkeit gehöret, die derjenigen der reitzenden Araberin glich. Er fragte sie im Scherz, mit wem sie am liebsten ihre Tage zuzubringen wünschte, ob mit ihm? oder mit dem Statthalter von Cufa? oder mit ihrem Manne? Sie antwortete in Versen mit eben so viel Verstand als Bescheidenheit, daß zwar ein so großer Prinz unendlich mehr für sie thun könnte als sie hofte oder verdiente, allein alles das sey doch kein Ersatz, für eine ewige Verdammniß; alle Gnade, die sie demnach von ihm flehete, wäre die, daß sie ihrem Manne wiedergegeben würde. Moavia

via verwilligte ihr nicht nur diese, sondern überhäufte sie noch mit Geschenken, um ihres Mannes Glück wieder herzustellen, der sich um ihrentwillen zu Grunde gerichtet hatte.

Ende des neunten Bandes.



Geschichte
und
Erzählungen.



Zehnter und letzter Band.

Danzig,
bey Daniel Ludwig Wedel,
1778.



Vorerinnerung.

Da der Herr Verleger für gut befindet, diese Sammlung mit dem gegenwärtigen Bande zu beschließen, so kann solches nicht geschehen ohne Dank an diejenigen, welche das Werk bisher sehr gütigst unterstützt haben. Ich hatte bey dem Anfange die Rechnung auf mehrere Mitarbeiter gemacht; da dieses fehlschlug, ist die Arbeit ganz durch die Hand eines einzigen gegangen und zu Ende gebracht worden; desto nöthiger ist die Nachsicht der Leser, (die ohne das in einer solchen Sammlung nicht Aufsätze von gleichförmiger Güte erwarten,) wann manche Stücke nur aus Noth zur Ausfüllung des Raums aufgenommen sind, die bey mehr Muße, bey mehrern Mitarbeitern und bey mehrer Unterstützung desjenigen, dem die gute Aufnahme mehr als jedem andern hätte sol-

len

len angelegen seyn, vielleicht mit bessern wären ersezt worden. Vorrath zu einer Fortsetzung ist vorhanden, ob sie aber unter verändertem Titel, nach Verlangen des Herrn Verlegers, bald oder jemals erscheinen wird, läßt sich vorjezt, verschiedner Bedenklichkeiten wegen, nicht mit Zuverläßigkeit bestimmen. Es ist mir ein Vergnügen zu wissen, daß viele Leser sie verlangen; ich habe Zeugnisse, daß diese Sammlung nicht ganz ohne Nutzen gewesen ist. Oeffentliche Stimmen habe ich nicht gesucht, und bin daher zufrieden sie nicht erhalten zu haben, da ihr Lob immer verdächtig, der Tadel nicht immer ohne Nachtheil und beydes selten mit Gründen unterstüzt ist, die wirklich belehren und mir jederzeit willkommen wären. — Den 7 Aug. 1777.

Der Herausgeber.

Inhalt.



Inhalt
des zehnten Bandes.



Die

Die Hinterlassenschaft eines Vaters für seine Töchter.

Von

Doctor Gregory

weyl. Lehrer der Arzneykunde auf der hohen Schule zu Edenburg.

Aus dem Englischen übersetzt nach der zwoten Londner Ausgabe von 1774.



Vorerinnerung.

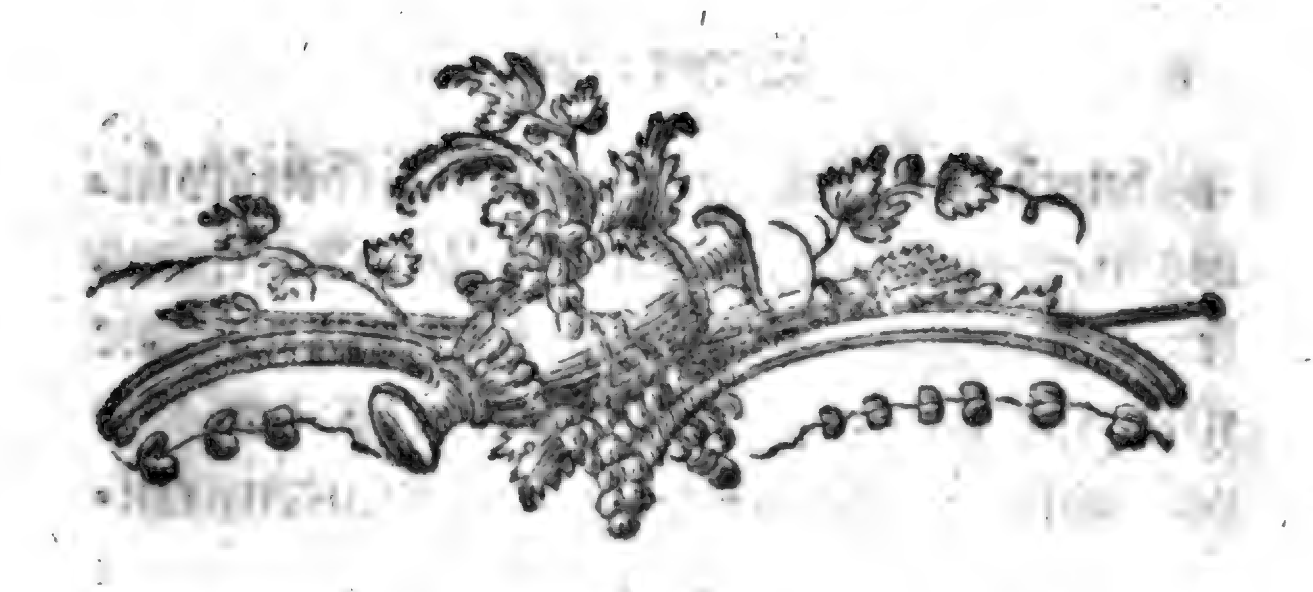
Das ausdrückliche Verlangen eines vornehmen Gelehrten hat die Uebersetzung dieses trefflichen Unterrichts eines Vaters für seine Töchter veranlaßt. Weder jenem Gelehrten noch dem Uebersetzer war es bekannt, daß dieser Aufsatz schon übersetzt, und besonders im Deutschen erschienen war; dieser Umstand wird indessen die Einrückung einer andern Uebersetzung nicht überflüßig machen. Der Unterricht selbst ist so lehrreich, daß er nie oft genug gelesen werden kann, und man es für ein gutes Werk halten muß, ihn in immer mehr Hände zu bringen; jene erste deutsche Uebersetzung ist so unbekannt in diesen Gegenden, wo der Uebersetzer lebt, daß er selbige nie zu Gesichte bekommen hat; ein einzelner Ab-

(a) 2 druck

druck von so wenigen Bogen verliert sich nur gar zu leicht, wie alle fliegende Blätter, aus den Händen der Leser, ob er wohl der Aufbehaltung höchst würdig ist. Wir haben daher geglaubt, unsre Sammlung auf keine würdigere Weise beschliessen zu können, als wenn wir ihr diesen Unterricht beyfügten, der zwar weder Geschichte noch Erzählungen enthält, aber immer die Aufmerksamkeit aller unsrer jungen Leserinnen verdient.

Herausgeber.

Vorrede.



Vorrede
des englischen Herausgebers.

Es wird für diese Briefe bey einem jeden, der sie als Erinnerungen betrachtet, eine Art von Empfehlung seyn, wenn man weiß, daß sie von einem zärtlichen Vater, bey seiner abnehmenden Gesundheit, zum Unterricht für seine Töchter geschrieben worden, aber nicht dem Publico bestimmt waren. Bey dergleichen vertrauten Unterredungen hat man nicht nöthig, den Vorurtheilen, den Gewohnheiten, den modischen Meinungen Opfer zu bringen. Eine väterliche Liebe und Vorsorge redet ihre aufrichtigen Empfindungen unverstellt und unverhohlen. Der Eifer eines Vaters, seine Töchter in allem vollkommen zu machen,

wodurch ein Frauenzimmer liebenswürdig werden kann, nebst des Vaters schneller Wahrnehmung der Gefahren, die nur gar zu oft, auch wohl aus der Erreichung dieser nämlichen Absichten, entstehen, flößen ihm seine Erinnerungen ein, und machen ihn aufmerksam auf tausend kleine Annehmlichkeiten und kleine Wohlanständigkeiten, die dem strengsten Sittenlehrer entwischen würden, welcher ohne Theilnehmung des Herzens mit blossem Nachdenken dergleichen Räthe zu schreiben unternähme. Jedes Vermögen der Seele geräth in Bewegung, wenn mans mit den Gegenständen seiner zärtlichsten Zuneigung zu thun hat.

Die väterliche Zärtlichkeit und Wachsamkeit wurde bey dem Schreiber dieser Briefe verdoppelt, weil er von den beyden Eltern der jungen Mädchen zu dieser Zeit allein übrig war, und der Tod sie schon zuvor ihrer wackern Mutter beraubt hatte. Sein eigner zweydeutiger Gesundheitszustand erregte bey ihm die allerzärtlichste Besorgniß für die künftige

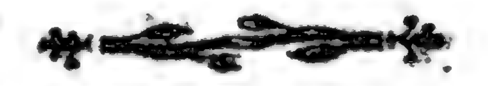
Wohl-

Wohlfarth seiner Töchter; und ob er wohl glauben konnte, daß der Eindruck, den sein Unterricht und ebenmäßiges Beyspiel auf sie machen dürfte, sich nie aus ihrem Gedächtniß verlieren würde: so gab ihm doch die ängstliche Bekümmerniß über ihren verwaiseten Zustand dies Mittel an die Hand, ihnen jene Anweisungen noch dauerhafter zu machen.

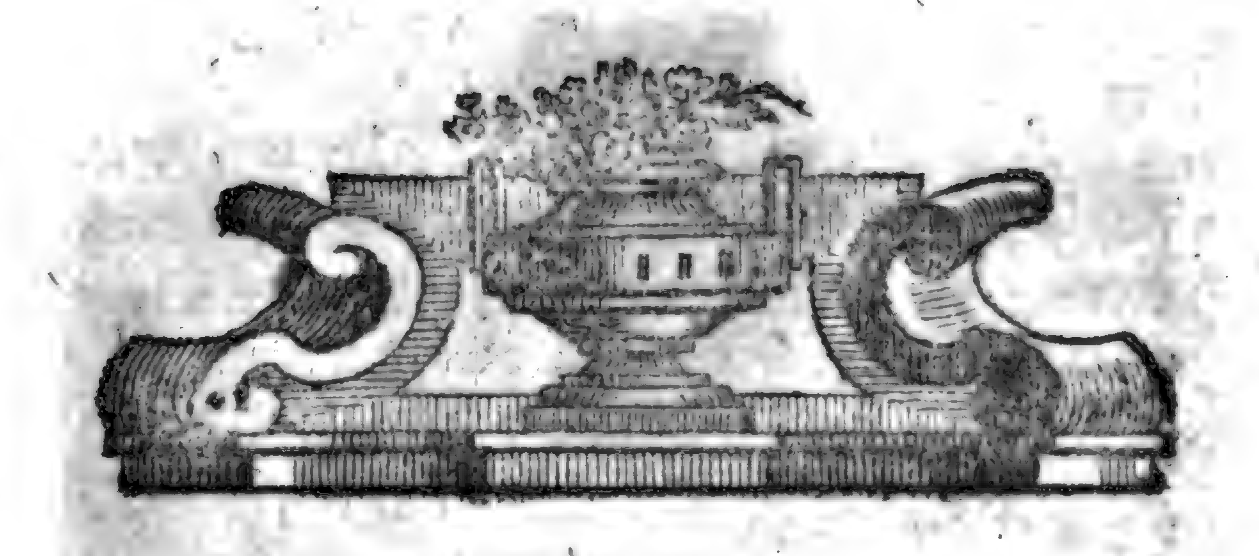
Der Herausgeber ist durch die sehr günstige Aufnahme, welche die übrigen Werke seines Vaters gefunden haben, ermuntert worden, auch diesen Aufsatz dem Publico vorzulegen. Die **Vergleichung zwischen dem Zustande der Menschen und andrer Thiere,** und sein **Versuch über das Amt und die Pflichten eines Arztes,** sind allgemein gelesen worden, und falls die Partheylichkeit seiner Freunde ihn nicht hintergieng, hat er Ursache zu glauben, daß sie allgemeinen Beyfall erhalten haben.

In einigen von jenen Abhandlungen hatte der Verfasser die Absicht, seiner Leser

Leser Geschmack und Einsichten zu verfeinern, in andern, ihr Herz zu bessern, in verschiedenen, den gehörigen Gebrauch der Weltweisheit, durch Anweisung, wie sie auf die gewöhnlichen Pflichten des Lebens anzuwenden ist, zu zeigen. In allen seinen Schriften war das Wohl seiner Mitmenschen seine Hauptabsicht; und da unter seinen Freunden diejenigen, zu deren Geschmack und Urtheil er das meiste Zutrauen hatte, der Meinung sind, daß die Bekanntmachung dieses kleinen Werks zu jenen allgemeinen Absichten beytragen und zugleich seinem Andenken Ehre machen werde, so kann der Herausgeber nicht länger anstehen ihrem Rathe zu folgen, und es dem Publico mitzutheilen.



I.



I.

Eines
Vaters Vermächtniß
für
seine Töchter.

Meine lieben Kinder!

Ihr seyd so unglücklich gewesen, eurer Mutter beraubt zu werden, zu einer Zeit, da ihr von eurem Verlust noch keine Empfindung hattet. Von ihrem Unterricht und ihrem Beyspiel habt ihr demnach wenig Vortheil ziehen können. — Ehe euch dies zuhanden kommt, werdet ihr auch euren Vater verloren haben.

Oft habe ich mit Wehmuth erwogen, in was für einen verlornen und hülflosen Zustand ihr gerathen müßtet, falls es Gott gefallen sollte, mich

von euch zu nehmen, ehe ihr die Jahre erreichtet, da ihr für euch selbst denken und handeln könnt. Ich kenne die Menschen zu gut. Ich weiß ihre Zerstreuung, ihre Falschheit, ihre Kälte, wenn es auf Erfüllung der Pflichten der Freundschaft und Menschenliebe ankommt. Ich weiß, wie wenig sie auf hülfsbedürftige Kinder achten. — Ihr würdet nur wenige Freunde finden, die uneigennützig genug wären sich eurer anzunehmen, so lange ihr außer Stande seyd, es ihnen dadurch zu vergelten, daß ihr etwas zu ihrem Nutzen oder Vergnügen beytragt, oder auch nur ihrer Eitelkeit fröhnet.

Meine Betrübniß, die natürlicher Weise aus solchen Erwägungen entstehen mußte, wurde dadurch erleichtert, daß ich mein Vertrauen auf die Treue derjenigen Vorsehung setzte, die euch bisher erhalten, und mir von der Güte eurer Herzen die angenehmste Voraussicht gegeben hat; und daß ich mir heimlich Hoffnung machte, die Tugenden eurer Mutter würden über ihre Kinder Segen bringen.

Die Besorgniß, die ich um eure Glückseligkeit habe, hat mich auf den Entschluß gebracht, meine Gedanken über eure künftige Lebensart zu Papier zu bringen. Lebe ich noch einige Jahre, so gedenke ich sie besser auszuführen, und, nach Unterschied eures allerseitigen Geistes und Herzens, anpassender für euch einzurichten. Sterbe ich früher, so

nehmet

nehmet sie an, so unvollkommen sie sind; — sie sind der letzte Beweis meiner väterlichen Liebe.

An eures Vaters Liebe werdet ihr noch gedenken, wenn vielleicht alles andre, was ihn betrifft, wird vergessen seyn. Ich schmeichele mir, daß diese Erinnerung euch ermuntern wird, auf die Räthe, die ich euch hinterlassen will, eine ernste Aufmerksamkeit zu wenden. — Diese Aufmerksamkeit kann ich mit desto größerem Zutrauen von euch fordern, da meine Urtheile über die wesentlichsten Punkte, welche Leben und Sitten angehn, mit eurer Mutter Gedanken übereinstimmen, deren Verstande und Geschmack ich weit mehr trauete, als meinem eigenen.

Es ist natürlich, daß meine Räthe sehr unvollständig seyn müssen, da es bey der Aufführung eines Frauenzimmers viele unnennbare und bedenkliche Umstände giebt, die Niemand beurtheilen kann, als ein Frauenzimmer — Wenn ihr aber auf das, was ich euch zurücklassen will, Acht gebet, so werdet ihr doch den Einen Vortheil davon haben, daß ihr in eurem Leben, wenigstens dies einemal, die aufrichtigen Gesinnungen eines Mannes höret, der keinen Nutzen davon hat, ob er euch Schmeicheleyen vorsagt oder euch verführt. — Ich werde meine Gedanken ohne mühsam gesuchte Ordnung vortragen, und sie, nur um Verwirrung zu verhüten, unter einige allgemeine Aufschriften bringen.

In

In einer kleinen Abhandlung, die ich vor kurzem bekannt gemacht habe, werdet ihr finden, von welch einer ehrwürdigen Seite ich das Frauenzimmer überhaupt betrachtet habe: nicht als häußliche Lastthiere oder Sklavinnen unserer Vergnügungen; sondern als unseres Gleichen, als unsere Gesellschaft, bestimmt, unsere Herzen sanfter, unsere Sitten feiner zu machen, und, wie Thomson sehr glücklich sagt:

Die Tugend zu heben, zu krönen das selige Glück
Des Lebens Müh und Sorge zu erleichtern.

Ich will das, was ich dort hierüber gesagt habe, nicht wiederhohlen, sondern nur anmerken, daß sich aus der euch natürlichen Gemüthsart, die ich dort auseinander gesetzt habe, und aus dem Platz, den ihr in der menschlichen Gesellschaft einnehmt, ein gewisser Anstand in der Aufführung ergiebt, der eurem Geschlechte eigenthümlich ist. Dieser eigenthümliche Anstand der weiblichen Sitten ist es eben, von dem ich euch meine Meinungen vorzutragen gedenke, ohne jene allgemeine Regeln der Aufführung zu berühren, zu welchen beide Geschlechter verpflichtet sind.

Indem ich euch das Wesentlichste eines Betragens erkläre, das nach meinem Bedünken zu eurer Ehre und Glückseligkeit das meiste beytragen kann, so werde ich mich zugleich bemühen, diejenigen Tugenden und Vollkommenheiten euch zu zeigen, die euch in den Augen meines Geschlechts am ehrwürdigsten und liebenswerthesten machen.

Reli-

Religion.

Obgleich, genau zu reden, beide Geschlechter zu den Pflichten der Religion auf gleiche Weise verbunden sind, so macht doch der Unterschied ihrer natürlichen Denkart und Erziehung gewisse Laster an eurem Geschlechte vorzüglich verhaßt. Die natürliche Härte unsers Herzens und die Stärke unserer Leidenschaften, entflammt durch die ungebundene Freyheit, die man uns in unserer Jugend nur gar zu oft verstattet, können uns aufs leichteste in unsren Sitten ausgelassener und der zärteren Gefühle des Herzens minder empfänglich machen. Eure vorzüglichere Feinheit, eure Bescheidenheit und die gewöhnliche Strenge eurer Erziehung sichern euch großentheils vor der Versuchung zu solchen Lastern, denen wir am mehresten nachhängen. Die natürliche Weiche und Empfindlichkeit eures Gemüthes machen euch geschickt zu Ausübung der Pflichten, an denen das Herz einen vorzüglichen Antheil hat. Und diese, in Verbindung mit der natürlichen Wärme eurer Einbildungskraft, bereiten euch vorzüglich zu den Empfindungen der Andacht.

Euer Stand hat vielerley Ereignisse, welche die Unterstützung der Religion vorzüglich erfordern, wann ihr dabey mit Muth und Anstand euch betragen wollt. Euer ganzes Leben ist zum öftern ein Leben des Leidens. Ihr könnt euch nicht in

Geschäfte vertiefen, und noch weniger euch durch Ergötzlichkeiten und Ausschweifungen zerstreuen, wie es Männer unter dem Druck des Unglücks nur zu oft zu thun pflegen. Ihr müßt euren Kummer in der Stille, unbekannt und unbemitleidet tragen. Ihr müßt nicht selten ein heiteres und munteres Gesicht zeigen, wenn euer Herz durch Beängstigungen gepeitscht wird, oder in Verzweifelung versinken will. Alsdann habt ihr kein anderes Mittel, als die Tröstungen der Religion. Diese sind es vornehmlich, die euch die häuslichen Unfälle gelassener ertragen lehren, als wir sie gemeiniglich zu ertragen pflegen.

Andere male hingegen befindet ihr euch in ganz entgegengesetzten Umständen, wo euch eben so sehr die Einschränkungen der Religion nöthig sind. Die natürliche Lebhaftigkeit, vielleicht auch die natürliche Eitelkeit eures Geschlechts verleitet euch nur gar zu leicht zu einer Lebensart voll Zerstreuung, die euch mit dem Anschein unschuldiger Vergnügungen hintergeht; in der That aber euren Geist betäubt, eure Gesundheit zu Grunde richtet, alle die höhern Seelenvermögen schwächt, und nicht selten eurem guten Namen einen Schandfleck anhängt. Indem die Religion dieser Zerstreuung und Ergötzungssucht Einhalt thut, so setzt sie euch zugleich in den Stand, auch selbst aus denen Quellen der Vergnügung, die nicht selten Ueberdruß und Ekel erwecken, wenn sie gar zu oft

wieder-

wiederholt werden, mehrere Glückseligkeit abzuleiten.

Die Religion ist mehr eine Sache der Empfindung als des Vernünftelns. Die wichtigsten und wesentlichsten Lehrstücke des Glaubens sind deutlich genug. Richtet eure Aufmerksamkeit auf diese, und mischt euch nicht in Streitigkeiten. Lasset ihr euch darauf ein, so versinkt ihr in ein Chaos, aus welchem ihr euch nie werdet herausarbeiten können. Es verdirbt die Seele; und das Herz, wie ich fürchte, gewinnt dabey nichts.

Meidet alle Bücher und allen Umgang, wodurch euer Glaube an die wichtigen Lehren der Religion, welche euch zur Richtschnur eurer Aufführung dienen sollen, und auf welchen eure Hoffnungen der künftigen und ewigen Glückseligkeit beruhen, erschüttert werden kann.

Erlaubet euch niemals dasjenige lächerlich zu machen, was mit der Religion in Verbindung steht; muntert auch nicht andere dadurch dazu auf, daß ihr ein Vergnügen an dem, was sie sagen, zu haben scheint. Leuten, die eine gute Erziehung haben, geschieht damit vollkommen Einhalt.

Ich wünsche, daß ihr in Lehren, welche die Religion betreffen, nicht weiter gehen möchtet, als die heilige Schrift geht. Nehmet die an, die ihr klärlich offenbaret findet. Beunruhigt euch nicht über die, die ihr nicht versteht, behandelt sie aber

mit stiller und anständiger Ehrerbietung. — Ich wollte euch rathen blos diejenigen Andachtsbücher zu lesen, die auf das Herz gerichtet sind, fromme und andächtige Empfindungen einflößen und Anleitung zu einem anständigen Betragen geben, aber nicht solche, die euch in das endelose Gewirre der Meinungen und Lehrgebäude verstricken.

Seyd sorgfältig in genauer Abwartung eurer besonderen Andachtsübungen des Morgens und Abends. Wo ihr einiger Empfindung oder lebhaften Vorstellung fähig seyd, so werdet ihr zu einem solchen Umgange mit dem höchsten Wesen gelangen, daß daraus unendlich wichtige Folgen für euer ganzes Leben entstehn müssen. Euer Gemüth wird eine gewohnheitsmäßige Heiterkeit erlangen, eure Tugend wird Stärke und Festigkeit bekommen, und ihr werdet im Stande seyn, alle Veränderungen des menschlichen Lebens mit Anständigkeit und Würde zu überstehen.

Ich wünsche, daß ihr allemal ordentlich in Abwartung des öffentlichen Gottesdienstes und Empfangung des heil. Abendmahls seyn möchtet. Lasset euch durch nichts von Beobachtung eurer öffentlichen und besondern Andachtsübungen abhalten, es wäre denn daß ihr eine der thätigen Pflichten des Lebens, denen jene allemal weichen müssen, auszuüben hättet. — Bey dem öffentlichen Gottesdienst beobachtet allemal ein so aufmerksames und ernstliches Betragen, daß es andern zum Beyspiel dienen kann.

Es

Es wird unter euren Bekannten nicht an solchen fehlen, welche die äusserste Genauigkeit, die ich bey diesen Pflichten empfehle, als eine abergläubische Anhänglichkeit an Formalitäten betrachten werden; allein ich habe bey diesen und anderen Räthen, die ich euch gebe, meine Absicht auf den herrschenden Geist und die Sitten unsres Zeitalters gerichtet. Man siehet solch eine Leichtsinnigkeit und Zerstreuung an den heutigen Sitten, eine solche Kälte und Gleichgültigkeit gegen alles was die Religion angeht, daß ihr nothwendig damit müßt angesteckt werden, wo ihr nicht vorsätzlich eine entgegenstehende Neigung in eurer Seele unterhaltet, und den Geschmack an der Andacht zur Gewohnheit werden lasset.

Lasset bey Abstattung eurer Religionspflichten keine Geberdungen und Pralsucht von euch blicken. Sie sind gemeiniglich der Schleyer der Scheinheiligkeit, und allemal wenigstens ein Beweis eines schwachen und eiteln Gemüths.

Machet die Religion nicht zum Inhalt eurer Gespräche in vermischten Gesellschaften. Lenket eher die Unterredung von der Religion ab, wenn man davon anfängt. Bey allem dem aber vertraget es auch nicht, wenn jemand thörigter Weise an euren Religionsgesinnungen zum Ritter werden will; bezeiget vielmehr in diesem Fall eben so viel Unwillen, als ihr natürlich empfinden müßtet, wenn man euch auf andre Art persönlich beleidigte. Das

Sicherste aber ist eine bescheidene Zurückhaltung über diesen Punkt, und daß man Niemanden wegen seiner Religionsgesinnungen angreift.

Nähret eine ausgebreitete Liebe gegen alle Menschen, sie mögen in Meinungen der Religion auch noch so weit von den eurigen abgehen. Der Unterschied kommt wahrscheinlicher Weise von Ursachen, an denen ihr keinen Antheil habt, und die ihr nicht euch zum Verdienst anrechnen könnet.

Zeigt eure Werthschätzung der Religion auch dadurch, daß ihr eine auszeichnende Achtung gegen alle ihre Diener beweiset, sie mögen seyn von welcher Kirchenparthey sie wollen, wenn sie nur nicht mit ihrem Leben ihrem Bekenntniß Schande machen; überlasset ihnen aber nie die Leitung eurer Gewissen, damit sie euch nicht die engen Begriffe ihrer Parthey einflößen.

Die beste Wirkung eurer Religion ist eine Menschenliebe, die sich über alle Bekümmerte ergiesset. — Leget von eurem Einkommen einen gewissen Theil beyseite, der den Liebesbeweisungen geheiliget sey. Meidet aber aufs sorgfältigste alle Praleren, sowohl bey der Ausübung dieser als aller andern Pflichten. Die Eitelkeit macht ihre Absichten selbst zunichte. Der Ruhm ist eine der natürlichen Belohnungen der Tugend. Jagt ihm nicht nach; und er wird euch folgen.

Laßt

Laßt eure Liebesbeweisungen nicht in bloßem Geldgeben bestehen. Ihr werdet genugsame Gelegenheit haben ein zärtliches und mitleidsvolles Herz zu beweisen, wo euer Geld nicht nöthig ist. — Es giebt eine gewisse falsche und unnatürliche Verfeinerung der Empfindlichkeit, vermöge der man keinen Menschen, der im Elend ist, selbst sehen will. Gebet derselben niemals Raum, sonderlich wenn es Freunde oder Bekannte sind, die vom Unglück getroffen worden. Die Tage ihres Unfalls, da die Welt ihrer vergißt oder ihnen aus dem Wege geht, sind für euch die Zeit, eure Menschenliebe und Freundschaft zu erweisen. Der Anblick des menschlichen Elendes erweichet und bessert das Herz; es schlägt den Stolz der Gesundheit und des Wohlergehns nieder, und der Schmerz, den es erreget, wird durch das Bewußtseyn eure Pflicht gethan zu haben, und durch das geheime Behagen, womit die Natur alle unsere sympathisirende Kümmernisse begleitet, reichlich belohnt.

Das Frauenzimmer betrügt sich gar sehr, wenn es glaubt, daß es sich unsrem Geschlecht durch Gleichgültigkeit in der Religion empfiehlt. Sogar denen Männern, die selbst Ungläubige sind, misfällt der Unglaube an Euch. Jedermann, der die menschliche Natur kennt, gedenkt sich, bey dem Geschmack an Religion, an eurem Geschlecht zugleich Sanftmuth und Empfindlichkeit des Herzens; wenigstens betrachten wir allemal den Mangel

gel dieses Geschmacks als einen Beweis eines harten und mannhaften Geistes, der uns unter allen euren Fehlern am mehresten misfällt. Nächstdem sehen auch die Männer eure Liebe zur Religion als die Hauptstütze jener weiblichen Tugend an, an welcher ihnen das mehreste gelegen ist. Wenn eine Mannsperson eine Liebe zu einer unter euch vorwendet, giebt sich aber Mühe eure Grundsätze der Religion wankend zu machen, so könnt ihr versichert seyn, daß er entweder ein Narr ist, oder Absichten auf euch hat, die er sich nicht erkühnt offenbar zu gestehen.

Vermuthlich werdet ihr euch wundern, daß ich euch zu einer Kirche erzogen habe, zu der ich selbst nicht gehöre. Aufrichtig zu reden, war dies die Ursache: ich nahm wahr, daß der Unterschied zwischen unsern Kirchen von keiner Hauptwichtigkeit ist, und daß man blos nach Geschmack der einen vor der andern einen Vorzug giebt. Eure Mutter war in der englischen Kirche erzogen, und hatte eine vorwaltende Neigung für dieselbe; und ich hatte ein günstiges Vorurtheil für alles was eure Mutter liebte. Sie hat nie verlangt, daß ihr von einem Geistlichen der englischen Kirche getauft, oder zu dieser Kirche erzogen werden sollet. Vielmehr hatte sie bey dem kleinsten Umstande, der mir in den Augen der Welt nachtheilig seyn konnte, eine so zärtliche Achtung, daß sie mich aufs dringendste um das Gegentheil anlag.

Allein

Allein in diesem Stück konnte ich ihrem Edelmuth nicht willfahren. — Nachdem ich sie verloren hatte, ward ich noch geneigter euch zu dieser Kirche zu erziehen, weil es ein heimliches Vergnügen für mich ist, alles zu thun, was den Schein hat, meine Liebe und Ehrerbietung für ihr Andenken auszudrucken. — Ich habe nur sehr unvollkommen und matt geschildert, was eure Mutter war, indem ich zeigen wollte, was ihr seyn sollt.*)

Betragen und Aufführung.

Eine der vorzüglichsten Schönheiten an der weiblichen Gemüthsart ist jene bescheidene Zurückhaltung, jene ausweichende Bedenklichkeit, die sich dem Auge des Publikums entzieht, und selbst über den Blick der Bewunderer in Verlegenheit geräth. — Ich kann nicht wünschen, daß ihr gegen den Beyfall unempfindlich seyn sollt. Wäret ihr das, so müßtet ihr wenigstens minder liebenswürdige Mädchen, wo nicht was schlimmeres werden. Indessen muß eine Bewunderung, die eurem Herzen Freude macht, euch doch nicht verblenden.

Wenn ein Mädchen nicht mehr erröthet, so hat sie den mächtigsten Reiz ihrer Schönheit verloren.

*) Der Leser erinnere sich, daß mit Fleiß, so viel möglich, alle Anmerkungen übergangen sind, die beide Geschlechte auf gleiche Weise angehn.

ren. Das Errӧthen ist ein Anzeichen der zärtesten Empfindlichkeit, die an unsrem Geschlecht, wie ich selbst oft genug erfahren habe, eine Schwachheit und Last seyn mag; an dem eurigen ist sie etwas ungemein einnehmendes. Ein Schulfuchs, der sich für einen Philosophen hält, fragt wohl, warum ein Frauenzimmer errӧthen soll, wenn sie sich keines Verbrechens bewußt ist? Es ist aber eine zureichende Antwort, daß ihr von der Natur zum Errӧthen gemacht seyd; wenn ihr nichts sträfliches gethan habt; und daß wir von Natur gezwungen werden euch zu lieben, weil ihr errӧthet. — Das Errӧthen ist so wenig nothwendiger Weise eine Begleitung der Schuld, daß es vielmehr der gewӧhnliche Gefährte der Unschuld ist.

Diese Bescheidenheit, die ich für eine so wesentliche Eigenschaft eures Geschlechts halte, wird euch von Natur geneigt machen, in Gesellschaften, sonderlich in großen, euch eben nicht viel hӧren zu lassen. — Leute von Verstande und Einsicht werden euer stilles Wesen nie für Dummheit ansehn. Man kann an einer Unterredung Theil nehmen, ohne sich ein Wort verlauten zu lassen. Der Ausdruck in eurem Gesicht zeigt den Antheil, den ihr nehmt, und wird der Beobachtung eines aufmerksamen Auges nicht entgehen.

Eine ungezwungene Würde in eurem Betragen an ӧffentlichen Oertern wünsche ich euch von Herzen an; aber nicht jene zudringliche Ungezwungenheit,

genheit, nicht jenen frechen Blick, der den Anwesenden Troß zu bieten scheint. — Wenn ein Herr mit euch spricht, und es tritt eine Person von höherem Stande hinzu euch anzureden, so nehmt euch in Acht, daß ihr durch keine unruhige Aufmerksamkeit oder sichtbare Vorziehung des letztern eures Herzens Wankelmuth verrathet. Der Stolz muß euch hie vor der Niederträchtigkeit bewahren, worin eure Eitelkeit euch stürzen könnte. Erwäget, daß ihr euch vor der ganzen Gesellschaft lächerlich macht, und den einen von den Mannspersonen beleidigt, blos um den Triumph des andern zu vergrößern, der vielleicht glaubt, daß er euch eine Ehre anthut, wenn er mit euch spricht.

Sprecht, selbst mit Männern von dem vornehmsten Stande, mit derjenigen würdevollen Bescheidenheit, welche dem Ausbruch der allerentferntesten Vertraulichkeit vorbeuget, folglich auch verhütet, daß sie nicht fühlen, wie viel sie höher sind, als ihr seyd.

Unter allen Gaben, die ihr besitzen möget, ist der Witz die gefährlichste. Mit großer Vorsicht und Gutmüthigkeit müßt ihr dieselbige bewahren, sonst macht ihr euch viele Feinde. Der Witz kann mit der sanften Stille und Behutsamkeit vollkommen wohl bestehen; man findet aber diese Eigenschaften selten beysammen. Der Witz ist für eitele Seelen so was schmeichelndes, daß diejenigen, die ihn besitzen, ganz davon verblendet werden und die Gewalt verlieren, sich selbst zu beherrschen.

Die

Die Laune ist eine andere Gabe. Sie wird machen, daß man euren Umgang sehr suchen wird; seyd aber auf eurer Hut, daß ihr selbiger nicht zu stark nachgebet. — Sie ist nicht selten eine große Feindinn der Bescheidenheit, und eine noch grössere der Würde des Charakters. Lob und Beyfall kann sie euch bisweilen erwerben, nie aber wird sie euch Ehrerbietung verschaffen.

Ihr müßt sogar euren gesunden Menschenverstand mit Behutsamkeit äußern. Es könnte scheinen, als wenn ihr euch vor den übrigen in der Gesellschaft etwas herausnehmen wolltet. — Habt ihr aber einige Gelehrsamkeit, so haltet sie schlechterdings geheim, sonderlich vor dem männlichen Geschlecht, welches ein Frauenzimmer von großen Fähigkeiten und geübtem Verstande gemeiniglich mit eifersüchtigen und boshaften Augen ansieht.

Ein Mann von wahrem Geist und Rechtschaffenheit ist allemal weit über solche Unwürdigkeiten erhaben. Aber selten wird euch auch ein solcher in den Weg kommen; und geschähe es ja zufälliger Weise, so eilet nicht ängstlich, ihn alle eure Gelehrsamkeit sehen zu lassen. Wenn er Gelegenheit hat mit euch umzugehen, so wird er im kurzen von selbst eure Einsichten gewahr werden; und besitzt ihr einige Annehmlichkeiten der Person und des Betragens, und versteht die Kunst eure Fähigkeiten geheim zu halten, so wird er deren ohne Zweifel euch noch mehrere zuschreiben, als ihr

wirklich

wirklich besitzet. — Das große Geheimniß in Gesellschaft zu gefallen besteht darin, daß man die Gesellschaft sich selbst gefallen macht. Ihr werdet euch ihre Gewogenheit weit eher durch Zuhören als durch Reden erwerben.

Enthaltet euch sorgfältig von andern übels zu reden, sonderlich von Personen eures Geschlechts. Man beschuldigt euch, diesem Laster vorzüglich zugethan zu seyn. — Ich glaube mit Unrecht. — Die Männer sind ihm eben so sehr ergeben, wenn es ihr Vortheil erfordert. — Da bey euch der Vortheil öfterer im Spiel ist, und eure Gefühle schneller sind als die unsrigen, so habt ihr dazu häufigere Versuchungen. Nehmt demnach den zärtlichsten Bedacht auf den guten Namen aller Frauenzimmer, sonderlich wenn sie Mitwerberinnen unserer Zuneigung sind. Wir sehen dies als den stärkesten Beweis der Würde und wahren Größe der Seele an.

Zeiget ein empfindungsvolles Mitleiden mit unglücklichen Mädchen, sonderlich wenn sie es durch die Niederträchtigkeit des männlichen Geschlechts geworden sind. Laßt es ein geheimes Vergnügen, fast möchte ich sagen, euren Stolz seyn, die Freundinnen und die Zuflucht der Unglücklichen zu werden, ohne auf eitle Art damit groß zu thun.

Erwäget, daß alle Arten von Freyheit im Reden an sich selbst beschämend, und an eurem Ge-

 schlechte

schlechte uns höchst widerlich sind. Alle zweydeutigen Ausdrücke sind von dieser Art. — Die Ungebundenheit bey der Erziehung der Mannspersonen macht, daß sie Vergnügen an einer Art von Witz finden, den sie Sittsamkeit genug haben für anstößig zu halten, wenn er aus eurem Munde kommt, oder auch wenn ihr ihn nur ohne Widerwillen und Verachtung anhöret. — Die jungfräuliche Reinigkeit ist so zärtlicher Natur, daß sie gewisse Dinge nicht anhören kann, ohne befleckt zu werden. Es steht bey euch, diesem Schicksal zu entgehen. Nur ein Thier von Menschen, oder ein Narr, wird einem Frauenzimmer mit Reden beschwerlich fallen, von denen er wahrnimmt, daß sie ihr zuwider sind; und er wird sich dergleichen gar nicht erkühnen, wenn sie mit gehörigem Muthe die Unverschämtheit zu ahnden weiß. — Es ist in der sich selbst bewußten Tugend so viele Würde, daß solche im Stande ist den Schamlosesten und Verruchtesten in Ehrfurcht zu halten.

Vielleicht wird man euch den Vorwurf einer verstellten Bescheidenheit machen. Mein Wunsch geht aber nicht dahin, daß ihr euch bescheiden stellen, sondern es wirklich seyn sollt; und auf allen Fall ist es immer besser, daß ihr Gefahr lauft für lächerlich als für widerlich gehalten zu werden.

Das männliche Geschlecht wird sich über eure Zurückhaltung beschweren. Ihr würdet noch liebens-

liebenswürdiger seyn, wird man sagen, wenn ihr ein freyeres Betragen hättet. Trauet aber mir, wenn ich euch versichere, daß die euch das sagen, es nicht redlich mit euch meynen. — Ich gestehe es, daß ihr dadurch bey gewissen Gelegenheiten in Gesellschaft angenehmer, aber als Frauenzimmer weniger liebenswürdig werden würdet. Der Unterschied zwischen einer angenehmen Gesellschafterin und einem liebenswürdigen Frauenzimmer ist von Wichtigkeit, obgleich wenige eures Geschlechts darauf achten. — Bey dem allen wünsche ich, daß ihr in eurem Umgange offenherzig und ungezwungen seyd. Ich wollte euch nur einige Erwägungen an die Hand geben, wornach ihr in diesem Stück euer Betragen einrichten solltet.

Habt eine heilige Achtung für die Wahrheit. Das Lügen ist ein niedriges und verächtliches Laster. — Ich habe Frauenzimmer von unvergleichlichen Gaben gekannt, die demselben so ergeben waren, daß man ihnen gar nicht trauen konnte, wenn sie eine Geschichte erzählten, sonderlich wenn einige wunderbare Umstände darin vorkamen, oder wann sie selbst die Heldinnen der Erzählung waren. Es war eine Schwachheit, die gar nicht in einem bösen Herzen ihren Grund hatte, sondern bloße Wirkung eines eitlen Gemüths oder einer ungezähmten Einbildungskraft war. — Doch ist es nicht meine Meinung, jene lebhafte Verschönerung einer lustigen Geschichte zu tadeln, bey der

keine andre Absicht ist, als ein unschuldiges Vergnügen zu befördern.

Es giebt eine gewisse Artigkeit des Verstandes und Betragens, die an eurem Geschlechte ungemein einnehmend ist; nicht jenes allseitige Aufmerken, jene unbedeutende Freundlichkeit, die alles ohne Unterschied anlächelt. Diese kommt entweder aus einem sanften Wesen, das nur erzwungen ist, oder aus einer vollkommenen Abgeschmacktheit.

Es giebt in der Ueppigkeit eine Art von Verfeinerung, die gerade anfängt unter den reicheren Herren dieses Landes Platz zu greifen, mit der unsre (schottischen) Damen zur Zeit noch so wenig bekannt sind, als je andre Frauenzimmer auf Erden, und ich hoffe, zur Ehre eures Geschlechts, immerfort bleiben werden; ich rede von der Ueppigkeit in Speisen. An dem männlichen Geschlecht ist sie ein verachtungswerthes, selbstsüchtiges Laster; aber an dem eurigen ist es ein widerlicheres und unbescheideneres, als man mit Worten ausdrücken kann.

Jedermann, der einige wenige Jahre zurück denken kann, wird in der Achtung und Ehrerbietung, die man vor diesem dem Frauenzimmer erwies, eine sehr merkliche Veränderung wahrnehmen. Ihr Putzzimmer wird nicht besucht, und nach der Mittags- und Abendmahlzeit sind die Herren nicht eher ruhig, als bis die Damen fort sind.

sind. Wie es zugegangen, daß sie diese Ehrerbietung verloren haben, auf welche ihnen Natur und Wohlstand ein so starkes Recht geben, will ich hie nicht besonders untersuchen. Die Veränderung der Sitten beruhet in allen Ländern auf sehr mannigfaltigen und verwickelten Ursachen. Ich will nur bemerken, daß in vorigen Zeiten das Frauenzimmer sehr zurückhaltend und kostbar in seinem Betragen war. Heut zu Tage würde man dergleichen für lächerlich, steif und peinlich halten. Es sey aber was es wolle, so hatte es sicherlich die Wirkung, daß man größere Ehrerbietung für das Frauenzimmer bezeigte.

Ein vortreffliches Frauenzimmer hat, eben wie andre vortreffliche Dinge in der Natur, ihren eigenthümlichen Standpunkt, in welchem man sie zu ihrem großesten Vortheile sehen kann. Diesen Standpunkt auszufinden, erfordert große Einsicht und eine genaue Bekanntschaft mit dem menschlichen Herzen. Nach der itzigen Art der weiblichen Aufführung, scheinen Frauenzimmer zu erwarten, daß die Gewinnung unsrer Herzen leicht seyn werde, wenn sie alle ihre persönliche Reize uns aufs vollständigste vor Augen legen, wenn sie allezeit und an allen öffentlichen Plätzen sich vor uns sehen lassen, wenn sie auf eine so freye Art ohne alle Zurückhaltung mit uns umgehen, wie wir unter einander pflegen, kurz, wenn sie uns so ähnlich werden, als ihnen nur möglich ist. — Eine kurze

Zeit und Erfahrung wird indessen die Thorheit dieser Erwartung und Ausführung zeigen.

Die Macht, welche ein feines Frauenzimmer über die Herzen der Männer, der Männer von den trefflichsten Gaben hat, geht über alles, was sie sich selbst vorstellen kann. Sie wissen wohl, daß es eine angenehme Täuschung ist; allein sie können sich davon nicht los machen und wünschen es auch nicht. Will aber sie die Bezauberung wegthun, so steht es sicherlich in ihrer Gewalt; sie kann gar bald den Engel in ein sehr alltägliches Mädchen umschaffen.

Die wahre Bescheidenheit, welche man an eurem Geschlechte erwartet, hat eine angeborne Würde, die gegen die Zudringlichkeiten der Männer euer natürlicher Schutz ist; und ihr solltet euch des Gefühls davon bewußt seyn, noch ehe ihr zu dem Nachdenken kommt, daß euer eigner Vortheil es erfordert, euch gegen alle persönliche Freyheiten heilig zu halten. Die vielen namenlosen Reize und Bezauberungen der Schönheit sollten bewahret werden, die Arme des glücklichen Mannes zu erfreuen, dem ihr euer Herz schenket, der sie aber, wo er nur im geringsten ekel ist, verschmähen wird, wenn er weiß, daß sie schon gegen funfzig Mannsleute vor ihm, sind entweihet worden. — Die Meinung, daß ein Frauenzimmer alle unschuldige Freyheiten verstatten kann, wann nur ihre Tugend in Sicherheit bleibt, ist nicht nur sehr

sehr unzärtlich und gefährlich, sondern hat auch schon viele eures Geschlechts ins Verderben gestürzet.

Endlich will ich eurer Aufmerksamkeit noch die Eleganz oder Feinheit empfehlen, die nicht so sehr an sich selbst eine schöne Eigenschaft, als vielmehr die Krone aller andern Vollkommenheiten ist. Sie giebt allen euren Blicken, jeder Bewegung, jedem Worte das ihr sprecht, eine unnennbare Anmuth. Sie verbreitet über die Schönheit denjenigen Reiz, ohne den sie gemeiniglich gar nicht einnimmt. Sie ist zum Theil eine persönliche Eigenschaft und in so ferne ein Geschenk der Natur; ich rede aber hie davon vornehmlich als einer Eigenschaft des Geistes. Sie ist mit einem Worte die Vollkommenheit des Geschmacks in Betragen und Sitten; — jede Tugend und jede Vortrefflichkeit in ihrer anmuthigsten und liebenswürdigsten Gestalt.

Ihr glaubet vielleicht, daß ich jeden Funken der Natur in eurem Wesen ersticken und euch ganz zu künstlichen Bildern machen will. Ferne davon! Ich wünsche, daß ihr die vollkommenste Einfalt des Herzens und Betragens besitzen möchtet. Ich glaube, ihr könnt Würde haben ohne Stolz, Gesprächigkeit ohne Zudringlichkeit, und einfältige Zierde ohne gezwungenes Wesen. Milton drückt meinen Gedanken aus, wenn er von Even sagt:

„In allen ihren Tritten Anmuth, und Himmel
in den Augen;
„Lieb' und hohe Würd' in jeder Geberde.“

Ergötzlichkeiten.

Jede Lebenszeit hat die ihr natürlichen und eigenthümlichen Ergötzlichkeiten. Ihr könnet in selbigen der Mannigfaltigkeit eures Geschmacks nachhängen, wenn ihr euch nur in den Gränzen derjenigen Anständigkeit haltet, die sich für euer Geschlecht schickt.

Es giebt Ergötzlichkeiten, die der Gesundheit zuträglich sind, wie verschiedene Arten der Leibesübung; andre sind mit wirklich nützbaren Eigenschaften verbunden, wie verschiedene Handarbeiten des Frauenzimmers und alle Geschäfte des Hauswesens; und noch andre sind Vollkommenheiten die zum Glanze dienen, als Kleiden, Tanzen Musik und Zeichnen. Bücher die euren Verstand unterrichten, eure Einsichten erweitern, und euren Geschmack verfeinern, kann man als was höheres denn bloße Ergötzlichkeiten ansehen. Es giebt verschiedene andre, die weder zum Nutzen noch zur Zierde dienen, dergleichen die Spiele von allerley Art sind.

Ich empfehle euch vorzüglich diejenigen Uebungen, die euch nöthigen, viel in freyer Luft zu seyn, wie Spazieren und Reiten. Sie stärken euch und geben euch eine blühende Farbe. Wenn ihr euch gewöhnt, nur immer in Tragsesseln und Kutschen auszukommen, so werdet ihr in kurzem so entkräftet werden, daß ihr nicht im Stande seyn werdet, ohne sie aus der Thüre zu treten.

Sie

Sie sind nützlich und angenehm, wie alle Stücke der Ueppigkeit, wenn sie mit Mäßigkeit gebraucht werden; macht man aber eine Gewohnheit daraus, so werden sie widerlich und schädlich.

Aufmerksamkeit auf eure Gesundheit ist eine Pflicht, die ihr euch selbst, und auch euren Freunden schuldig seyd. Eine üble Gesundheit hat fast allemal Einfluß auf Geist und Gemüth. Die feinesten Köpfe, die zärtlichsten Gemüther haben gemeiniglich eine gleichförmige zärtliche Leibesbeschaffenheit, die sie nur gar zu sehr zu vernachlässigen pflegen. Ihre Ueppigkeit besteht im Lesen und langem Aufsitzen, beides für die Gesundheit und Schönheit gleich verderblichen Feinden.

Obwohl aber die Gesundheit eine der größesten Segnungen des Lebens ist, so thut doch niemals groß damit, sondern genießt sie in dankbarer Stille. In unsern Gedanken verknüpfen wir allemal den Begriff der weiblichen Weichheit und Zärtlichkeit so natürlich mit einer gleichförmigen Zärtlichkeit der Gesundheit, daß wir auf eine Art, die sich ein Frauenzimmer schwerlich vermuthet, erschüttert werden, wenn sie uns ihre große Stärke, ihre außerordentliche Eßlust, ihr Vermögen ausschweifende Beschwerden zu ertragen, vorschwatzt.

Wenn ich entschlossen bin, euch das Stricken, die Nadelarbeiten und dergleichen lehren zu lassen, so ist es nicht deswegen, weil alle solche Handar-

 beiten

beiten von innerlichem Werthe wären, denn der ist sehr gering; sondern damit ihr in den Stand gesetzt werdet, diese Arten von Arbeiten desto besser zu beurtheilen, und andre anzuweisen, wie sie sie aufs beste machen können. Ein andrer Hauptendzweck gehet dahin, euch in den Stand zu setzen, ein paar Stunden, von den vielen einsamen, die ihr nothwendig zu Hause zubringen müßt, auf eine angenehme Art zu vertreiben. — Es ist ein großer Theil der Glückseligkeit des Lebens, wenn man bey seinen Ergötzlichkeiten so wenig als möglich von andern Leuten abhängen darf. Wenn ihr ohne Unterlaß außer Hause herumschlendert Vergnügen aufzusuchen, so verliert ihr die Achtung bey allen euren Bekannten, denen ihr mit Besuchen beschwerlich fallet, um die man euch dringend angelegen hätte, wenn ihr sparsamer damit gewesen wäret.

Die Verwaltung des Hauswesens ist ganz ein Geschäfte für Frauenzimmer und bietet mannigfaltige Gelegenheit dar, gute Einsichten und guten Geschmack zu äußern. Wo ihr je eine Wirthschaft zu besorgen bekommt, so müßt ihr alle eure Zeit und Aufmerksamkeit darauf verwenden; das größeste Vermögen kann euch von dieser Sorge nicht entbinden, wann gleich bey einem kleineren das Verderben, das aus ihrer Vernachläßigung entsteht, geschwinder zu erfolgen pflegte.

In

In der grösseſten Verlegenheit bin ich wegen eines guten Raths in Anſehung der Bücher. Es iſt gar nichts unſchickliches darin, daß ihr die Geſchichte lernet oder euch mit Künſten und Wiſſenſchaften beſchäftiget, zu welchen eure Neigung euch aufmuntert, oder ein Zufall euch führt. Das ganze Buch der Natur liegt aufgeſchlagen vor euren Augen, und bietet euch eine unendliche Mannigfaltigkeit von Ergötzungen dar. Wüßte ich gewiß, daß die Natur euch mit ſo feſten Einſichten des Geſchmacks und der Grundſätze begabt hätte, daß euch ſolche nie verließen, und immer auf eure künftige Aufführung ihren Einfluß äuſſerten, ſo würde ich euch mit dem grösseſten Vergnügen zu überreden ſuchen, auf ſolche Art zu leſen, daß ihr euren Geſchmack zu der höchſten Vollkommenheit der Wahrheit und des Glanzes erhebet. „Wenn ich aber bedenke, wie leicht es iſt, die Einbildungskraft eines Mädchens zu erhitzen, und wie ſchwer es hält, ihr Herz recht tief und anhaltend zu erſchütterrn; wie bereitwillig ſie ihre Grundſätze verfeinern läßt, und wie leicht ſie die feineſten ſelbſt, der Eitelkeit und Bequemlichkeit aufopfert:“ ſo glaube ich, daß ich euch aller Wahrſcheinlichkeit nach, ein Unrecht zufügte, wenn ich ſuchte euch durch Kunſt einen Geſchmack beyzubringen, der, wann die Natur ihn euch nicht geſchenkt hat, nur dienen würde, euch in Anſehung eurer künftigen Aufführung in beſtändiger Verlegenheit zu halten. — Ich bin nicht geſonnen etwas

aus

aus euch zu machen; ich wünschte nur zu wissen, was die Natur aus euch gemacht hat, um euch nach ihrem Plan noch vollkommener zu machen. Ich verlange nicht, daß ihr Grundsätze haben sollt, die euch verwirren; sondern ich wünsche euch Grundsätze, die euch beständig und einförmiglich zu Wegweisern dienen, und denen euer Herz so durchgängig zustimmt, daß ihr sie um alles, was die Welt euch geben kann, nicht fahren lassen möchtet.

Der Putz ist in dem Leben eines Frauenzimmers ein wichtiger Umstand. Die Liebe zum Putz ist euch angeboren, ist also an sich vernünftig und anständig. Der Verstand wird euch lehren, den Aufwand davon gehörig einzurichten; und mit einem guten Geschmack werdet ihr euch auf solche Art zu putzen wissen, daß ihr die Unvollkommenheiten versteckt, und die Schönheiten, woferne ihr welche habt, aufs vortheilhafteste zeiget. Zur Anwendung dieser Regel aber gehöret viel gesunde Einsicht und Feinheit. Ein schönes Frauenzimmer zeigt ihre Reize aufs vortheilhafteste, wenn sie sie aufs sorgfältigste zu verbergen scheint. Der schönste Busen in der Natur ist so schön nicht, als ihn die Einbildungskraft sich macht. Der vollkommenste und zierlichste Anzug ist allemal der, der am wenigsten gekünstelt und zugleich der leichteste ist.

Begnügt euch nicht blos, auf einen feinen Anzug bedacht zu seyn, wenn ihr öffentlich erscheinet.

Gewöh-

Gewöhnet euch an eine alltägliche Nettigkeit, so daß ihr in den unerwartetsten Umständen in dem nachläßigsten Schlafanzuge euch nicht schämen dürft, euch sehn zu lassen. — Ihr glaubet es kaum, wie sicher wir euren Anzug als den Ausdruck eures Gemüths ansehn. Eitelkeit, Leichtsinn, Thorheit, Faulheit und Unsauberkeit scheinen durch die Kleidung durch. Eine zierliche Einfalt ist ein eben so sicherer Beweis des Geschmacks und der Reinlichkeit.

Das Vornehmste, worauf ihr beym Tanzen Acht zu geben habt, ist Leichtigkeit und Anmuth. Ich wollte, daß ihr mit Munterkeit tanztet; nur lasset euch nie von dem Vergnügen so hinreißen, daß ihr vergesset, was ihr eurem Geschlechte schuldig seyd. Manches Mädchen, das in der Fröhlichkeit und Unschuld ihres Herzens tanzt, wird einer Art Lustigkeit beschuldigt, die sie sich wohl wenig träumen läßt.

Ich weiß keine Ergötzlichkeit, die jedem Menschen von Empfindung oder Laune mehr Vergnügen gäbe, als das Schauspiel. — Ich muß es aber mit Misvergnügen sagen, daß es wenige englische Lustspiele giebt, die ein Frauenzimmer ohne Beleidigung ihrer Bescheidenheit sehen kann. Ihr könnt euch schwerlich vorstellen, was Männer für Anmerkungen über euer Betragen bey solchen Gelegenheiten machen. Sie sind zum öftern mit den Unwürdigsten eures Geschlechts am besten bekannt,

kannt, und machen von ihnen nur gar zu leicht einen Schluß auf alle die übrigen. Ein tugendhaftes Mädchen hört bisweilen freye Reden an, ohne die geringste Verlegenheit im Gesicht zu verrathen, weil sie sie wirklich nicht versteht. Dennoch ist man unedel genug dies so auszulegen, als ob sie nach der Kunst, die euer Geschlecht weit besser verstehen soll als wir, ihr Gesicht und Geistesgegenwart vollkommen in ihrer Gewalt habe; und boshaftere Beobachter legen es gar als abgehärtete Frechheit aus.

Bisweilen lacht ein Mädchen mit aller Einfalt einer nichts Böses argwohnenden Unschuld, aus keiner andern Ursache, als weil sie durch andrer Leute Gelächter angesteckt worden; alsdann glaubt man von ihr, daß sie mehr weiß, als sie wissen sollte. — Wenn sie eine Unanständigkeit versteht, so geräth sie in zwiefache Verlegenheit: sie fühlt ihre Sittsamkeit auf die empfindlichste Art beleidigt, und schämt sich die Beleidigung merken zu zu lassen. Der einzige Weg allen diesen Unbequemlichkeiten auszuweichen ist: nie in ein Schauspiel zu gehen, das für die Bescheidenheit vorzüglich anstößig ist. — Trauerspiele werden euch in dergleichen Verlegenheit nicht bringen. — Das Traurige darin wird euer Herz veredlen und sanfter machen.

Vom Spiel brauche ich wenig zu sagen; denn in unserm Vaterlande (Schottland) hat sich das

Frauen-

Frauenzimmer noch fast gar nicht damit bemengt. — Es ist ein verderbliches und unheilbares Laster; und da es den Grund zu allen selbstsüchtigen und unruhigen Leidenschaften legt, so ist es an eurem Geschlechte vorzüglich widerlich. Ich habe dagegen nichts, daß ihr zur Veränderung eurer Ergötzlichkeit eine jede Art der Spiele ein wenig mitmacht, allein mit der Bedingung, daß das, was ihr wahrscheinlich verlieren könnt, eine solche Kleinigkeit sey, daß ihr weder Nutzen noch Schaden davon haben könnt.

Lasset nicht nur in diesem Stück, sondern bey allen wichtigen Vorfällen eurer Aufführung, eine feste Entschlossenheit und Beständigkeit von euch blicken. Es streitet das nicht im geringsten wider das sanfte Wesen und die Gefälligkeit, die so liebenswerth an eurem Geschlechte ist. Vielmehr giebt es einem milden und sanften Herzen diejenige Stärke, ohne welche das nachgiebigste Wesen gar bald ins Abgeschmackte fällt. Es macht euch achtungswerth in euren Augen, und giebt euch Würde in unsern.

Freundschaft, Liebe, Ehe.

So wie die Ueppigkeit und Zerstreuung der vornehmern Lebensart in mancherley Betracht das Herz verderbt, so macht sie es auch einer warmen, aufrichtigen und beständigen Freundschaft unfähig. Eine glückliche Wahl in den

den Freunden ist eine Sache von Wichtigkeit für euch, damit sie euch mit Rath und Hülfe beystehen. Allein das unmittelbare Vergnügen, welches die Freundschaft einem warmen, offenen und rechtschaffenen Herzen gewähret, ist schon an sich ein hinreichender Ermunterungsgrund, sich darum zu bewerben.

Sehet bey der Wahl eurer Freunde vornehmlich auf Güte des Herzens und Treue. Haben sie außerdem noch Geschmack und Geist, so werden sie desto angenehmere und nützlichere Gesellschafter seyn. Ihr habt vorzügliche Ursache auf diejenigen ein Vertrauen zu setzen, die euch in euren frühern Tagen, da ihr noch nicht im Stande waret es ihnen zu vergelten, ihre Liebe bewiesen haben. Es ist dies eine Verpflichtung, für die ihr nie dankbar genug seyn könnt. — Wenn ihr dieses leset, so werdet ihr natürlicher Weise an eurer Mutter Freund gedenken, dem ihr so vieles zu verdanken habt.

Wenn ihr so glücklich seyd, Personen anzutreffen, die den Namen der Freunde verdienen, so schüttet euer Herz mit der argwohnslosesten Vertraulichkeit vor ihnen aus. Ein Grundsatz der Welt ist: nie Jemanden ein Geheimniß anzuvertrauen, dessen Entdeckung euch nachtheilig seyn könnte; allein es ist der Grundsatz eines eingeschränkten Geistes und kalten Herzens, es wäre denn, daß man schon gar zu oft hintergangen worden, und den üblen

Gebrauch

Gebrauch, den man von unsrer Offenherzigkeit gemacht, erfahren hätte. Ein offenes Gemüth, mit mäßiger Klugheit regieret, wird euch im Ganzen genommen glücklicher machen als ein zurückhaltendes und argwöhnisches, wenn ihr gleich zuweilen durch jenes einen Nachtheil habet. Kaltes Betragen und Mistrauen sind nur zu gewisse Begleiter der Jahre und Erfahrung, aber allemal unangenehme Gefühle, denen man sich nicht vor der Zeit überlassen darf.

So offenherzig ihr aber auch seyn mögt, wenn von euren eigenen Angelegenheiten die Rede ist, so offenbaret doch nie die Geheimnisse des einen Freundes dem andern. Diese sind heilige Beylagen, die euch nicht gehören, und von welchen Gebrauch zu machen ihr kein Recht habt.

Es giebt noch einen Fall, wo ich glaube, daß es dienlich ist verschwiegen zu seyn, nicht so sehr aus Gründen der Klugheit als vielmehr aus Bescheidenheit; nämlich in Liebesangelegenheiten. Wenn gleich ein Frauenzimmer sich der Zuneigung zu einem Mann von Verdiensten nicht schämen darf, so hat doch die Natur, deren Ansehen höher ist als der Vernünfteley, ein Gefühl von Beschämung damit verbunden. Es währet sogar lange, ehe ein Frauenzimmer von der feinsten Bescheidenheit es waget, ihrem eigenen Herzen zu gestehen, daß sie liebt; und wenn die sinnreichsten Ausflüchte, es sich zu verbergen, nicht mehr zureichen, so fühlt

sie, daß sowohl ihrem Stolz als ihrer Bescheidenheit Gewalt geschehen ist. Dies muß meines Erachtens alsdenn allemal geschehen, wenn sie nicht weiß, ob ihre Neigung werde erwiedert werden.

In diesen Umständen sein Herz, es sey auch wem es wolle, zu offenbaren, scheint mir mit der vollkommenen Bescheidenheit eines Frauenzimmers nicht wohl bestehen zu können. Vielleicht aber irre ich auch darin. — Dabey muß ich euch zugleich vorstellen, daß es in diesem Stücke die Klugheit erfordert, die Folgen einer solchen Entdeckung wohl zu überlegen. So äußerst wichtig diese Geheimnisse auch euch selbst sind, so kommen sie vielleicht der Freundin, der ihr euch offenbaret, sehr gering vor, sie will sich vermuthlich nicht in eure Empfindungen versetzen, sondern sieht wohl eher die Sache für einen Gegenstand des Scherzes an. Daher kommt es, daß Liebesgeheimnisse schlechter als alle andre bewahret werden. Für euch aber können die Folgen sehr ernstlich seyn; denn kein Mann von Einsicht und feinem Gefühle wird ein Herz schätzen, das viel auf den Wegen der Liebe herumgeflattert ist.

Müsset ihr demnach eine Freundin haben, gegen die ihr euer Herz ausschütten könnet, so suchet von ihrer Ehre und Verschwiegenheit wohl versichert zu seyn. Sie muß kein verheirathetes Frauenzimmer seyn, wenigstens kein solches, das mit

ihrem

ihrem Mann vergnügt lebt. Es giebt gewisse ungewahrsame Augenblicke, wo solch eine Gattin, ob sie gleich übrigens die beste und würdigste Person ihres Geschlechts seyn mag, gewisse Winke sich entfahren läßt, die sie zu andrer Zeit und einem andern als ihrem Manne nie würde zu geben im Stande seyn; und der Mann wird sich in diesen Umständen zur Verschwiegenheit nicht so verbunden achten, als wenn ihr ihm unmittelbar euer Geheimniß anvertrauet hättet, sonderlich in einer Angelegenheit, welche die Welt so sehr geneigt ist mit Leichtsinn zu behandeln.

Wenn alle übrigen Umstände gleich sind, so habt ihr offenbare Vortheile davon, wenn ihr unter einander selbst die Vertrauten seyd. Die Bande des Bluts und der gemeinschaftliche Vortheil, zu dem ihr schon verbunden seyd, verstärken das Band der Einigkeit eurer Freundschaft. Falls eure Brüder so glücklich sind, Herzen zu besitzen, die der Freundschaft fähig sind, wo sie Wahrheitsliebe, Ehre, Verstand, Bescheidenheit haben, so sind sie eure tüchtigste Freunde, an denen man das wenigste kann auszusetzen haben. Wenn ihr auf sie euer Vertrauen setzet, so werdet ihr daraus alle die Vortheile ziehen, die ihr je von der Freundschaft des männlichen Geschlechts hoffen dürfet, ohne den Unbequemlichkeiten dabey ausgesetzt zu seyn, die ihr von dergleichen Verbindungen mit andern Mannspersonen erwarten müßt.

Hütet euch, eure Bedientinnen zu euren Vertrauten zu machen. Eine unrecht verstandene Würde artet leicht in Hochmuth aus, die sich in keine Freundschaft einläßt; denn der Stolze will keinen seines gleichen neben sich erkennen, und ist so begierig nach Lob, daß er auch von Bedienten und Untergebenen Schmeicheleyen zu hören wünscht. Daher sind hochmüthiger Leute innigste Vertraute gemeiniglich Kammerdiener und Aufwärterinnen. Beweiset euren Bedienten die aufrichtigste Menschenliebe, macht ihnen ihren Stand so erträglich als möglich ist; macht ihr sie aber zu euren Vertrauten, so verderbt ihr sie und erniedriget euch.

Verstattet Niemanden, mit euch unter dem Vorwande der heiligen Freundschaft so vertraut zu werden, daß er die gehörige Ehrerbietung gegen euch aus den Augen setzt. Leidet es nicht, daß euch jemand mit unangenehmen Vorstellungen plage, wenn ihr schon einmal festen Entschluß in der Sache gefasset habt. Ein und der andre wird sagen, daß diese Zurückhaltung wider die Freyheit sey, welche der Freundschaft verstattet ist. Allein eine gewisse Achtung ist in der Freundschaft so nöthig als in der Liebe. Sonst wird man Gefallen an euch finden als an Kindern, die aber euch als seines Gleichen lieben.

Eure Gemüthsart und die Beschaffenheit eures Herzens macht, daß euer Geschlecht bereiter und

wärmer

wärmer zur Freundschaft ist, als das männliche. Eure natürliche Neigung darzu ist so stark, daß ihr oft in Vertraulichkeiten eilt, die ihr bald zu bereuen Ursache findet. Daher kommt es, daß eure Freundschaften so wankend sind.

Ein andres Hinderniß, das nicht nur der Aufrichtigkeit sondern auch der Beständigkeit eurer Freundschaften im Wege steht, ist dies, daß euer und eurer Freundinnen Vortheile in der Liebe, Ehrbegierde und Eitelkeit so oft gegen einander stoßen. Aus diesem Grunde wird man beym ersten Anblick wahrnehmen, daß es weit rathsamer für euch sey mit dem männlichen Geschlecht Freundschaften zu schließen. Außer andern einleuchtenden Vortheilen, die ein ungezwungener Umgang eines Geschlechts mit dem andern hat, erregt er auch eine gewisse Nacheiferung und Bestreben, es einander zuvor zu thun und sich beliebt zu machen; daher die Vortrefflichkeiten, die jedes besitzt, dem andern mitgetheilt und mit einander vermischt werden. Da beiderseits Vortheile auf keine Weise wider einander sind, so ist auch keine Ursache zur Eifersucht oder zum Argwohn einer Nebenbuhlerey vorhanden. Die Freundschaft einer Mannsperson gegen ein Frauenzimmer hat allemal eine Schattirung von Zärtlichkeit in sich, die er nie gegen eine Person seines Geschlechts empfindet, wenn auch gar keine Liebe mit im Spiel ist. Ausserdem sind wir uns bewußt, daß ihr auf un-

sern Schutz und Dienstfertigkeit einen natürlichen Anspruch habt; wir empfinden daher in uns eine ehrenvolle Verbindlichkeit mehr, euch zu Diensten zu seyn, und eine unverletzliche Verschwiegenheit zu beobachten, wenn ihr auf uns euer Vertrauen setzt.

Die Anwendung aber von diesen Anmerkungen müßt ihr mit Behutsamkeit machen. Tausend Mädchen von dem besten Herzen und den schönsten Einsichten sind durch Männer zu Grunde gerichtet, die sich ihnen unter dem scheinbaren Namen der Freundschaft näherten. Setzet einen Mann von der ungezweifeltsten Ehre, so ist doch seine Freundschaft zu einem Frauenzimmer mit der Liebe so nahe verwandt, daß sie wahrscheinlicher Weise, wo sie sehr angenehm von Person ist, einen Liebhaber finden wird, wo sie einen Freund anzutreffen wünschte. — Hier muß ich euch aber vor der Schwachheit warnen, die eitlen Frauenzimmern so sehr anhängt, daß sie sich einbilden, ein jeder, der sie in besondere Obacht nimmt, sey ein Liebhaber. Nichts kann euch lächerlicher machen, als wenn ihr auf bloße Muthmaßung einen Menschen für einen Liebhaber ansehet, der vielleicht nie an euch als geliebte Personen gedacht hat, und wenn ihr euch dergleichen Geberden gebt, die an albernen Frauenzimmern in solchen Fällen nur gar zu gewöhnlich sind.

Gewisse Mannspersonen befleißigen sich einer Art unbedeutender Dienstgeflissenheit, die, wie ihr

ihr bald wahrnehmen werdet, wenn ihr einige Unterscheidungskraft besitzt, in der That ganz unschuldig ist. Diese Herren werden euch an öffentliche Plätze begleiten, und durch tausend kleine Gefälligkeiten, die Männer von höherer Art entweder nicht so gut verstehen, oder nicht Weile haben zu beobachten, oder auch vielleicht zu leisten zu stolz sind, euch dienlich zu werden suchen. Betrachtet die Höflichkeitsbezeigungen dieser Leute als gangbare Worte, die sie gegen eine jede ihrer angenehmen Bekanntinnen wiederholen. Sie maßen sich leicht eine gewisse Vertraulichkeit an, allein die gehörige Würde in eurem Betragen wird ihnen leicht Einhalt thun.

Es giebt eine andre Gattung Mannspersonen, die ihr für angenehme Gesellschafter, Männer von Würde, Geschmack und Kopf halten könnet, deren Umgang in gewissen Absichten über den Umgang derer, die ihr alle Tage unter unserm Geschlechte antreffet, erhaben ist. Es wäre thörigt, wenn ihr euch eines solchen lehrreichen und unterhaltenden Bekannten blos darum entschlagen wolltet, weil müßige Köpfe aussprengen, er sey euer Liebhaber. Er kann vielleicht Gefallen an eurem Umgange finden, ohne die geringste Absicht auf eure Person zu haben.

Leute, deren Meinungen und noch mehr deren Geschmack übereinstimmt, gesellen sich natürlicher Weise gerne zu einander, obgleich keiner unter ihnen

nen die entfernteste Absicht auf eine genauere Verbindung hat. Da aber diese Aehnlichkeit der Gemüther den Grund zu einer zärtlichern Neigung legt, als die Freundschaft ist, so erfordert es die Klugheit, daß ihr ein wachsames Auge über euer Herz habet, damit es sich nicht, ehe ihr es gewahr werdet, zu tief eingelassen habe. Ich glaube damit nicht, daß euer Geschlecht wenigstens in diesem Theil der Erde (Schottland) gar zu viel von jener Empfindlichkeit der Seele besitze, die zu dergleichen Neigungen geschickt macht. Das, was man an euch gemeiniglich Liebe nennt, ist eher Dankbarkeit und eine Einseitigkeit für den Mann, der euch den übrigen eures Geschlechts vorzieht; und oftmalen heirathet ihr solch einen Mann, ohne viele oder auch wohl ohne alle persönliche Achtung und Liebe für ihn zu haben. Ohne einen guten Antheil natürlicher Empfindsamkeit, und ganz außerordentlichen Glücks, hat wirklich ein Mädchen hie zu Lande sehr wenige Wahrscheinlichkeit, aus Liebe zu heirathen.

Ihr habt in eurem Geschlechte einen Grundsatz, der sehr vernünftig ist, daß die Liebe nicht von eurer Seite anfangen, sondern ganz und gar ein Erfolg unsrer Zuneigung zu euch seyn müsse. Hat nun ein Frauenzimmer Verstand und Geschmack, so wird sie nicht viele solcher Mannspersonen antreffen, für die sie sonderlich viele Hochachtung haben kann. Es ist ein sehr großer Glücksfall, wenn unter diesen wenigen einer oder der andre

sie

sie vor andern hervorzieht. Auf unsrer Seite wenigstens ist die Liebe sehr eigenwillig, und fällt nicht allemal dahin, wohin die Vernunft sie fallen lehrt. Gesetzt aber, daß einer unter ihnen eine vorzügliche Neigung zu ihr bekommt, so ist es noch äußerst unwahrscheinlich, daß er gerade der Mann ist, dem ihr Herz unter allen in der Welt am mehresten ergeben ist.

So wie euch demnach die Natur nicht jene unbegränzte Freyheit bey eurer Wahl verstattet hat, die wir genießen, so hat sie euch weislich und wohlthätiger Weise in diesem Stücke eine größere Biegsamkeit des Geschmacks gegeben. Einige angenehme Eigenschaften sind im Stande einen jungen Menschen eurem Wohlgefallen und eurer Freundschaft zu empfehlen. Während des Fortganges eurer Bekanntschaft bekommt er eine Zuneigung zu euch. Wenn ihr solches gewahr werdet, erregt es eure Dankbarkeit; diese Dankbarkeit erhöht sich, daß ihr ihm den Vorzug gebt; und dieser Vorzug steigt endlich zu einem Grade von Anhänglichkeit, sonderlich wo er gewisse Bedrückungen und Schwierigkeiten auf seinem Wege antrifft; denn diese und ein Zustand der Ungewißheit sind sehr starke Anreizungen zur Zuneigung, und an beyden Geschlechtern die Nahrung der Liebe. Wo bey eurem Geschlecht die Zuneigung nicht auf diese Art erregt worden, da wird unter Millionen von euch nicht eine seyn, die je mit der mindesten Liebe heirathet.

Ein Mann von Geschmack und feinen Gefühlen heirathet ein Frauenzimmer, weil sie ihm besser gefällt als keine andre. Ein Frauenzimmer von ebenmäßigem Geschmack und feinen Empfindungen heirathet ihn, weil sie ihn hochschätzt, und weil er sie andern ihres Geschlechtes vorzieht. Wenn aber ein Mann zum Unglück an ein Frauenzimmer geräth, die ihr Herz schon in geheim verschenkt hat, so wird seine Liebe, statt eine gewünschte Gegenliebe zu erregen, ihr sehr beschwerlich; und wenn er anhält sie zu quälen, so macht er sich bey ihr verächtlich und verhaßt.

Die Wirkungen der Liebe bey Mannspersonen sind verschieden, wie ihre Gemüther verschieden sind. Ein verschlagener Mensch kann sie alle so ungezwungen nachmachen, daß er ein offenherziges edelmüthiges Mädchen von empfindsamem Herzen gar leicht bestricken kann, wo sie nicht sorgfältig auf ihrer Hut ist. Der einsichtsvolleste Verstand wird hie nicht allemal eine zureichende Sicherung für ein solches Mädchen seyn. Die krummen und finstern Wege des Arglistigen sind unerforschlich, und für eine redliche und erhabene Seele unbegreiflich.

Die ächtesten Wirkungen einer reblichen Leidenschaft bey dem männlichen Geschlecht, und die sich am schwersten nachmachen lassen, sind meiner Einsicht nach folgende: Ein Mann von feinem Gefühl verräth zum öftern seine Leidenschaft durch

seine

seine große Aengstlichkeit sie zu verbergen, sonderlich wenn er schlechte Hoffnungen eines glücklichen Erfolgs hat. Die wahre Liebe sucht bey allen ihren Fortschritten sich zu verbergen, und hofft nie, daß es ihr geliugen werde. Sie macht den Mann in seinem Betragen gegen das Frauenzimmer, das er liebt, nicht nur ehrerbietig sondern auch höchst furchtsam. Um die Ehrfurcht zu verbergen, die er für sie trägt, zwingt er sich zuweilen zu scherzen; allein die Munterkeit kleidet ihn schlecht, und er verfällt bald wieder in sein ernsthaftes Wesen, wo nicht in Schwermuth. Seine Einbildungskraft vergrößert ihm alle wirkliche Vollkommenheiten seiner Geliebten; gegen ihre Fehler aber ist er blind, oder er verwandelt sie in Schönheiten. Wie einer der sich eines Verbrechens bewußt ist, glaubt er eifersüchtig, daß jederman ihn beobachte; und allen Verdacht zu vermeiden, beobachtet er nicht einmal die kleinen Gefälligkeiten einer gemeinen Artigkeit.

In jeder Absicht wird sein Herz und Gesinnung durch seine Zuneigung gebessert. Seine Sitten werden sanfter und sein Umgang angenehmer; aber in Gesellschaft der geliebten Person macht Mistrauen und Verwirrung, daß er allemal zu seinem Nachtheil erscheint. Wenn die Bezauberung lange anhält, so wird sie seine Munterkeit gänzlich niederschlagen, und das ganze thätige wirksame und männliche Wesen seiner Seele ersticken.

sticken. In Thomsons Frühling könnt ihr dies sehr schön und kräftig geschildert sehen.

Wenn ihr an dem Betragen einer Mannsperson diese Zeichen wahrnehmet, die ich bisher beschrieben habe, so denkt ernstlich nach, was ihr zu thun habt. Ist seine Liebe euch nicht zuwider, so erlaube ich euch zu thun, was Natur, gesunder Verstand und zärtliches Gefühl, euch thun heißen. Liebet ihr ihn, so rathe ich euch ihn nie die ganze Stärke eurer Liebe merken zu lassen, auch nicht einmal wenn ihr heirathet. Daß ihr ihm eure Hand gebt, ist Beweises genug, daß ihr ihn vorziehet; und das ist alles, was er zu wissen berechtiget ist. Hat er zärtliches Gefühl so wird er keinen stärkern Beweis eurer Liebe verlangen, um euret willen; und hat er Verstand, so wird er ihn nicht begehren, um sein selbst willen. Dies ist eine unangenehme Wahrheit; aber meine Schuldigkeit erforderts, sie euch zu sagen. Eine heftige Liebe kann nicht bestehen, wenigstens nicht von beiden Seiten lange ausgedruckt werden; sondern wo man sie nicht zu verbergen weiß, ist die gewisse Folge davon Ersättigung und Ekel. Die Natur hat es in diesem Fall Euch zur Pflicht gemacht, zurückzuhalten.

Wenn ihr offenbare Beweise von der Zuneigung einer Mannsperson zu euch habet, und ihr habt beschlossen euer Herz vor ihm zuzuschliessen, so begegnet ihm eben so mit Anständigkeit und Freundlichkeit,

lichkeit, wie ihr selbst hoffet, mit Edelmuth von demjenigen behandelt zu werden, der euer Herz an sich ziehen wird. Lasset ihn nicht in beschwerlicher Ungewißheit schmachten, sondern eilet, ihm von den Gesinnungen, die ihr gegen ihn habt, zu unterrichten.

So sehr auch das Herz der Menschen sie betrügt, so wird doch kaum Jemand seyn, der nicht, wenn er eine Zeit lang geliebet, wenigstens eine entfernte Hoffnung hat glücklich zu seyn. Wo ihr wirklich wünschet, einem Liebhaber seinen Irrthum zu benehmen, so könnt ihr das auf verschiedenerley Art thun. Es giebt in eurem Betragen eine gewisse Art ungezwungener Vertraulichkeit, die ihn, wo er noch die geringste Unterscheidungskraft besitzet, überzeugen kann, daß er nichts zu hoffen habe. Vielleicht aber seyd ihr dazu, eurer Gemüthsart nach, nicht geschickt. — Ihr könnet ihm leichtlich zeigen, daß ihr ihm aus dem Wege zu gehen sucht; wo er aber ein Mann ist, dessen Freundschaft ihr zu behalten wünscht, so könnt ihr euch dieses Mittels nicht bedienen, sonst verliert ihr ihn ganz und gar. — Ihr könnt ihm vermittelst eines gemeinschaftlichen Freundes eine Erklärung geben lassen, oder verschiedene andre Rathschläge ersinnen, wenn es euch im Ernst darum zu thun ist, ihn je eher je lieber aus der Ungewißheit zu reißen.

Habt ihr an allen diesen Arten der Auskunft keinen Gefallen, so vermeidet wenigstens keine Gelegen-

legenheit, ihn zur Erklärung kommen zu lassen; allein es ist grausam und unbillig, es so weit kommen zu lassen. Erklärt er sich aber endlich, so gebt ihm eine höfliche, aber jedoch entschlossene und entscheidende Antwort. Indessen mögt ihr ihn eure Gesinnung wissen lassen auf welche Weise ihr wollet, so wird er, woferne er ein Mann von Verstande und feinem Gefühl ist, euch nicht weiter beunruhigen, noch durch eure Freunde Vorsprache thun lassen. Letzteres ist allemal eine Anwerbungsart, die jeder Verständiger verschmähen wird. — Er wird auch nie winseln, noch euch um euer Mitleid anflehen. Dies wäre beynahe für ihn so kränkend als euer Spott. Kurz, ein solches Herz könnt ihr vielleicht wohl brechen, aber beugen könnt ihr es nie. — Zu dem feinen Gefühl gesellet sich allemal ein grosser Stolz, der sich wohl unter dem Schleyer einer ausnehmenden Höflichkeit und Bescheidenheit verbirgt, unter allen Leidenschaften aber am schwersten zu bändigen ist.

Einen Fall giebt es, wo ein Frauenzimmer mit Recht so stark mit Blicken buhlen kann, als es ihr nur immer ihr Gewissen erlaubet. Es ist der Fall, da ein Liebhaber mit Fleiß so lange vermeidet seine Erklärung zu thun, bis er von dem glücklichen Erfolge zuverläßig versichert ist. Im Grunde ist keine andre Absicht dabey als ein Frauenzimmer zu zwingen, das ungezweifelte Anrecht ihres Geschlechts aufzugeben, das Anrecht eine abschlägliche

Antwort zu ertheilen, sie zu einer Erklärung zu zwingen, ehe der Liebhaber es zu thun würdigt, und auf diese Art sie zu nöthigen, die Bescheidenheit und Zärtlichkeit ihres Geschlechts zu verletzen und die offenbarste Ordnung der Natur umzukehren. Und dies Opfer soll sie bringen, blos um die niederträchtigste Eitelkeit eines Mannes zu befriedigen, der gerade das Frauenzimmer erniedrigen will, die er zu seiner Gattin zu machen wünscht.

Es ist ein Umstand von Wichtigkeit, daß man wohl unterscheide, ob einer, der das Ansehen hat euer Liebhaber zu seyn, sich zu erklären verschiebt aus dem eben erwähnten Grunde, oder aus einem Mistrauen, das von der wahren Liebe unzertrennlich ist. In dem ersten Fall könnt ihr fast nie übel genug mit ihm umgehen; in dem andern müßt ihr ihm mit der größesten Güte begegnen; und die größeste Güte die ihr ihm erzeigen könnet, falls ihr nicht entschlossen seyd seine Anwerbung anzunehmen, ist: daß ihr ihn dies so bald als möglich wissen lasset.

Ich weiß, wie mancherley Enschuldigungen die Frauenzimmer haben, sich vor der Welt und ihrem Gewissen zu rechtfertigen, wenn sie anders verfahren. Bisweilen schützen sie ihre Unwissenheit, oder wenigstens Ungewißenheit von den wahren Gesinnungen des Anwerbers gegen sie, vor. Manchmal kann dies wohl wahr seyn. Andremale entschuldigen sie sich mit dem ihrem Geschlechte

schlechte anständigen Wohlstand, der es ihnen zur Pflicht macht, sich gegen jedermann auf gleiche einförmige Art zu betragen, und ihnen verbietet, jemanden für einen Liebhaber anzusehen, wo er sich nicht ausdrücklich dafür erklärt hat. — Vielleicht haben wenige Frauenzimmer so hohe Begriffe als ich, von dem weiblichen Anstande und zärtlichem Gefühle. Allein ich muß euch sagen, daß ihr nie berechtiget seyd, diese Tugenden vorzuschützen, um euch von den höhern, der Dankbarkeit, Billigkeit und Menschenliebe los zu machen. Auf alle diese hat derjenige Anspruch, der euch den übrigen eures Geschlechts vorziehet, und dessen gröߟeste Schwachheit vielleicht dies Vorziehen ist. — Die eigentliche Beschaffenheit der Sache ist, daß die Leidenschaft der Eitelkeit und die Begierde bewundert zu werden euch so mächtig beherrschen, daß ihr gewiß ein großes Opfer bringt, wenn ihr einen Liebhaber aufgebet, bevor ihr alle buhlerische Künste angewendet habt ihn zu behalten, oder er euch zu einer Erklärung genöthiget hat. Ihr könnet an der Liebe Gefallen finden, wenn ihr gleich gegen den Liebhaber gleichgültig seyd, oder gar ihn verachtet.

Allein die tiefste und arglistigste Buhlerey spielet das Frauenzimmer von höherem Geschmack und Verstande, das Herz eines Mannes, den die Welt und den sie selbst hochschätzt, zu verstricken und fest zu halten, wenn sie gleich den festen Vorsatz

satz hat, ihn nie zu ehelichen. Sein Umgang vergnügt sie, und seine Zuneigung ist für ihre Eitelkeit die höchste Ergötzung; ja manchmal ist es wohl Freude für sie, wenn er sich ihrentwegen um seinen guten Namen, um seine Ruhe und um sein Glück bringt. — Gott verhüte, daß ich alles Frauenzimmer so beurtheilen sollte! Ich weiß, wie viele unter ihnen sind, die Grundsätze haben, Edelmuth und eine Würde der Seele besitzen, die sie über die unwürdige Eitelkeit erhebt, von der ich geredet habe.

Ich bin überzeugt, daß ein solches Frauenzimmer einen Liebhaber, dem sie ihre Zuneigung nicht schenken kann, allemal in einen eifrigen und treuen Freund zu verwandeln vermag, wofern er ein Mann von Verstande, Entschlossenheit und Rechtschaffenheit ist. Wann sie sich gegen ihn mit edler Offenherzigkeit und Freymüthigkeit erklärt, so wird ihn die Versagung schmerzen als einen Liebhaber; er wird sie aber auch verschmerzen als ein Mann, und was er leidet, wird er in der Stille leiden. Jede Empfindung der Hochachtung gegen euch wird ihm verbleiben, doch nicht die Liebe, die zwar freylich sehr weniger Nahrung bedarf, und durch zu viele leicht überladen wird, aber doch auch wenigstens einige nöthig hat. Er wird euch als ein verheirathetes Frauenzimmer betrachten; und obgleich die ehemalige Leidenschaft allmählig abnimmt, so behält doch ein Mann von

rechtschaffenem und edlem Herzen für ein Frauenzimmer, das er einmal geliebt hat, und das gut mit ihm umgegangen ist, allezeit eine größere Zärtlichkeit, als für keine andre ihres Geschlechts.

Hat er sonst sein Geheimniß Niemanden anvertraut, so hat er ein Recht euch zu bitten, es nicht auszubreiten. Wann ein Frauenzimmer ihre fehlschlagende Zuneigungen einer ihrer Freundinnen anvertraut, so mag sie es thun, es ist Niemandes Sache, als ihre allein; besitzt sie aber Edelmuth oder Dankbarkeit, so wird sie nicht ein Geheimniß verrathen, das ihr nicht gehört.

Das Verliebtthun ist an dem männlichen Geschlechte eher zu entschuldigen, aber auch weit verderblicher als an dem weiblichen; in unserm Vaterlande aber ist es nicht sehr gewöhnlich. Wenige Mannspersonen geben sich unter uns die Mühe, eines Frauenzimmers Gunst zu gewinnen oder zu behalten, wo sie nicht redliche oder unredliche Absichten auf ihr Herz haben. Männer die ihre Geschäfte, Bewerbungen oder Vergnügen haben, machen sich nicht die Beschwerde, um eines Frauenzimmers Gewogenheit blos deswegen zu buhlen, damit sie das eitele Vergnügen genießen, zu erobern und das Herz eines unschuldigen und schutzlosen Mädchens zu besiegen. Außerdem fragen die Menschen nach dem nicht viel, was in ihrer Gewalt ist. Ein Mann von Kopf, Empfindung und Geschicke, der aber alle Achtung

für

für Wahrheit und Menschenliebe hintansetzet, kann zu gleicher Zeit die Herzen funfzig Frauenzimmer bestricken, und mit seiner Buhlerey so arglistig spielen, daß keine einzige unter ihnen im Stande ist, einen einzigen seiner Blicke oder Ausdrücke als ein ungezweifeltes und unmittelbares Kennzeichen seiner Liebe auszulegen.

Diese Zweydeutigkeit des Betragens, diese Kunst einen andern in dem Zustand der Ungewißheit zu erhalten, ist in beiden Geschlechtern das große Geheimniß ihrer Buhlerey. Auf unserer Seite ist es um desto grausamer, da wir es so weit spielen können als uns beliebt, und so lange damit fortfahren als uns beliebt, ohne daß ihr einmal Freyheit hättet euch zu beklagen oder uns Vorwürfe zu machen; dagegen wir unsre Fesseln zerreißen und euch nöthigen können, euch zu erklären, sobald wir unsres ungewissen Zustandes überdrüßig werden.

Ich habe mich bey dieser Art der Anwerbung um so mehr aufgehalten, weil sie um euch sehr leicht in den frühern Jahren eures Lebens gemacht werden könnte, da ihr noch wenige Erfahrung oder Weltkenntniß habt, da eure Leidenschaften feurig sind, und eure Urtheilskraft noch nicht zu der Reife gekommen ist sie dämpfen zu können. — Ich wünsche, ihr wäret mit so hohen Begriffen von Ehre und Edelmuth begabet, daß es euch unmöglich fiele jemand zu hintergehen, hättet aber

 auch

auch zugleich eine so scharfe Beurtheilungskraft, daß ihr sicher wäret, nie hintergangen zu werden.

In unserm Reiche kann ein Frauenzimmer den ersten Eindrücken der Liebe leichtlich zuvorkommen; und alle Aufmunterungen der Klugheit und Zärtlichkeit müßten sie bewegen, ihr Herz dagegen zu bewahren, bis sie die überzeugendsten Beweise von der Zuneigung eines Mannes von solchen Verdiensten, die ihre Gegengunst rechtfertigen, überkommen hat. Es ist möglich, daß euer Herz gegen alle Verdienste, die ein Mann besitzen kann, anhaltend und überwindlich kalt bleibt. Dies ist ein Unglück für euch, kann euch aber nicht zum Fehler angerechnet werden. Bey solchen Umständen wäre es Ungerechtigkeit gegen euch selbst sowohl als gegen euren Liebhaber, wenn ihr ihm eure Hand geben wolltet, da sich euer Herz gegen ihn empöret. Bedauernswürdig aber ist euer Schicksal, wo ihr einer Zuneigung verstattet sich bey euch einzuschmeicheln, ehe ihr einer Gegenliebe versichert seyd, oder, welches noch schlimmer ist, wo jene schöne Eigenschaften mangeln, die nur allein den Ehestand zu einem glückseligen Stand machen können.

Ich weiß nichts, das ein Frauenzimmer verächtlicher machen könnte, als die Meinung, daß die Ehe zu ihrer Glückseligkeit wesentlich nothwendig sey. Der Gedanke ist nicht nur ungemein unzärtlich, sondern auch ganz falsch, wie tausend

Mäd-

Mädchen erfahren haben. Wäre er aber auch wahr, so ist doch der Glaube, daß er es ist, und die daraus entstehende Ungeduld zu heirathen, das allersicherste Mittel ihn unwahr zu machen.

Ihr dürfet daraus nicht schließen, daß ich euch wünsche unverheirathet zu bleiben. Ich bin vielmehr der Meinung, daß ihr in der Ehe weit glückseliger seyn könnet, als vielleicht in einem andern Stande. Ich kenne den verlornen und schutzlosen Stand alter Jungfern, das mürrische und verdrüßliche Wesen, worein sie so sehr geneigt zu verfallen sind, und die große Schwierigkeit, die es sie kostet, mit Würde und Gelassenheit aus dem Stande der Jugend, Schönheit, Bewunderung und Ehrfurcht in die stille unbemerkte Entziehung der abnehmenden Jahre überzugehen.

Ich sehe unverheirathete Frauenzimmer von thätigem, munterem Wesen und sehr lebhaftem Geiste, die sich so weit herabwürdigen, daß sie entweder ein Leben voll Zerstreuung führen, das sich für ihre Jahre nicht schickt und wodurch sie sich vor Mädchen, die ihre Großtöchter seyn könnten, lächerlich machen, oder daß sie ihren Bekannten durch unbescheidene Einmischung in ihre häusliche Geschäfte beschwerlich werden, andre male aber alle ärgerliche Gerüchte und Verschändungen umher tragen. Das alles sind Auswüchse eines thätigen Geistes, der sie zu ehrwürdigen und nützlichen Gliedern der menschlichen Gesellschaft würde

 gemacht

gemacht haben, wenn sie zu Hause was zu thun gefunden hätten.

Ich sehe andre Frauenzimmer eben des Standes, die sanft, bescheiden, mit Einsichten, Geschmack, feinem Gefühl und allen mildern Frauenzimmertugenden des Herzens begabt, dabey aber ohne große Munterkeit blöde und furchtsam sind; sie versinken in Dunkelheit und einen unbedeutenden Zustand, und verlieren allmählig alle einnehmende Vollkommenheiten blos aus der einleuchtenden Ursache, weil sie nicht an einen zärtlichen Freund verbunden sind, der Einsicht, Würde und Geschmack hat, und ihren Werth zu schätzen weiß, einen Mann, der im Stande ist ihre versteckte Vortrefflichkeiten hervorzuziehen und zu ihrem Vortheile zu zeigen; der ihrem schwachen Muthe diejenige Unterstützung geben kann, die sie so sehr nöthig haben; und der durch seine Zärtlichkeit und Liebe solch ein Frauenzimmer dadurch glücklich zu seyn veranlaßt, daß sie ihre Gaben äußern und in jeder schönen Kunst, die zu seinem Vergnügen beyträget, sich vollkommner machen kann.

Kurz ich bin der Meinung, daß der Ehestand, wenn man aus gegründeten Ursachen der Achtung und Liebe darein tritt, für euch der glücklichste ist, euch in den Augen der Welt am ehrwürdigsten und zu den nützlichsten Gliedern der Gesellschaft macht. Doch muß ich auch gestehen, daß ich nicht Biedermann genug bin zu wünschen, daß ihr des all-

gemeinen

gemeinen Bestens wegen heirathen solltet. Ich wünsche euch aus keiner andern Ursache in den Ehestand zu treten, als um euch selbst glücklicher zu machen. Wenn ich in meinen Räthen über eure Aufführung so umständlich bin, so muß ich bekennen, daß mir mein Herz für süßer Hoffnung schlägt, euch der Liebe des Mannes werth zu machen, der eurer würdig seyn und eure Verdienste erkennen wird. Der Himmel verhüte aber, daß ihr nie die Freyheit und Unabhängigkeit des ehelosen Lebens aufgebet, um Sklavinnen des Eigensinns eines Narren oder eines Wütrichs zu werden!

Da dies von jeher meine Gesinnungen gewesen sind, so werde ich nichts mehr thun, als was Recht ist, wenn ich euch in so unabhängigen Umständen hinterlasse, daß ihr keine Versuchung haben dürfet, aus Noth zu thun, was ihr sonst aus freyer Wahl nicht thätet. — Dies wird euch zugleich vor der, einem empfindlichen Frauenzimmer so grausamen Kränkung sichern, daß ein Mann euch eine Ehre oder Gunst zu erzeigen glaubt, wann er um euch wirbt.

Woferne ich so lange lebe, daß ihr die Jahre erreichet, da ihr im Stande seyd für euch selbst zu urtheilen, und ich meine Gesinnungen nicht sehr stark ändre, so werde ich ganz anders gegen euch handeln, als die mehresten Eltern pflegen. Ich bin allezeit der Meinung gewesen, daß, wenn diese Jahre da sind, der Eltern Gewalt aufhöret.

Ich hoffe, daß ich allezeit mit solcher Liebe und ungezwungenem Vertrauen euch begegnen will, daß ihr willig werdet mich für euren Freund zu halten. Blos als ein solcher werde ich mich berechtiget halten, euch meine Gedanken zu sagen, und ich würde glauben, daß ich höchst sträflich wäre, wenn ich mich nicht nach meinen äusserſten Kräften bestrebete, mich von aller persönlichen Eitelkeit frey zu machen, und alle, meinem eignen Geschmack günstige Vorurtheile an die Seite zu setzen. Wollt ihr meinem Rathe nicht folgen, so werde ich deswegen nicht aufhören euch als meine Kinder zu lieben. Obgleich mein Anrecht auf euren Gehorsam nunmehr verfallen ist, so werde ich doch glauben, daß ich mich nicht der Bande der Natur und Menschenliebe entledigen kann.

Vielleicht dünkt euch, daß das zurückhaltende Betragen, welches ich euch empfohlen habe, und daß ihr an öffentlichen Oertern selten erscheinen sollt, euch alle Gelegenheit benehme, mit jungen Leuten bekannt zu werden. Nichts weniger ist meine Absicht als dies. Ich rathe euch keine andre Zurückhaltung, als die euch bey unserm Geschlechte beliebter und ehrwürdiger macht. Oeffentliche Oerter scheinen mir nicht die geschicktesten zu seyn, junge Leute mit einander in Bekanntschaft zu bringen. Man kann da nur ihre Blicke und äusserliches Wesen kennen lernen. Nur besondere Gesellschaften allein sind es, wo ihr unge-

zwun-

zwungenen und angenehmen Umgang erwarten dürft. Wenn ihr jungen Leuten nicht erlaubet mit euch bekannt zu werden, so kann von keiner Seite eine Heirath mit ächter Zuneigung geschlossen werden. — Die Liebe wird selten beym ersten Anblick rege, oder sie müßte wenigstens auf unrechtmäßigen Ursachen beruhen. Die wahre Liebe gründet sich auf Hochachtung auf Gleichförmigkeit des Geschmacks und der Gesinnungen, und schleicht sich unvermerkt ins Herz.

Einen Rath will ich euch hinterlassen, zu dem ich mir eure vorzügliche Aufmerksamkeit erbitte. Wann sich eure Neigungen nur im geringsten auf einen jungen Menschen lenken, so untersuchet euer Gemüth, euren Geschmack und euer Herz aufs strengeste, und bestimmt in euren Gedanken die Eigenschaften, die zu eurer Glückseligkeit im Ehestande erforderlich seyn dürften; und da es unmöglich ist alles zu erlangen, was man wünscht, so kommet zu einer festen Entschliessung, was ihr als wesentliche Erfordernisse ansehen müßt, und was ihr davon aufgeben könnet.

Habt ihr von Natur zur Liebe und Freundschaft gebildete Herzen, und besitzt ihr diejenigen Empfindungen, die euch geschickt machen, in alle Bestandtheile und Feinheiten dieser Neigungen einzudringen, so überleget um des Himmels willen, und so lieb euch eure zukünftige Glückseligkeit ist, alles wohl mit einander, ehe ihr ihnen die gering-

ste Gewalt über euch einräumet. Habt ihr das Unglück, (denn ein sehr grosses Unglück ist es gemeiniglich für euer Geschlecht,) daß solche Gesinnungen und Neigungen tief bey euch eingewurzelt sind; habt ihr Muth und Entschlossenheit, den Anreizungen der Eitelkeit und dem Eindringen euer Freunde (denn den einzigen Freund, der nie würde in euch gedrungen seyn, werdet ihr schon verloren haben,) widerstehen zu können; und seyd stark genug, die Vorstellung so vieler Unbequemlichkeiten, die mit dem alten Jungfernstande verbunden sind, und die ich vorher angezeigt habe, zu dulden: so möget ihr euch auf die Art des empfindsamen Lesens und Umganges einlassen, die am besten zu euren Empfindungen stimmt.

Findet ihr aber bey genauer Selbstprüfung, daß schlechterdings der Ehestand zu eurem Glücke wesentlich nothwendig sey, so bewahret das Geheimniß aus Ursachen, die ich zuvor anführete, in eurer Brust aufs heiligste; dagegen aber hütet euch, als vor dem verderblichsten Gift, vor allen Arten des Lesens und Umganges, so die Einbildungskraft erhitzt, das Herz einnimmt und weich macht, und den Geschmack über den alltäglichen Gesichtskreis erhöhet. Nehmt ihr euch davor nicht in Acht, so stellt euch den schrecklichen Kampf der Leidenschaften vor, der dadurch nachmalen in eurer Brust erreget werden kann.

Im

Im Fall ihr euch diese feinen Einsichten und Gesinnungen gänzlich zu eigen macht, folgt aber nicht ihren Eingebungen, sondern heirathet mit den alltäglichen und gewinnsüchtigen Absichten, so werdet ihr nie im Stande seyn, euch ihrer ganz zu entschlagen, auf welche Art sie dann alle Tage eures Ehestandes verbittern werden. Statt in dem Ehegatten einen feinen, verständigen, zärtlichen Liebhaber, einen Freund, einen gleichförmigen Gesellschafter anzutreffen, werdet ihr durch Abgeschmacktheit und Narrheit ermüdet, durch Empfindungslosigkeit gemartert, oder durch Gleichgültigkeit gekränkt werden. Ihr werdet Niemand um euch haben, der euch bemitleidet, oder auch nur eure Kränkungen einsieht; denn vielleicht geht euer Ehegenosse nicht grausam mit euch um, oder streckt euch zu eurem Putz, euren häuslichen Bedürfnissen und andern Ausgaben so viel Geld vor, als sein Vermögen erlaubt. Die Welt wird euch demnach als unvernünftige Frauen betrachten, die nicht verdienten glücklich zu seyn, wenn ihr es nicht schon wäret. — Wenn ihr demnach schlechterdings entschlossen seyd zu heirathen, aber diesem Zusammenfluß von Uebeln entgehen wollt, so rathe ich euch, alles euer Lesen und eure Ergötzungen so einzurichten, daß weder das Herz, noch die Einbildung, anders als durch Witz oder Laune ergötzet werde.

Ich habe bey diesen Räthen nicht die Absicht der Lehrer eures Geschmacks zu werden, sondern will

will euch von der Nothwendigkeit überzeugen euer Herz zu kennen, welches zwar dem Anscheine nach etwas sehr leichtes ist, von eurem Geschlechte aber bey vielen wichtigen Vorfällen des Lebens, sonderlich aber bey demjenigen, von welchem ich spreche, gänzlich versäumt wird. Keine Vollkommenheit wünsche ich euch aufrichtiger, als den gefaßten eindringenden Geist, der sich auf sich selber stützt, euch in den Stand setzt, zu sehen, worin eure wahre Glückseligkeit besteht, und solcher mit dem entschlossensten Muthe nachzutrachten. In Angelegenheiten der Geschäfte folget dem Rathe derer, die selbige besser verstehen als ihr, und auf deren Rechtschaffenheit ihr euch verlassen könnet; aber in Angelegenheiten des Geschmacks, wo es schlechterdings auf eure eigne Empfindungen ankommt, fragt nimmer einen Freund um Rath, sondern allemal euer eigen Herz.

Wann ein Mann um euch wirbt, oder giebt euch Grund zu glauben, daß er anwerben will, so lasset euch nicht von ihm einnehmen, bevor ihr euch nicht bey euren Freunden auf die behutsamste und geheimste Art Mühe gegeben, alle mögliche Nachricht von ihm einzuziehen, so viel ihr zu wissen braucht: zum Beyspiel von seinem Verstande, seiner Aufführung, seinem Gemüthe, Wohlstande und Angehörigen; ob er wegen seiner Fähigkeit und würdigen Betragens, oder wegen seiner Thorheit, Schelmerey und beschwerlichen Erbkrank-

heiten

heiten bekannt ist. Wenn eure Freunde euch davon treue Nachrichten hinterbringen, so haben sie ihre Pflicht gethan. Gehen sie weiter, so haben sie nicht das Zutrauen zu euch, das ihr ihnen durch geziemende Würde eures Betragens mit Nachdruck einflößen müßtet.

Ihr möget bey eurer Heirath Absichten haben welche ihr wollet, so braucht nur alle mögliche Vorsicht, daß sie euch nicht fehlschlagen. Wenn es auf Glücksgüter und auf die Vergnügen, die sie verleihen, angesehen war, so ist es noch nicht zureichend, daß euch ein ansehnliches Leibgeding und ein starkes Kindertheil euren Kindern ausgemacht und gehörig versichert werde, sondern ihr müßt auch nothwendig bey euren Lebzeiten den Reichthum genießen können. Die vollständigste Sicherheit, die ihr dafür haben könnet, beruhet darauf, daß ihr einen gutherzigen, edelmüthigen Mann heirathet, der Geld verachtet und euch da zu leben verstattet, wo ihr das Vergnügen, den Prunk und das Geräusche des Lebens, warum ihr ihn geheirathet habt, am besten genießen könnet.

Aus dem, was ich gesagt habe, werdet ihr leicht einsehen, daß ich nicht verlange euch zu rathen, wen ihr heirathen sollt; aber ich kann euch mit mit großer Zuversicht rathen, wen ihr nicht heirathen sollt.

Versaget euch einem Genossen, der eine erbliche Krankheit, sonderlich den Wahnsinn, den schrecklich-

sten

sten aller menschliche Unfälle, auf eure Nachkommen vererben könnte. Sich in solche Gefahr zu stürzen, ist die höchste Unvernunft, und in meinen Augen äußerst sträflich.

Heirathet nicht einen Narren: er ist unter allen Thieren am wenigsten zu bändigen; er wird von seinen Leidenschaften und Einfällen herumgetrieben, und befindet sich außer Stande, die Stimme der Vernunft zu hören. Wahrscheinlich ist es auch schmerzend für eure Eitelkeit, einen Mann zu haben, in dessen Namen ihr erröthen und zittern müßt, so oft er in Gesellschaft den Mund aufthut. Das Schlimmste aber ist an einem Narren, daß er beständig argwöhnt, daß andre Leute glauben, er lasse sich von seiner Frau regieren. Dies macht ihn vollends unlenkbar; und er thut alle Augenblicke was abgeschmacktes und ärgerliches, aus keinem andern Grunde, als um zu zeigen, daß er es thun darf.

Ein Wollüstling ist allezeit ein argwöhnischer Ehemann; denn er kennet nur die unwürdigsten eures Geschlechts; er steckt ebenfalls mit den abscheulichsten Krankheiten Frau und Kinder an, wo er so unglücklich ist welche zu haben.

Besitzet ihr selbst Empfindungen der Religion, so denkt nur nicht an einen Ehemann, der keine hat. Woferne er nur einigermaßen Verstand hat, so wird er um sein selbst und um seiner Kinder willen

es

es gerne sehen, daß ihr Religion habt; aber an Achtung werdet ihr dadurch in seinen Augen viel verlieren. Ist er aber von schwachen Einsichten, so wird er euch ohne Unterlaß wegen eurer Grundsätze plagen und lächerlich zu machen suchen. — Habt ihr Kinder mit ihm, so wird es euch die bitterste Kränkung verursachen, wenn ihr sehen müßt, daß alle eure Bemühungen ihnen Tugend und Frömmigkeit einzuflößen, alles euer Bestreben sie zeitlich und ewig glücklich zu machen, fruchtlos und zum Gelächter gemacht wird.

Da ich eure Wahl eines Ehemannes für einen Umstand von der äußersten Wichtigkeit für eure Glückseligkeit ansehe, so hoffe ich, ihr werdet sie mit äußerster Behutsamkeit anstellen. Gebet nicht einem Anfall plötzlicher Leidenschaft nach, und beehret sie mit dem Namen der Liebe. — Aechte Liebe gründet sich nicht auf Einfälle, sie gründet sich auf Natur, auf ehrenvolle Absichten, auf Tugend, auf Gleichheit des Geschmacks und der Empfindungen.

Habt ihr diese Gesinnungen, so werdet ihr nie heirathen, wenn ihr euch nicht in Ansehung des Vermögens in dem Stande befindet, der zu eurer und eures Mannes Glückseligkeit erforderlich ist. Wie viel dazu gehöret, könnt ihr allein entscheiden. Es wäre von eurer Seite unedel, wenn ihr euch der Zuneigung eines Liebhabers bedienen wolltet, ihn ins Elend zu stürzen; und er, falls

er

er nur die geringste Empfindung von Ehre hat, wird sich durch keine persönliche Lust reizen lassen, in eine Verbindung zu treten, die euch unglücklich macht. Wann ihr zusammen so viel habt als eure Bedürfnisse erfordern, so habt ihr genug.

Ich schließe damit, daß ich mich bemühe eine Schwierigkeit wegzuräumen, die jedem nachdenkenden Frauenzimmer ganz natürlich bey dem Ehestande einfällt. Was soll aus allen jenen Vervollkommnungen der feinen Gefühle werden? was aus jener Würde in dem Betragen, die alle Zudringlichkeiten hinwegscheuchte, und die zweifelvolle Begierde in ehrerbietiger und furchtvoller Bewunderung zurückhielt? In Beantwortung dieses Zweifels will ich nur anmerken, daß wenn Gründe des Eigennutzes und der Eitelkeit an eurem Entschluß zu heirathen einigen Antheil gehabt haben, keine dieser erkünstelten Begriffe fernerhin euch Kummer machen, ja vielmehr gar bald euch selbst so lächerlich vorkommen werden, als sie es allemal euren Männern gewesen sind. Es waren Gesinnungen, die vor eurer Einbildungskraft herumflatterten, aber nie bis zu eurem Herzen gedrungen sind. Waren aber diese Gesinnungen bey euch wirklich wahr und ächt, so dürfet ihr ihrentwegen nicht verlegen seyn, wofern ihr so außerordentlich glücklich gewesen, an einen Mann zu gerathen, der sich auf sie versteht.

Freylich wird die Ehe die durch äußerliche Schönheit bewirkte Bezauberung mit Einem male hinwegnehmen; allein die Tugenden und Annehmlichkeiten, die anfänglich das Herz erwärmten, jene Zurückhaltung und edle Bescheidenheit, die dem Liebhaber noch immer was zu wünschen übrig ließen, und ihn wegen eurer Empfindsamkeit oder Zuneigung voll Zweifel machten, können und müssen ewiglich bleiben. Der Sturm der Leidenschaften muß sich nothwendig legen; an dessen Stelle aber muß jenes Theuerwerden treten, welches das Herz auf eine noch gleichförmigere, empfindungsvollere und zärtliche Art einnimmt. — Doch ich muß mich zurückhalten, und mich nicht auf Beschreibungen einlassen, die euch misleiten könnten, und noch auf eine nur zu empfindliche Weise die Erinnerung an meine glücklichere Tage rege machen, die ich vielleicht weit besser in eine ewige Vergessenheit stellete.

So habe ich euch demnach über einige der wichtigsten Umstände eures instehenden Lebens meine Gedanken eröffnet, in so ferne sie sonderlich den Zeitpunkt betreffen, da ihr gerade in die Welt eintretet. Ich bestrebte mich gewisse besondere Meinungen zu übergehen, weil sie der in der Welt allgemein eingeführten Uebung zuwider sind, und also auch vielleicht nicht so gut gegründet seyn mögen; da ich aber für euch schrieb, und mein Herz zu voll und zu eifrig für euch eingenommen war, so

fürchte ich, daß ich meinen Vorsatz schlecht mag gehalten haben. Daraus mögen anscheinende Widersprüche und einige Verwirrung entstanden seyn. Ich schrieb zum Vergnügen einiger einsamen Stunden, und vertrieb mir damit einige schwermüthige Gedanken. — Ich wußte, daß ich etwas unternahm, wozu ich nicht Kräfte genug hatte; ich habe mich aber eines Theiles meiner Pflicht entledigt. — Er wird euch wenigstens, als der letzte Beweis von der Liebe und Sorgfalt eures Vaters gefallen.



II.

II.

Allgemeine Vorstellung der Wissenschaften und der menschlichen Kenntnisse überhaupt.

Erinnerung.

Diese Vorstellung ist aus dem ersten Bande der Encyclopédie ou Dictionaire universel raisonné des connaissances humaines (Yverdon 1770. gr. 4.) übersetzt, wohin sie aus der parisischen Encyclopedie gekommen. Wir haben keine andre Veränderung damit vorgenommen, als daß wir die Tabelle, die im Original auf Einem Blatte stehet, in eine tabellenmäßige Ordnung gebracht, und wie uns dünkt zur bessern Uebersicht des Ganzen bequemer eingerichtet haben. Durch eine enge zusammengefaßte Tabelle wird das Auge, das so vieles auf einmal sieht, nur verwirret, und die wenigsten haben Lust und Geduld genug, dem Auge aus dieser Verwirrung zu helfen.

Vorstellung.

Zu einem vollkommenen allgemeinen Grundriß aller menschlichen Kenntnisse würde gehören, eine so genaue Eintheilung der Wissenschaften, daß auch nicht eine einzige ausgelassen wäre, die zu-

gleich so deutlich, daß keine Wissenschaft mit der andern in Vermischung käme, und so ordentlich wäre, daß keine einen andern Platz erhielte, als gerade den, der ihr nach dem Verhältnisse gegen die übrigen zukommt.

Sollte aber nicht die Erfindung einer solchen Eintheilung die Kräfte des Menschen übersteigen, und selbst nach der Beschaffenheit seiner Kenntnisse, die zu genau mit einander verbunden sind, als daß sie dergleichen strenge Absonderungen zuließen, unmöglich seyn?

In der That, woher soll man auch wohl diese Eintheilung nehmen? Aus der philosophischen Geschichte, aus dem Entstehen und der Entwickelung unsrer Ideen? Wer ist aber im Stande diese ganze Geschlechtsfolge mit Genauigkeit zu verfertigen, und sie unter gewisse Gesetze zu bringen? Aus den verschiedenen Arten der Evidenz, die wir bey unsern Kenntnissen haben? Allein es giebt wenige Kenntnisse, wo nicht alle diese Arten der Augenscheinlichkeit zusammenkommen und mehr oder weniger vorwalten. Wie wird man diese Eintheilung einrichten? Nach der Verschiedenheit der Seelenvermögen, die durch die Wissenschaften geübt oder damit beschäftiget werden? Es giebt aber nicht eine einzige Wissenschaft, die nicht die Hülfe aller dieser Vermögen bedürfte! Ueberdem soll diese Eintheilung, die man sucht, nicht das Werkzeug, sondern den Gegenstand der Wissenschaften betreffen.

Wenn

Wenn man die Wissenschaften nach ihren Gegenständen unterscheidet, so wird man vielleicht auf eine genauere und systematischere Eintheilung kommen. Allein man wird zugleich den natürlichen Gang, den der menschliche Geist nimmt, verlassen, und wird sich gleichsam gezwungen sehen, die abgezogenen Begriffe und Benennungen vor den reellen Dingen in den Grundriß unsrer Kenntnisse zu bringen.

Sollte es aber bey dem allen nicht möglich seyn eine Eintheilung der menschlichen Kenntnisse zu erfinden, die sich auf den Unterschied ihrer Gegenstände gründet, und sich zugleich der natürlichen Ordnung ihrer Erzeugung und Entwickelung etwas mehr nähert?

Wir wollen einen Versuch wagen, und ihn dem Urtheil der Gelehrten unterwerfen.

Man kann alle Gegenstände der menschlichen Kenntnisse in drey Klassen bringen.

1. Thatsachen, die aus bloßer Beobachtung oder Erfahrung bekannt sind. Unter diese Klasse gehören die Erscheinungen der materiellen, und die Handlungen der moralischen Wesen. Dies ist der allgemeine Gegenstand der Geschichte.

2. Beziehungen dieser Thatsachen, so wie sie entweder in der Natur selbst sind, und sich durch die Vernunft entdecken, oder sich in den Werken der Menschen befinden, und dem Genie oder der Kunst gehören. Dies ist der allgemeine Gegenstand der Weltweisheit.

3. Natürliche Zeichen oder künstliche Bilder, die man braucht, entweder die Thatsachen und ihre Beziehungen auszudrücken, um die Kenntniß davon zu bewahren, auszubreiten und mitzutheilen, oder vermittelst dessen, was sie schönes und für die Sinne und den Geist schmeichelhaftes haben, sie nachzuahmen. Dies ist der allgemeine Gegenstand derer Künste, welche die freyen genannt werden, die wir hie unter der allgemeinen Benennung der symbolischen und nachahmenden Kunst zusammenfassen.

Durch Empfinden und Nachdenken erlangt der Mensch die ersten Kenntnisse der Thatsachen, durch Aufmerksamkeit hält sein Geist sie fest, durch das Gedächtniß werden sie aufbewahret, durch den Verstand in gewisse Klassen gebracht.

Alsdann ist die Vernunft geschäftig diese Thatsachen unter sich zu vergleichen, um die Folgen daraus zu ziehen, aus denen ihre Beziehungen erhellen. Das Genie arbeitet, neue Verbindungen daraus zusammenzusetzen um darunter neue Beziehungen zu bringen. Die Kunst wendet diese entdeckten oder ausgemachten Beziehungen auf die Bedürfnisse und Bequemlichkeiten des Menschen an.

Die Einbildungskraft und das Genie, durch das Bedürfniß rege gemacht, erfinden die Zeichen, die zum Ausdruck dieser Thatsachen und Beziehungen dienlich sind.

Endlich wagt es das Genie, durch die Empfindung des Schönen, welches bey den Menschen

schen eine Art von Bedürfniß geworden ist, erwecket, die Natur, die ihm das Bild und Muster dazu darbietet, nachzuahmen.

Daher entspringen nun die drey vornehmsten Zweige des encyclopedischen Stammbaums: Geschichte, Philosophie, symbolische und nachahmende Kunst, wozu wir auch die sogenannten freyen Künste rechnen.

I.

Thatsachen oder Geschichte.

Die Geschichte theilet sich wieder in zween Hauptzweige: die natürliche Geschichte, welche die Erscheinungen der materiellen, und die sittliche, welche die Handlungen sittlicher Wesen zum Gegenstande hat.

1. Die natürliche Geschichte, mit Rücksicht auf die Kenntnisse, welche der Mensch von materiellen Dingen und deren unterscheidenden Kennzeichen hat, betrachtet, theilt sich abermals in die Geschichte der einförmigen und regelmäßigen Wesen, die alle unterscheidende Kennzeichen ihrer Gattung an sich haben, und dem zu Folge unter eine allgemeine Klasse gebracht werden können; und die Geschichte der minder einförmigen oder unregelmäßigen und misgestalten Wesen. Unregelmäßig nennen wir diejenigen Wesen, die ein Gemische von gar zu unbestimmten Kennzeichen haben, als daß man sie unter eine der allgemei-

nen Klassen bringen könnte, für die man also besondere und Mittelklassen machen muß, welche einigermaßen die Lücken der allgemeinen Klassen ausfüllen und sich ihnen unter gewissen Schattirungen nähern. Dergleichen sind die Thierpflanzen, die Polypen u. s. w. Misgestalte Wesen nennen wir diejenigen, welche zwar zu einer der allgemeinen Klassen gebracht werden können, aber im Einzelnen entweder zu viel oder zu wenig von den unterscheidenden Merkmalen derjenigen Klasse haben, zu der sie gehören, und sich an gewissen unbestimmten Verunstaltungen von den übrigen einzelnen zu der Klasse gehörigen Wesen erkennen lassen.

Im Betracht der materiellen Wesen selbst theilt sich die natürliche Geschichte in die Geschichte der himmlischen Körper oder Himmelsbeschreibung, und der irdischen Körper oder Weltbeschreibung; diese letztre theilt sich abermals in die Geschichte der vier Elemente, Geschichte der Luftzeichen, Geschichte der Erde und Wasser, oder des Wassererdkreises, welches man die natürliche Erdbeschreibung nennt; und Geschichte der Hervorbringungen der Erde der Mineralien, Pflanzen und Thiere, oder die eigentliche natürliche Geschichte.

2. Die sittliche Geschichte unterscheidet sich 1) nach der Beziehung auf ihre Quellen, welche in Denkmälern oder Alterthümern, Denkschriften oder Jahrbüchern bestehen; die eigentlich sogenannte Geschichte 2) in Rücksicht auf

die

die moralischen Wesen, deren Handlungen sie erzählt; diese theilt sich in die allgemeine, die mehrere Völker zusammennimmt, die besondre, welche sich auf eine einzige Nation einschränkt, und in die einzelne oder Lebenbeschreibende Geschichte, die bey einem einzelnen Menschen bestehen bleibt; 3) nach Verhältniß der verschiedenen Jahrhunderte, die sie durch die Musterung gehen läßt, in die alte, mittlere und neue; 4) nach Beschaffenheit der Handlungsarten, die sie aus einander setzt, in die Staats- Gelehrten - und Kirchengeschichte.

Die Staatsgeschichte hat zum Gegenstande die Staaten oder bürgerlichen Gesellschaften, und begreift die Geschichte ihrer glücklichen oder unglücklichen Umwälzungen; die Landbeschreibende Geschichte, der das Land angehenden Veränderungen, Erwerbungen und erlittenen Verluste; die Geschlechtsgeschichte der vornehmsten Häuser; und die Geschichte der erlauchtesten Personen, die zur Vergrößerung der Staaten das meiste beygetragen, oder auf ihren Verfall und Untergang den meisten Einfluß gehabt haben.

Die Gelehrtengeschichte hat zum Inhalt die Wissenschaften und Künste, und beschäftiget sich, einen Abriß zu geben von ihren Fortschritten, von ihrem Verfall, von den Ereignissen, die ihre Gestalt und Anwendung verändert haben, von den berühmten Leuten, die sich darin hervorgethan und

und denen man neue oder verbesserte Entdeckungen zu danken hat, von den Büchern, die in jeder Art der Wissenschaften und Künste bekannt gemacht worden, um deren Forschung oder Ausübung zu erleichtern, ihr Zunehmen zu begünstigen, und ihren glücklichen Fortgang sicherer zu machen. Sie hat so viele verschiedene Zweige, als es verschiedene Wissenschaften und Künste giebt. Einer der hauptsächlichsten ist die Geschichte der Weltweisheit.

Die Kirchengeschichte beschäftigt sich mit der Religion, und faßt vier Hauptzweige in sich, die Religions-, mythologische, heilige und eigentlich sogenannte Kirchengeschichte.

Die Religionsgeschichte begreift alle die grossen Begebenheiten, welche durch Veranlassung der Religion entstanden sind, die Trennungen in der Kirche, die verschiedenen Religionslehrsätze, Gottesdienste, geistliche Orden, Feste, Secten, Spaltungen und andre Gegenstände, welche die falschen Religionen und die wahre mit einander gemein haben.

Die mythologische Geschichte ist von der Religion unzertrennlich, da sie nichts anders ist als die Erzählung der Fabeln des Heidenthums und aller aus ihnen entsprungenen Ungereimtheiten, als: der allgemeine und besondre Aberglaube, die Sterndeutung, die Geisterbeschwörung, die Zauberey, die Wahrsagerey u. s. w.

Die

Die heilige Geschichte lehret die Einführung der wahren Religion durch eine Folge von Begebenheiten, die zum Theil außerordentlich und übernatürlich sind, wie die Wunder und Weissagungen, die man in den Büchern des alten und neuen Testaments antrifft. Ihr setzt man die profane oder weltliche Geschichte entgegen.

Die eigentliche Kirchengeschichte setzt die Geschichte der wahren Religion fort, und erzählt die Ereignisse der christlichen Kirche seit ihrem Ursprunge bis auf unsre Zeiten.

Man begreifet leicht, daß diese verschiednen Zweige der Geschichte sich in einander verwickeln. Die Umwälzungen des Staats hängen mit denen der Kirche, diese mit den gelehrten Begebenheiten zusammen, und alle mit einander machen ein Gemälde aus, dessen Züge nicht in Absonderung von einander betrachtet werden können. Daher kommt es, daß unsre mehresten historischen Werke eine vermischte Geschichte vorstellen.

II.

Weltweisheit.

Die Geschichte ist es, welche der Weltweisheit den Stoff darbietet, mit dem sie sich beschäftigen kann.

Die natürliche Geschichte liefert die Materialien der natürlichen Philosophie oder Naturkunde, welche

welche sich eintheilt in die eigentliche Physik oder Naturkunde, die sich mit den Beziehungen, Eigenschaften, Ursachen und Wirkungen beschäftiget; und die Wissenschaften der Meßkunde, die mit den Beziehungen der Größe zu thun hat.

Die eigentliche Physik ist entweder die, die mit Versuchen zu thun hat (Experimentalphysik), die sich nur angelegen seyn läßt, nach einfältiger Beobachtung oder nach Erfahrungen die Gesetze der Natur zu entdecken, oder die theoretische, die sich beschäftiget die Erfolge dieser Gesetze zu erklären, und von den Wirkungen zu den verborgenen und unsern Sinnen unmerklichen Ursachen aufzusteigen.

In Rücksicht auf ihren Gegenstand ist sie wiederum allgemein oder besonders. Letztere theilt sich in die himmlische, und irdische. Diese faßt in sich die Naturkenntniß der Elemente oder Chymie und Alchymie; die Wissenschaft der Luftzeichen; die Theorie der Erdkugel, die Kenntniß ihrer Hervorbringungen oder Physiologie, welche in sich faßt die Mineralogie, die Phytologie, die Zoologie, wohin gehöret, die Zergliederungskunst und theoretische Medicin, und die Kenntniß der einförmigen und misgestalten Wesen.

Die Beziehungen der Größe können auf abgesonderte Art betrachtet und durch Zeichen ausgedruckt werden, das ist die Beschäftigung der reinen

nen Meßkunst. Sie können ausgedruckt werden durch Zahlen, Linien, Flächen u. s. w. und auf noch allgemeinere und abgezogenere Art durch einzelne Buchstaben. Daher entsteht die Eintheilung in Rechenkunst, Erdmeßkunst, und Algebra. Die Erdmeßkunst ist wiederum entweder die gemeine oder die höhere. Die gemeine theilt sich in die eigentliche Erdmeßkunst und in die Trigonometrie. Wenn sie vermittelst der Trigonometrie auf wirkliches Messen angewandt wird, so heißt sie praktische oder ausübende Erdmeßkunst, deren Theile sind die Longimetrie oder Messung der Längen, die Planimetrie die Messung der Ebenen, Geodesie, die Theilung der Ländereyen, die Stereometrie, die Ausmessung der Körper, davon die Visirkunst ein Theil ist. Die höhere Meßkunst oder Algebra ist wiederum entweder die gemeine oder die analytische, wohin gehöret die Rechnung des Wahrscheinlichen und die Auflösung der Hasardspiele, oder die Rechnung des Unendlichen, welche wiederum die Differential- oder Integralrechnung in sich faßt.

Wenn die abgezogenen Begriffe der reinen Meßkunde angewandt wird auf die Körper, die wirkliches Daseyn haben, sie mögen fließende oder feste seyn, auf ihre Bewegungen, Kräfte, Geschwindigkeiten, Zeiträume, auf die Gestirne, auf das Licht, auf die Luft, auf den Schall u. s. w. und überhaupt auf alles, was berechnet, gemessen

und

und überschlagen werden kann, so entstehet daraus die angewandte Meßkunde. Die Haupttheile derselben sind die Mechanik, und deren beide Untertheile, die Statik und Dynamik; die Hydrostatik, Hydrodynamik und Hydraulik, welches drey Z[illegible] der Statik, angewandt auf flüßige Dinge, [illegible]; die Ballistik oder Kunst des Bombenwerfens, die ein Zweig der Mechanik ist; die Sternsehkunst, zu der man die Weltbeschreibung rechnet, welche sich in die Himmelsbeschreibung, Erdbeschreibung und Wasserbeschreibung theilt. Zu der Sternsehkunst muß man auch ziehen die Zeitrechnung und Sonnenuhrenkunst; die Sehekunst oder Optik, welche in sich faßt die eigentliche Optik, die Perspectiv, die Dioptrik, die Katoptrik; ferner die Feuerwerkerkunst, die Aerometrie, die Akustik; die bürgerliche, Schiffs- und Kriegsbaukunst; zu der letztern rechnet man auch die Taktik, nebst der Angriffs- und Vertheidigungskunst der Plätze.

Die sittliche Geschichte führt die Menschen ganz natürlich auf die Untersuchungen der freyen oder sittlichen Wesen, die den Gegenstand der Geisterlehre ausmachen. Diese Untersuchungen sind nichts anders als allgemein gemachte Folgerungen, die man aus den Beobachtungen zieht, welche man über seine eigne Seele anstellt, die den Gegenstand einer Wissenschaft ausmachen, welche man Psychologie oder Seelenlehre nennt. Die

Gei-

Geisterlehre, wenn sie betrachtet wird, in wieferne sie sich auf alle Ordnungen der Geister anwenden läßt, giebt uns die Theorie des Verstandes und des Willens, und der regelmäßigen, unregelmäßigen und gewohnten Neigungen und des immateriellen Wesens überhaupt. In so ferne die Geisterlehre das geistige Wesen in Verbindung mit dem Körper betrachtet, der ein Ganzes mit ihm macht, welches man den Menschen nennet, bekommt sie den Namen der Anthropologie oder Lehre vom Menschen.

Von der Kenntniß der materiellen und geistlichen Wesen hat sich der Mensch zur Betrachtung eines unendlichen Geistes, Schöpfers, Erhalters, Gesetzgebers, obersten Richters erhoben, welcher der Gegenstand derjenigen Wissenschaft ist, die wir Gottesgelahrtheit nennen. Diese theilt man in Absicht auf ihre Quellen in die natürliche, welche aus dem Licht der menschlichen Vernunft geschöpft wird, und die übernatürliche oder geoffenbarte, geschöpft aus der Offenbarung, welche uns die neuen Beziehungen zwischen den geistigen Wesen kennen lehrt, die uns die erstre nie hätte entdecken können.

Zu der natürlichen Gottesgelahrtheit kann man diejenige Wissenschaft rechnen, die von einigen neuern Schriftstellern Teleologie oder Lehre von den Absichten ist genennt worden, und welche sich beschäftiget, die Absichten aller Geschöpfe, die Verbin-

Verbindung und Unterordnung dieser Absichten, und ihre bewunderswürdige Uebereinstimmung zu der großen Absicht des Schöpfers in Ansehung der ganzen Schöpfung, in Betrachtung zu ziehen.

Die geoffenbarte Gottesgelahrtheit beschäftigt sich entweder mit Auslegung der heil. Schrift, in welcher die Offenbarung enthalten ist, oder mit der Erklärung und Vertheidigung der Lehrsätze. Daher die Eintheilung in die hermenevtische und dogmatische Gottesgelahrtheit.

Die dogmatische theilt sich, wenn man sie in Rücksicht auf den Zweck, den sie sich vorsetzt, betrachtet, in die positive oder lehrende, welche sich begnüget, die Lehrsätze schlechthin aus einander zu setzen, und die polemische oder elenchtische, das ist streitende, welche die Lehrsätze gegen die Trugschlüsse des Irrthums vertheidiget. Betrachtet man sie aber in Rücksicht auf den Gebrauch, den man von ihr macht, so theilt man sie in die homiletische, ascetische u. s. w. in Betracht aber der Lehrart, nach der man sie abhandelt, in die katechetische, symbolische, systematische, patristische, scholastische, historische, scientifische, exegetische.

Da man die Dinge nicht unter gewisse Klassen bringen und ihre Beziehungen nicht erweisen kann, ohne gewisse abgezogene Begriffe und allgemeine Wahrheiten zu Hülfe zu nehmen, so haben die

die Menschen diese Begriffe und Wahrheiten nach ihrer natürlichen Verbindung zusammengebracht, um eine allgemeine Wissenschaft daraus zu machen, die sich auf alle mögliche Dinge anwenden lassen könnte, und die sie Ontologie oder erste Philosophie genannt haben, weil sie den übrigen Aesten der Philosophie, die ihre lichtvollesten Grundsätze daher entlehnen, gleichsam zur Grundlage und Unterstützung dienet. Daher kommt es, daß wir sie in unsrer Tabelle, die der Anlage nach der Folge der Gegenstände unsrer Erkenntnisse so viel möglich gleichförmig seyn sollte, den übrigen Theilen dieser Wissenschaft vorgesetzt haben.

Diese drey Wissenschaften, nämlich die Ontologie, die Pneumatologie und die Theologie, kann man als eine einzige Wissenschaft betrachten, welche die abgezogenen Beziehungen zum Gegenstande hat, und welcher Aristoteles den Namen der Metaphysik gegeben hat.

Die Physik und Metaphysik machen den betrachtenden Theil der Weltweisheit aus.

Es giebt auch eine praktische oder beschäftigte Weltweisheit, welche die betrachtende auf die Bedürfnisse der Menschen anwendet, und die Regeln giebt, denen er folgen soll um sich zu vervollkommnen und seinen Zustand zu verbessern.

Diejenige, die seinem Verstande die Regeln vorhält, nach welchen derselbe sich bey Untersu-

chung des Wahren zu richten hat, heißt die Vernunftwissenschaft oder Logik. Diejenige, die seinem Willen die Regeln vorhält, wie er seine Handlungen auf das wahre Beste richten soll, heißt Sittenlehre oder Moralphilosophie.

Man hat eine allgemeine Sittenlehre. Sie entwickelt die allgemeinen Grundsätze der Handlungen moralischer Wesen, ihrer Verpflichtungen, ihrer Rechte und der allgemeinen Gesetze, wodurch sie bestimmt werden. In Verhältniß auf die übrigen Aeste, ist sie eben das, was die Ontologie auf die theoretischen Wissenschaften ist.

Es ist noch ein andrer Zweig da, welcher das Recht genennet wird. Es zeiget alle besondre Verpflichtungen und Rechte des Menschen, die einzelnen Gesetze, nach welchen dieselben zufolge der verschiedenen Verhältnisse bestimmet werden, in welchen der Mensch mit den Wesen stehet, die um ihn sind.

Das Recht ist entweder ein natürliches, welches sich auf die Natur der Sachen gründet, und blos durch das Licht der Vernunft erkannt wird, oder ein positives, welches in dem Willen eines Oberherrn gegründet ist, und durch die davon geschehene ausdrückliche Bekanntmachung erkannt wird.

Der Theil des Naturrechts, der sich auf den Stand der Menschen bezieht, in so ferne man sie

vor

vor und außer aller gesellschaftlichen Verbindung betrachtet, heißt das allgemeine und nothwendige Naturrecht; derjenige Theil aber, der die Errichtung der Gesellschaft voraussetzt, das gesellschaftliche Naturrecht. Dieser Theil begreift so viele Aeste in sich, als es Arten der Gesellschaft giebt: eheliches, väterliches, häusliches und bürgerliches Naturrecht.

Die Gesetze des bürgerlichen Rechts sind von so großer Wichtigkeit, daß man daraus eine eigene Wissenschaft gemacht hat, die sich mit den wechselseitigen Rechten und Verpflichtungen der Oberherren und der Unterthanen, in so ferne sie solche sind, überhaupt beschäftiget. Man nennt sie das politische oder allgemeine öffentliche Recht.

Aus dem Naturrecht der Privatpersonen, wie man es angewendet auf einzelne Staaten, welche man als eben so viele moralische, abgesonderte und unabhängige Personen betrachtet, ist die Wissenschaft des Völkerrechts entstanden, dessen einer Theil das natürliche und nothwendige; das andre aber, welches die unter den Gesellschaften gemachten Verträge voraussetzt, das Vertrags-, Gewohnheits-, Ceremonien- u. s. w. Völkerrecht heißet.

Das positive Recht ist entweder das göttliche oder menschliche, nachdem es entweder auf dem Willen Gottes oder der Menschen beruhet. Das

menschliche ist entweder das bürgerliche oder kirchliche. Das bürgerliche Recht ist, was in der bürgerlichen Gesellschaft eingeführt worden, die Verpflichtungen und Rechte der einzelnen Glieder der Gesellschaft darnach einzurichten. Es enthält das eigentlich sogenannte bürgerliche Recht, das peinliche Recht, das Lehnrecht, das Handelsrecht u. s. w. Es ist entweder geschrieben, oder nicht geschrieben, sondern gründet sich auf Gebräuche.

Die allgemeinen Grundsätze, die zur Erklärung der Ursachen und des Geistes der bürgerlichen Gesetze jeder Nation dienen, und eine Art von philosophischer Theorie der Gesetze ausmachen, haben eine eigne Wissenschaft veranlaßt, die man das allgemeine bürgerliche Recht nennen kann.

Das kirchliche oder kanonische Recht ist dasjenige, das in der Kirche angenommen ist, die Prärogativen der Geistlichkeit und die Ausübung dessen, was man Kirchenzucht nennt, zu bestimmen. Es giebt ein rechtmäßiges und ächtes, und auch auf Misbräuche beruhendes Kirchenrecht.

Der dritte allgemeine Zweig der moralischen Philosophie ist die eigentlich sogenannte Moral. Sie ist nichts anders als eine Anwendung des natürlichen Rechts auf die verschiedenen Umstände, in denen sich der Mensch befinden kann; sie wird aber mit Bewegungsgründen begleitet, die ihn ver-

mögen

mögen sollen, seine Pflichten zu thun, und enthält Rathschläge und Anweisungen, um ihm deren Ausübung zu erleichtern. Man kann diese Wissenschaft als einen praktischen Theil des natürlichen Rechts ansehen, als welches, eigentlich zu reden, nichts anders ist als eine Art moralischer Theorie. In Absicht auf ihre Quellen theilet sie sich in die natürliche, und in die geoffenbarte oder christliche Sittenlehre. Es giebt eine allgemeine oder gemeinschaftliche Moral für alle Menschen, sie mögen sich befinden, in welcher Lage sie wollen. Es giebt auch eine besondre Moral für gewisse Stände, und für gewisse Umstände oder Verhältnisse. Einer der wichtigsten Theile dieser besondern Sittenlehre begreift die Sittenlehre für Hausväter, und zeiget ihnen die eignen Regeln, die sie bey Verwaltung ihres Hauswesens zu befolgen haben, um das Beste derer, die zu demselben gehören, zu befördern. Der besonderste Gegenstand davon ist die gute Erziehung der Kinder, sowohl was ihren Körper als ihre Sitten betrifft.

Ein andrer nicht minder wichtiger Theil und der auf das Wohl aller Glieder der Gesellschaft einen starken Einfluß hat, betrifft die Sittenlehre der Regenten, ich meyne die Regierungskunst, die sie lehret, alle Theile des öffentlichen Rechts auf die für die Gesellschaft, welche sie beherrschen, vortheilhafteste Art anzuwenden; eine Wissenschaft, die von einigen Schriftstellern die Staats-

kunst genennt worden. Sie faßt zween Theile in sich: 1) die Wissenschaft der innern Regierung, deren vornehmste Gegenstände sind die Gesetzgebung, die Polizeyverfassung, die politische oder öffentliche Haushaltung, welche die Finanzverwaltung, den Landbau, die Manufacturen, den Handel u. s. w. in sich faßt, so wie auch alle die natürlichen Vortheile, die aus der Lage eines Landes entstehen, und die man suchen muß auf die beste Art zu benutzen, um die Einwohner glücklich zu machen. 2) Die Wissenschaft der auswärtigen Regierung, deren Absicht auf alles geht, was die Gesellschaft der Gefahr von auswärtigen Unternehmungen blos stellen kann, dagegen aber sie des Friedens und der Ruhe von benachbarten Völkern versichert: Verträge, Bündnisse, Land- und Seemacht, regulaire Truppen, Landmiliz, Waffen, Festungen, u. s. w.

Zu der ausübenden Weltweisheit kann man auch rechnen alle die Kenntnisse, die den Menschen die Mittel lehren, für die Bewahrung seines Körpers, für seine Nahrung, Wohnung, Kleidung und Bequemlichkeit zu sorgen, seine Gesundheit und deren Stärke zu erhalten, oder, so sie gelitten hat, wieder herzustellen. Daraus entstehen noch zween andre Zweige, nämlich die Haushaltungswissenschaft und Heilkunde.

Wir nennen die Haltungskunst die Wissenschaft oder Kunst die Hervorbringungen der Natur

zu

zu vervielfältigen und zu vervollkommnen, um der zahlreichsten Volkmenge den größesten Ueberfluß der Nahrungsmittel, und die größeste Summe der nothwendigen und angenehmen Genuße zu verschaffen.

Man kann diese wichtige Wissenschaft nach verschiedenen Gesichtspunkten betrachten. Mit Anwendung auf den Anbau des Landes, dem sich die Menschen aus Liebe zum Leben und zum Vergnügen ergeben haben, lehret die Haushaltungswissenschaft die Kunst, der Fruchtbarkeit, welche das Erdreich für sich besitzt, durch Arbeit zu Hülfe zu kommen. Alsdann ist sie die Landwirthschaftskunst, und begreift den Ackerbau, die Jagd, die Fischerey, die Vermehrung der Thiere, die Vieharzneykunst u. s. w.

In der kleinen Gesellschaft einer Familie ist die Haushaltungswissenschaft, welche alsdann Hauswirthschaft heißt, die Kunst, die größeste Abänderung in den Bedürfnissen mit dem wenigsten Aufwande zu bestreiten.

Angewandt endlich auf die Vortheile und Bedürfnisse der großen, bürgerlichen, politischen, vaterländischen Gesellschaft, heißt sie die politische Wirthschaftskunst, und ist diejenige wichtige wesentliche Wissenschaft, welche die Vorsteher und Regierer des Staats die wahren Grundsätze und die sichersten Mittel lehret, in dem Lande die zahlreichste Volkmenge durch die überflüßigsten und

reicheſten Hervorbringungen der Erde zu beför-
dern.

Die Arzneykunde, oder die Kunſt die Kräfte und Geſundheit der Menſchen zu erhalten und wieder herzuſtellen, begreift die eigentlich ſogenannte Arzneykunde, zu welcher gehören: die Wiſſenſchaft von der Geſundheit, den Krankheiten und ihren Kennzeichen, die Heilkunde, zu welcher gerechnet wird die Lehre von der Lebensordnung, die Kenntniß der Arzneymittel und die Wundarzneykunde.

Da aber die Hervorbringungen der Erde oder die erſten Stoffe zu den Bedürfniſſen und Bequemlichkeiten der Menſchen nicht dienlich ſind, wo ſie nicht zuvor durch lange und beſchwerliche Bearbeitungen dazu tüchtig gemacht werden, ſo erfordern ſie gewiſſe Erfindungen der Emſigkeit oder der Kunſt; und dieſe Handanlegungen nennt man mechaniſche Künſte, Gewerbe, Fabriken und Manufakturen, die zwar ihren Urſprung größtentheils einem Zufall, oder einem ganz einfältigen Gedanken zu verdanken haben, aber doch mit Recht als ein Gegenſtand der Philoſophie können betrachtet werden, inſoferne dieſelbe die Art der Bearbeitung der Stoffe erklärt, beweiſet, berechnet und die Handanlegungen mit der möglichſt genauen und für den Menſchen vortheilhaften Art vollenden lehret. Dieſe mechaniſchen Künſte theilen ſich in äußerſt nothwendige Künſte, in Künſte des Vergnügens und der Ueppigkeit,

Künſte

Künste des Bauens, des Bekleidens und der Ausstaffirung der Gebäude.

Zu den mechanischen Künsten kann man auch rechnen denjenigen Ast der Emsigkeit, der mit Verfertigung der nothwendigen Geräthe, Instrumente und Werkzeuge umgeht, wodurch der Schwäche der Menschen muß zu Hülfe gekommen werden, wann sie mit ihren Gliedmaßen zum Behuf der Arzneykunde, der Wirthschaft und Emsigkeit arbeiten wollen, oder wenn die Ausübung der bürgerlichen Geschäfte erleichtert, oder die Wissenschaft und freyen Künste ausgebreitet werden sollen. Die letztern hängen in so weit von den mechanischen Künsten ab, in so weit gewisse Handarbeiten erfordert werden, welche nicht der Ausdruck des Geistes sind, der sich eben itzt mit Nachahmung der Natur wirklich beschäftiget. Die Vermehrung der Bedürfnisse und die Einführung des Luxus unter den Menschen haben Anlaß zur Vertauschung der Herorbringungen der Erde und der Werke der Emsigkeit gegeben; dies ist es, was man den Handel nennt, der in so ferne, als da alles der Speculation und Berechnung unterworfen ist, einen Gegenstand der Philosophie ausmacht.

Zum Handel kann man auch die Schifffahrt rechnen, die gleichsam die Seele des Handels ist, wenn gleich die Theorie und die Schiffsarbeit eigentlich zu der angewandten Meßkunde gehöret.

Es giebt eine Wissenschaft, die sich bemüht die besten Mittel zur Bewahrung der Stärke, der Biegsamkeit und Schönheit des Leibes zu erfinden. Man zählet zu ihr die Orthopedie, die Gymnastik und Kosmetik.

III.

Symbolische und nachahmende Kunst.

Die natürlichen Zeichen, der wir uns bedienen unsre Gedanken auszudrücken und zu erkennen zu geben, sind verwirrte Geschreye, nachahmende Töne, Bewegungen und Geberden, und Bilder der Sachen selbst. Die künstlichen oder symbolischen Zeichen sind entweder hieroglyphische oder heraldische oder numismatische, wie Schaustücke und Münzen, oder alphabetische, wie die Buchstaben, mit denen man die Sylben, die Worte und die Sprache mündlich oder schriftlich zusammensetzt. Die symbolische Kunst lehret entweder diese Zeichen gebrauchen: 1) schlechthin, dahin gehört die Kenntniß der Sprachen, die Ausrede, das Schreiben, das Rechtschreiben, die Entzifferungskunst oder Paläographie, die Steganographie oder Wissenschaft der geheimen Buchstaben, die Abkürzungen, und endlich in soferne sie statt des Schreibens oder Grabens dient, um die Stelle eines Bekanntmachungs-

mittels

mittels zu vertreten; oder 2) sie richtig zu gebrauchen, welches die Sprach- und Redekunst begreift. 3) Die Kunst die Fehler zu verbessern, die bey ihrem Gebrauch begangen worden, oder die Kunstrichterey. 4) Die Auslegungskunst, welche begreift die Auslegungsregeln oder Hermeneutik, und die Philologie, und alles was mit der Auslegung der Schriftsteller in Verhältniß steht.

Die nachahmende Kunst enthält so viele Zweige, als man verschiedene Mittel unterscheiden kann, die durch die Fähigkeit der Menschen erfunden sind, die Gedanken des schönen Originals, das aus der Natur oder der Sprache genommen ist, auszudrucken. Der Mensch gebraucht dazu: 1) die Sprache, und demnächst die Beredtsamkeit, deren Endzweck ist zu erleuchten und zu rühren, und die sich beschäftiget die Sprache durch die Annehmlichkeiten der Ausrede (Declamation), durch die Harmonie und den Fall der Töne, sonderlich aber durch die Bilder und Figuren, die sie aus allem dem schöpft, was der Schauplatz der Natur schönes und rührendes anbietet, die Sprache zu vervollkommnen und zu verschönern. Nächstdem 2) die Dichtkunst, die noch erhabener, noch dreister in ihren Zügen ist, und die Einbildungskraft durch Erdichtungen, die Sinne aber durch den harmonischen Gang der Verse zu beherrschen sucht: die lyrische, epische, dramatische, parabo-

rabolische, ländliche Dichtkunst. Hie kann man noch die Prosodie zur Beredtsamkeit und Dichtkunst rechnen, die von andern zur Sprachkunst gezogen wird.

Der Mensch hat noch gesucht die Natur durch Töne nachzuahmen, die nach dem Klange schallender Körper, oder dem melodiereichen Gesange der Vögel zu Accorden gebildet und abgeändert werden. Dies ist der Gegenstand sowohl der Vocal- als Instrumentalmusik.

Endlich hat man sich der Risse bedient, oder der Züge auf dem Papier, sowohl mit als ohne Farbengebung, oder auch in erhobener Arbeit, oder auch auf dem Erdreich ausgedruckt. Daher entsteht die Malerkunst, die Bildhauerkunst, die Gartenanlegung und Baukunst.

Alle diese Künste werden in die Klasse der freyen Künste gesetzt, die ihren Ursprung dem Genie zu danken haben. Der Geschmack muß ihrer Bearbeitung Regeln geben, und die Ausführung beurtheilen. Und da alles unter gewisse Regeln kann gebracht werden, so hat man auch eine Theorie des Geschmacks, die von gewissen Schriftstellern Aesthetik genennt wird, deren allgemeine Absicht ist, die Kennzeichen des Schönen aufzusuchen, und Regeln vorzuschreiben, wie das Schöne durch die Werke der Kunst muß ausgedruckt werden; Regeln die zugleich den Liebhaber bey seinen Urtheilen leiten, die er über die Werke dieser Art fällen soll.

Syste-

Systematische Tabellen der menschlichen Kenntnisse.

Erste Tabelle.

Geschichte, der Thatsachen, welche sich vertheilt in die

I. natürliche oder Kenntniß der Thatsachen, betreffend die Körper; welche sind

1. entweder einförmige:
   - A) himmlische,
   - B) irdische,
     - a) die vier Elemente.
     - b) Luftzeichen.
     - c) Erden.
     - d) Wasser.
     - e) Mineralien (gegrabene Dinge).
     - f) Pflanzen.
     - g) Thiere.
2. oder nichteinförmige (Misgestalten).

II. sittliche, oder Kenntniß der Thatsachen, betreffend die geistigen Wesen, eingetheilt nach den

1. Quellen in
   - A) Denkmäler oder Alterthümer.
   - B) Denkschriften oder Jahrbücher.
   - C) eigentlich genannte Geschichte.
2. Wesen oder Gegenständen, in
   - A) allgemeine.
   - B) besondere.

C) be-

C) besonderste. Biographie (Lebensbeschreibung).

3) Zeiten, in die

A) alte

B) mittlere.

C) neue.

4. Vorfällen, in die

A) politische, welche eingetheit wird in die

a) Politische oder bürgerliche (Staatsgeschichte).

b) geographische. (Erdbeschreibung.)

c) genealogische. (Geschlechterkunde.)

d) Lebensbeschreibung der berühmtesten Personen.

B) gelehrte, welche auch die Geschichte der Philosophie in sich faßt.

C) kirchliche, welche betrift entweder

a) die Religion (Religionsgeschichte); oder

b) die Fabeln von den heidnischen Gottheiten, Mythologie (Götterlehre); oder

c) die heiligen oder biblischen Begebenheiten; oder

d) die Kirche. Eigentliche Kirchengeschichte.

5. Vortragsarten, in

A) die reine Geschichte.

B) die vermischte.

C) die allgemeine.

Zweyte Tabelle.

Philosophie. (Weltweisheit.) Wissenschaft der Beziehungen.

I. Wissenschaft der speculativen Beziehungen oder des Nachdenkens. Wissenschaft der Wahrheiten.

1. Physik (Naturkunde). Wissenschaft der Beziehungen der körperlichen Wesen. Wird eingetheilt in die

A) eigentlich sogenannte Naturkunde, oder Wissenschaft der Beziehungen, der Eigenschaften, Ursachen und Wirkungen, die sich sowohl zwischen den einförmigen als nichteinförmigen und misgestalten Dingen befinden:

a) allgemeine.

b) besondere,

AA) des Himmels.

BB) der Erde:

aa) der Elemente; oder Chymie (Scheidekunst), und Alchymie (höhere Scheidekunst)

bb) der Luftzeichen. Meteorologie (Lehre von den Luftbegebenheiten.)

cc) des Erdkreises, oder Theorie der Erde.

dd) Kenntniß von den Hervorbringungen der Erde, (Physiologie,) welche in sich faßt:

AAA)

AAA) die Mineralogie. (Kenntniß, von gegrabenen Dingen.)

BBB) Phytologie. Lehre von Eigenschaft und Wirkungen der Gewächse. (Pflanzenlehre.)

CCC) Zoologie. (Lehre von den Thieren.)

DDD) Anatomie. Zergliederungskunst; die einfache, zusammengesetzte u. s. w.

B) Mathematik. Meßkunde oder Wissenschaft von Beziehung der Größe.

1. Reine Meßkunde.

A) Arithmetik. (Rechenkunst.)

B) Geometrie, (Erdmeßkunst,)

a) die elementarische, welche in sich faßt

AA) die eigentlich sogenannte Erdmeßkunst.

BB) die Trigonometrie, deren Ausübung giebt

aa) die Longimetrie. (Meßkunst der Längen.)

bb) die Altimetrie. (Meßkunst der der Höhen.)

cc) die Planimetrie. (Meßkunst der Ebenen.)

dd) die Geodesie. (Erdmeßkunst.)

ee) die Steriometrie. (Kunst die Körper auszumessen.)

b) die

b) die höhere Erdmeßkunst, transcendentale. Algebra, welche ist entweder
AA) die elementarische, oder
BB) die analytische, oder
CC) die infinitesimalische; Rechnung des Unendlichen; dahin gehöret
aa) die Differentialrechnung;
bb) die Integralrechnung.

2. Die angewandte oder vermischte Meßkunst.
A) Mechanik. (Lehre von Bewegung der Körper.)
B) Statik. (Lehre vom Gleichgewicht der Körper.)
C) Dynamik. (Von den Kräften der Körper)
D) Hydrostatik. (Vom Gleichgewicht flüßiger Körper.)
E) Hydrodynamik. (Vom Druck flüßiger Körper.)
F) Hydraulik. (Von Bewegung flüßiger Körper.)
G) Balistik. (Von Werfung der Körper.)
H) Kosmographie. (Weltbeschreibung.)
J) Astronomie. (Sternkunde.)
K) Uranographie. (Himmelsbeschreibung.)
L) Hydrographie. (Vom Lauf der Flüße.)
M) Geographie. (Beschreibung von Lagen der Länder. Erdbeschreibung.)
N) Gnomonik. (Sonnenuhrenkunst.)
O) Chronologie. (Zeitrechnung.)
P) Optik (Sehekunst):

a) eigentliche Optik. (Von gerade fortgehenden Lichtstrahlen.)
b) Perspectiv. (Von Körpern, die man mittelst der Lichtstrahlen aus der Ferne sieht.)
c) Dioptrik. (Von Lichtstrahlen, die in durchsichtigen Materien gebrochen werden.)
d) Katoptrik. (Von zurückgeworfnen Lichtstrahlen.)

Q) Pyrotechnie. (Feuerwerkerkunst.)
R) Aerometrie. (Von Beschaffenheit der Luft.)
S) Akustik. (Von dem Schall und dessen Verstärkung.)
T) Baukunst:
a) bürgerliche.
b) Schiffsbaukunst.
c) Kriegsbaukunst; dahin gehört
AA) die Taktik. (Von Stellung der Kriegesheere.)
BB) vom Angriff und
CC) Vertheidigung fester Oerter.

2. Die Metaphysik, oder Wissenschaft von Beziehungen, der abgezogenen Beziehungen, und der Beziehungen geistiger Wesen. Welche eingetheilt wird in die

1) Ontologie, oder Wissenschaft von den abgezogenen Beziehungen der Dinge überhaupt; wo man betrachtet, ihre

A) Mög-

A) Möglichkeit.
B) Seyn.
C) Wesen.
D) Nothwendigkeit.
E) Zufälligkeit.
F) Einheit.
G) Raum.
H) Dauer.
J) das Endliche.
K) das Unendliche.

2) Pnevmatologie (Geisterlehre) und Psychologie (oder Seelenlehre); Wissenschaft von den Beziehungen geistiger Wesen, die zugleich die Anthropologie (oder Lehre vom Menschen) in sich faßt. Es wird darin gehandelt von der Seele und deren

A) Vermögen:
a) Verstand.
b) Willen.
c) Thätigkeit.

B) Neigungen:
a) ordentlichen.
b) unordentlichen.
c) gewohnten.

C) Vereinigung mit dem Leibe und ihrer unsterblichen Natur.

3) Theologie (Gottesgelahrtheit, oder Wissenschaft von Gott); eingetheilt nach den

A) Quellen, in die
a) natürliche.

 b) geof-

b) geoffenbarte.

B) Gegenständen.

a) Hermenevtik. (Auslegungskunst.)

b) Dogmatik. (Welche die Lehren der Religion vorträgt und beweiset.)

C) Entzwecken:

a) die positive (oder lehrende).

b) die elenchtische (oder widerlegende); Streittheologie.

D) Anwendungen und Gebrauch.

a) Pastoraltheologie. (Vom Betragen der Lehrer in ihrem Amte.)

b) Homiletik. (Predigtkunst.)

c) Parakletik. (Anweisung zu trösten und zu beruhigen.)

d) Ascetik. (Anwendung der Religionslehren auf die Vorfälle des menschlichen Lebens.)

E) Arten des Vortrages:

a) die katechetische. (In Frage und Antwort.)

b) symbolische. (In den Bekenntnißbüchern einer Kirchenparthey.)

c) systematische. (In Lehrsätzen und Erweisen.)

d) patristische. (Mit Beweisen und Anführungen aus den Kirchenvätern.)

e) historische. (Geschichte der Lehrsätze.)

f) scientifische. (Nach Lehrart der Meßkundigen).

g) exe-

g) exegetische. (Auslegung der heiligen Schrift.)

II. Wissenschaft der praktischen Beziehungen oder der Regeln:

a) Für die Seele und deren

1. Verstand. Die Logik (oder Vernunftkunst), welche sie lehren soll:

1) denken.

2) urtheilen.

3) überlegen; raisonniren.

4) beweisen.

5) muthmaßen.

6) sprechen und die Begriffe wieder zurückrufen.

2. Willen. Die Moral oder Sittenlehre, welche eingetheilt wird in die

1) allgemeine Sittenlehre.

2) die Rechtslehre (vom Recht):

A) das natürliche Recht

a) einzelner Personen, welches eingetheilt wird in das

AA) allgemeine oder nothwendige und

BB) das gesellschaftliche, welches wieder ist, entweder

aa) das eheliche, oder

bb) das väterliche, oder

cc) das politische, welches sonst das allgemeine öffentliche Recht genannt wird.

b) der

b) der Völker, welches wiederum ist

AA) das natürliche und nothwendige.

BB) Vertragsrecht.

CC) Gewohnheitsrecht.

DD) das Ceremoniel betreffend u. s. w.

B) das positive, willkührliche:

a) das göttliche

b) das menschliche, welches ist, entweder

AA) das kirchliche, sonst das kanonische Recht genannt, oder

BB) das bürgerliche, welches

aa) in sich begreift

AAA) das eigentlich sogenannte bürgerliche Recht.

BBB) das Criminal- (oder peinliche)

CCC) das Feudal- (oder Lehn-)recht.

DDD) das Handelsrecht u. s. w.

bb) und ist entweder

AAA) geschrieben, oder

BBB) ungeschrieben; das Gewohnheitsrecht.

cc) Man leitet aus selbigem her das allgemeine bürgerliche Recht.

3) Die eigentlich sogenannte Moral oder Sittenlehre; die eingetheilt werden kann

A) nach den Quellen, in die

a) natürliche und

b) geoffenbarte.

B) nach dem Inhalt, in die

a) gemeinschaftliche.

b) be-

b) besondere.

c) die häusliche, und welche die Erziehung der Kinder betrifft.

d) die politische, oder Sittenlehre der regierenden Herren, sonst auch genannt die Regierungskunst, welche ist

AA) eine innerliche und äußerliche, und

BB) zum Gegenstande hat:

aa) die Gesetzgebung.

bb) die Polizey.

cc) die öffentliche Wirthschaft, die Bündnisse, Kriegsmacht, Festungen u. s. w.

II) Für den **Körper**; welche die Regeln vorschreibt:

1. für die Gesundheit, welches die Arzney- oder Heilkunde thut, in der

1) Gesundheitslehre, oder vom Zustande der Gesundheit. (Hygiene.)

2) Pathologie. (Lehre von Krankheiten.)

3) Semeiotik. (Von Kennzeichen der Krankheiten.)

4) Therapevtik (Genesungslehre); zu welcher gehöret:

A) die Diätetik. (Lehre von der Lebensordnung oder der Nahrung.)

B) Pharmacevtik. (Wissenschaft der Heilmittel.)

C) Chirurgie. (Wundarzneykunst.)

 2. für

2. für die Bedürfnisse und Bequemlichkeiten, woraus entstehet

1) die Wirthschaftskunst.

A) Die Landwirthschaft:

a) der Ackerbau.

b) die Jagd.

c) die Fischerey und

d) die Viehzucht.

B) Die Hauswirthschaft.

C) Die politische, oder Staatswirthschaft.

2) die Emsigkeit, Industrie in den Künsten, Gewerben, Fabriken und Manufacturen, die

A) angewendet werden zu

a) Gebäuden.

b) Kleidungen.

c) Ausschmückung der Zimmer.

B) und sind entweder

a) nothwendige, oder

b) nützliche, oder

c) zur Ergötzlichkeit dienlich, oder

d) zur Ueppigkeit.

C) dahin gehören

a) die Haus- und Ackergeräthe.

b) Werkzeuge.

c) Maschinen, die gebraucht werden

AA) zur Arzneykunde.

BB) zu den Wissenschaften und

CC) den freyen Künsten.

3) der Handel.

3. zur Stärke und Schönheit.

1) die Orthopedie.

2) die Gymnastik. (Ringekunst.)

3) die Kosmetik. (Schminkkunst.)

Dritte Tabelle.

Kunst, die bezeichnende und nachahmende (oder Kunst der Zeichen und der Nachahmung).

I. Zeichen:

I) natürliche, welche sind

1. verwirrtes Schreyen.
2. nachahmende Töne.
3. Bewegungen oder Geberden.
4. Bilder.

II) künstliche oder symbolische, welche sind

1. hieroglyphische. (Geheiligte Bezeichnungskunst).
2. heraldische. (In der Herolds- oder Wappenkunst.)
3. numismatische. (Auf Münzen.)
4. numerische. (Durch Zahlen.)
5. alphabetische, (durch Buchstaben,) welche sind

1) die Buchstaben.

2) die Sylben.

3) die Worte.

Woraus entstehet die Sprache,
*) die mündliche.
**) die schriftliche.

II. Symbolische Kunst; welche lehret die Sprache gebrauchen, entweder

I) schlechthin; welches in sich faßt die Kenntniß
1. der Sprache.
2. die Ausrede. (Pronunciation.)
3. das Schreiben.
4. (das Rechtschreiben) Orthographie.
5. (die alten Schriften) Paläographie.
6. (die Geheimschreibekunst) Steganographie.
7. Die Buchdruckerkunst.

II) oder mit Genauigkeit; welches lehret
1. die Grammatik. (Sprachkunst.)
2. die Rhetorik. (Redekunst.)

III) oder die Verbesserung des Gebrauchs der Sprache. Welches lehret:
die Kritik. (Kunstrichterey)

IV) oder die Auslegung der Sprache, welche in sich faßt
1. die allgemeine Auslegungskunst.
2. die Philologie.

III. Nachahmende Kunst; welche begreift

I) die schönen Künste, oder verschiedene Arten die Natur nachzuahmen:
1. vermittelst der Sprache, woraus entsteht

1) die Beredtsamkeit, welche anwendet
A) die Declamation.
B) die Harmonie,
C) die Tropen.
2) die Dichtkunst:
A) die lyrische. (In Liedern und Gesängen.)
B) die epische. (In Heldengedichten.)
C) die dramatische. (In Schauspielen.)
D) die parabolische. (In Fabeln.)
E) die pastoralische. (In ländlichen oder Hirtengedichten.)
3) die Prosodie, oder rechte Aussprache.
2. vermittelst der Töne, woraus entsteht:
1) die Vocalmusik.
2) die Instrumentalmusik.
3. vermittelst der Zeichnung: auf dem Papier mit und ohne Farben; oder in erhobener Arbeit, oder auf dem Erdreich, woraus entsteht:
1) die Mahlerkunst.
2) die Bildhauerkunst.
3) die Baukunst, in soferne sie die Zeichnung und Risse betrifft.
II) Die Aesthetik, oder Theorie des Geschmacks.

III.

Herrn Richard Twiß Reise durch Portugal und Spanien, in den Jahren 1772 und 1773 *).

„Herr Twiß hatte verschiedene Reisen durch „England, Holland, Frankreich und „Deutschland gethan, als er auf die Ge„danken kam, Portugal und Spanien zu besu„chen; und er führte seinen Entschluß mit desto „größerm Vergnügen aus, da man bisher noch „wenige befriedigende Nachrichten von diesen bei„den Reichen hat. In dem folgenden Auszuge „werden wir uns so genau als möglich an seine „eigne Worte halten, und ihn daher auch in der „ersten Person reden lassen. Uebrigens können „unsre Leser nach Belieben nachschlagen, was wir „im zweyten Bande dieser Geschichte und Er„zählungen S. 132 f. und S. 248 f. aus einer „ähnlichen Reise des Herrn Baretti ausgezogen „haben.

„Herr Twiß war den 12 Nov. 1772 zu Schiffe „von England abgereiset; und erzählt nun seine „Landreise:

Ich

*) Ein Auszug aus dem Buch: Travels through Portugall and Spain in 1772 and 1773. by Richard Twiss Esq. 4. London 1775.

Ich kam den 17 Nov. 1772 Nachmittags in Lissabon an. Die Stadt ist beynahe noch in dem wüsten Zustande, worein sie durch das Erdbeben 1755 versetzt ward. Man führt zwar immerfort viele neue Gebäude auf, die Straßen aber sind noch an vielen Orten mit Trümmern der Verwüstung angefüllt, und erinnerten mich an Dresden, das sich fast in eben dem Zustande befindet, in den es durch Krieg und Flammen versetzt worden. Lissabon ist auf sieben Hügeln erbauet, und die Straßen sind mit kleinen spitzigen Steinen sehr schlecht gepflastert, daß man kaum gehen kann; und da diese Straßen zur Nachtzeit gar nicht erleuchtet sind, so darf sich ein Fremder nicht getrauen, des Abends allein darin herum zu wandern. Einige Tage nach meiner Ankunft ward ein Italiener auf diesem Schutt geplündert und ermordet.

Der fünfte Theil der Einwohner sind Schwarze, Mulatten, oder von einer Farbe, die zwischen Schwarz und Weiß das Mittel hält.

Die Häuser sind gemeiniglich zwey, zuweilen drey Stockwerk hoch, und haben keine andre Feurmauer als für die Küche; sie sind von einer Art von Halbmarmor erbaut, haben eiserne Erker und im untern Stockwerk hölzerne Gitter; die Bauart hat daran nicht viel zu bedeuten. Für die italienische Opera ist hie ein Schauplatz.

Das Zeughaus ist ein grosses Gebäude, aber noch nicht völlig ausgebaut. Man hat Leibeigene, die Steine und Kalk dazu führen müssen. Ohnweit dem Zeughause ist ein sehr bequem gelegener Fischmarkt, der besser ist als die holländischen. Fische giebt es da in Menge, davon die wenigsten in England bekannt sind. Doch findet man weder Lachs noch Stockfisch.

Es giebt keine Zeitungen in portugiesischer Sprache, als welche seit 1763 verboten sind. Die englischen, französischen und spanischen findet man in den Kaffehäusern, von denen zwey ungemein nett angelegt sind, sonderlich das Casaco, dessen Wände mit Spiegelglas ausgelegt sind.

Das Land um die Stadt herum wechselt auf eine angenehme Weise mit Pomeranzen und Limonienwäldern ab, und dazwischen liegen Oliven- und Weingärten. Die Landstraßen sind an den Seiten mit Aloepflanzen besetzt, die für einen Fremden, der an kältere Himmelsstriche gewöhnt ist, ein sehr auffallender Anblick sind wenn sie blühen; sie haben einen zwölf bis vierzehn Fuß hohen Stamm. Auf dem einen der sieben Hügel Lissabons steht die Patriarchalkirche. Der große Altar in derselben ist unter der Kuppel gestellt, und über ihm befindet sich ein Baldachin oder Thronhimmel, der von vier hölzernen und vergoldeten Pfeilern, die schneckenförmig gewunden sind, getragen wird, wie der in der römischen Peterskirche.

Ich

Ich begab mich den 17 Nov. nach dem königlichen Palast zu Belem ungefähr fünf Meilen (eine deutsche) von Lissabon, und sahe die italiänische Oper Ezio aufführen. Das Orchester hatte sehr aufmerksame Spieler. Außer den Prinzessinnen des königlichen Hauses, werden keine andern Frauenzimmer zur Opera gelassen, weder zum Zusehn noch zum Agiren. Statt der Schauspielerinnen sind verkleidete Verschnittene, die in der Ferne wirklich Frauenzimmer zu seyn scheinen. Aber die Tänze zwischen den Acten, die ebenfalls von Männern, aber mit großen schwarzen Bärten und breiten Schultern in Frauenzimmerkleidung gehalten wurden, waren ein abscheulicher Anblick. Man sagt, daß die Eifersucht der Königin Ursache dieser sonderbaren Vorstellung sey.

Dieser königliche Schauplatz ist klein und hat an den Seiten keine Logen. In dem Parterre sind zehn Bänke ohne Rücklehnen, und hinter den Bänken ist die königliche Loge. Die ganze königliche Familie war diesen Abend zugegen. Der König, Don Joseph I. sieht sehr wohl aus, und ist jezt (1772) in seinem acht und funfzigsten Jahre. Die Königin ist vier und funfzig. Der Bruder des Königs Don Pedro, der fünf und funfzig ist, hat des Königs älteste Prinzessin Tochter zur Gemahlin, die Prinzessin von Brasilien heißt, und acht und dreyßig Jahr ist. Sie haben einen Sohn von eilf Jahren, der vermuthlicher Erbe

der

der Krone ist, und den Namen Prinz von Beyra führt; nebst noch einem Prinzen und einer Prinzessin. Die beiden andern Prinzessinnen Töchter des Königs, die Infanta Donna Maria Anna von sechs und dreyßig, und Donna Maria Francisca Benedicta von sechs und zwanzig Jahren, waren ebenfalls zugegen, indem es der Geburtstag der Prinzessin von Brasilien war.

Die Prinzessinnen hatten weder Hauben auf dem Kopf, noch Schminke im Gesicht, aber unzähliche Diamanten am Putz. Die Oper fieng um sieben Uhr an, und währete bis um zehn. Während der ganzen Aufführung wurde von der Versammlung die strengeste Stille beobachtet, und zwischen den Handlungen standen die Zuschauer auf und wendeten sich mit den Gesichtern nach der königlichen Familie. Es wurde ein jeder, der gut gekleidet war, zugelassen.

Der Palast in Belem ist ein sehr schlechtes hölzernes Gebäude, woran weder von außen noch von innen das geringste ist, das Aufmerksamkeit verdiente. Nicht ein einziges Gemälde aus der welschen Schule findet man im ganzen Königreich Portugal. Die wenigen Gemälde, die noch vordem in Lissabon waren, sind durch das Erdbeben vertilget. Ohnweit des Palastes zu Belem ist eine Säule aufgerichtet, mit der Inschrift, daß dies der Platz sey, wo der Palast des letzten Herzogs von Aveiro gestanden habe. Bekanntermassen

sen ward dieser 1759 hingerichtet, weil er nach dem Könige geschossen hatte, und sein Palast ward der Erde gleich gemacht. Der Kirchenbau, zu dem der König auf der Stelle, wo der Schuß nach ihm geschahe, den ersten Stein gelegt hat, ist wieder eingestellt worden; die Mauren sind nur erst einige Fuß hoch. Es giebt da schon ohne das Kirchen genug.

Als ich eines Tages in Lissabon herumschlenderte, was neues zu sehen, fiel mir ein sonderbarer Anblick in die Augen. Es saßen zween Männer auf der Straße, und auf jedes Schultern ein großer Junge, der ihnen den Kopf von Ungeziefer reinigte, davon er wimmelte. Die Jungens zeigten zu der Arbeit viel Geschick, und gehören einem Mann, der davon seines Lebensunterhalt hat, daß er sie zu diesem Geschäfte hält; denn er bekommt für jeden Kopf zu reinigen einen Vintain oder neun Pfennige. Es ist was sehr gemeines eine Anzahl Leute in der Sonne sitzen zu sehen, die einander wechselsweise den Kopf in den Schoos legen, und sich ihre Lebensgenossen abdanken lassen. Wirklich scheint dies das lausigste Volk zu seyn, das ich kenne, sonderlich die Weibsleute, die einen ungeheuren Wickel Haare auf dem Kopf haben. Doch erstreckt sich diese Unsauberkeit auch nur auf die Hefen des Volks.

Ich erkundigte mich nach dem Zustande des See- und Kriegswesens. Das Heer besteht, wie man

man mich versicherte, aus 38 Regimentern zu Fuß, jedes von 821 Mann mit Einschluß der Befehlshaber, und aus 12 Regimentern zu Pferde, jedes von 400 Mann. Die Pferde sind von verschiedener Farbe und Größe, daß das Ganze ein schlechtes Ansehn macht. Das Seewesen hat 11 Kriegsschiffe und 4 Fregatten. Viere von den Schiffen haben brittische Hauptleute zu Befehlshabern, und bey dem Heere befinden sich ebenfalls viele brittische Officiere, die mehrentheils Protestanten und Schottländer sind.

Die Anzahl der Einwohner Lissabons läßt sich nicht mit Gewißheit bestimmen. Die fremden Factoreyen werden nicht mit zu den Eingebornen gezählt. Man schätzt allein die englische auf sechs hundert Seelen. Die holländische und deutsche Factoreyen bestehen ebenfalls aus einer großen Anzahl Personen.

Im Jahr 1739 schlug Antonio de Oliveria Freire in seiner choregraphischen Beschreibung von Portugal die Zahl der Einwohner in Lissabon auf weniger nicht als 800,000 an. Im Jahr 1754 wiesen die nach Rom geschickten Zeugnisse, um päbstliche Bullen zu erlangen, 600,000 Einwohner für die Hauptstädt nach.

Einige sagen, daß das Erdbeben des folgenden Jahrs 15,000 Menschen aufgerieben habe; andre setzen die Anzahl auf 24000; und noch andre auf 70,000; allein der Verlust lässet sich wirklich nicht

nicht genau angeben, der zwar sehr groß war, jezt aber nicht sehr bemerkt wird. Meinen Gedanken nach gehöret Lissabon unter die Städte vom ersten Range in Ansehung der Größe und Volkmenge, und man kann sie vielleicht die vierte in Europa nennen, wenn London, Paris und Neapel die ersten sind.

Die englische Factorey hat an einem Ende der Stadt einen Gottesacker mit Gängen von Cypressen, unter welchen die Gräber sind. Ich hatte den Verdruß viele marmorne Denkmäler mit langen stattlichen und schmeichelhaften Inschriften zu sehen, die zum Andenken einiger von den Kaufleuten oder ihrer Frauen und Kinder errichtet waren, unterdeß der grose Verfasser des Tom Jones hie eingescharrt ist, ohne auch nur einen Stein mit den Worten: „Hier liegt Heinrich Fielding!“ über sich zu haben.

Vormals war der heil. Anton von Padua Generalissimus der portugiesischen Armee, und waren ihm jährlich 300,000 Reis, oder ungefähr 500 Thlr. angewiesen. In neuern Zeiten aber hat der Graf von der Lippe-Bückeburg des Heiligen Stelle versehen; und nachdem der Graf vorm Jahre nach seiner Grafschaft in Deutschland zurückgereiset ist, ist ein schottländischer Adlicher, Namens Maclean zum General en Chef und Gouverneur von Lissabon bestellt. Dieser Herr, der seit dem Jahr 1763 in portugiesischen Diensten ge-

wesen, war vor diesem Gouverneur von Almeida und der ganzen Provinz Beira, und ist in allen Absichten des hohen Postens würdig, dazu man ihn erhoben hat. Die brittischen Officiere haben hie eben so viel Gehalt, als in englischen Diensten, das ist, noch einmal so viel, als die Portugiesen haben.

Das Frauenzimmer reitet hie auf Burros, oder Maulthieren mit Saumsattel. Ein Knecht mit einem zugespitzten Stecken geht neben her, und treibt damit das Thier, wenn es geschwinder gehen soll, oder ergreift es bey dem Schwanz, wenn es zu geschwind geht. Mannsleute reiten auf Pferden, die Bedienten aber, oder auch die Aerzte, die keine Kutschen haben, auf Mauleseln.

Man ist jezt beschäftigt einen neuen Spazierweg bey der Stadt anzulegen. An einem Ende desselben geht die Aussicht auf den Galgen aus, und an dem andern auf den Palast der Inquisition. Es freuet mich, daß ich meinen Lesern sagen kann, daß die Gewalt dieses höllischen Blutgerichts gar sehr beschnitten ist, so daß in den letztern vierzehn Jahren Niemand um der Religion willen hingerichtet worden, weder in diesem Reiche, noch in Spanien.

Unter dem gemeinen Volk bestehet die Kleidung der Männer in einem weiten Mantel und einem niedergeschlagenen Hut; gemeiniglich tragen sie unter dem Mantel einen Dolch, obgleich dies

Mord-

Mordgewehr verboten ist, dessen Klinge manchmal die Stärke hat, daß sie ein Kronenstück durchbohrt. Die Weibsleute tragen keine Mützen, sondern binden sich über die Haare eine Art von seidenem netzförmigen Beutel, an dem hinten ein großer Quast ist, und über die Stirne ein Band mit einer Schleife. Dieser Kopfputz heißt Redecilla, und wird von beiden Geschlechten ohne Unterschied getragen. Der Adel kleidet sich ganz auf französischen Fuß. Die Damen tragen große und schwere Bukeln in den Ohren. Die Ermel an ihren Mänteln sind so weit, daß sie den Leib darein stecken könnten, der aber auch selten über eine Spanne im Durchschnitt hat.

Die portugiesischen Schönen tragen gerne grosse Blumensträußer. Man macht sich von ihnen sowohl als von dem spanischen Frauenzimmer gemeiniglich ganz irrige Begriffe in England, wenn man glaubt, daß sie ein sehr ernsthaftes und zurückhaltendes Wesen haben; man muß vielmehr wirklich Voltairens Urtheil von dem Frauenzimmer in den südlichen Ländern für wahr annehmen. Er sagt, die in den nordlichen Gegenden haben in ihren Adern Milch, jene aber Quecksilber, und will damit sagen, daß sie so unstätig sind wie dies Metall. In keinem Lande in Europa habe ich lebhaftere Frauenzimmer gesehn, als hie; sie tanzen, singen, lachen und schwatzen ohne Aufhören, und sind im höchsten Grade munter und lustig.

 Gegen

Gegen Ende des Jennermonats hatte ich mir vorgesetzt nach Oporto zu reisen, stellte aber mein Vorhaben auf einige Tage aus, um bey der sonderbaren Hinrichtung eines Mannes gegenwärtig zu seyn, der lebendig verbrannt werden sollte. Er hatte aus einer Kirche das Silbergeschirr und die Meßgewande gestohlen, und die Kirche nachgehends angesteckt, um den Kirchenraub dadurch zu verhehlen. Er war ein Jahr lang im Gefängniß gewesen, und wurde daraus nach der Kirche geschleppt, die er angesteckt hatte. Mit den Füßen war er an zween Pferdeschweife gebunden; die Brüder der Barmherzigkeit aber hatten ihm eine Ochsenhaut untergelegt, damit er nicht so gar sehr beschädigt würde. Vor der Kirche war ein Pfahl mit einem Sitze auf einer ungefähr sechs Fuß von der Erde erhöheten Blutbühne errichtet; darunter lagen Holzbündel, Pechkränze, Fackeln und dergleichen verbrennliche Dinge. Die Bühne ward ringsum mit einem Regiment Reuter besetzt, hinter denen die Mönche standen, die mit bey der Ausführung gewesen waren. Um halb sechs Uhr ward er an den Pfahl gebunden, und sogleich ward auch das Feuer unter dem Blutgerüste angezündet. In Zeit von fünf und zwanzig Minuten war alles zu Asche verbrannt. Der Strick, der ihm um den Hals gebunden war, verbrannte in kurzer Zeit, und der Delinquent fiel mit dem ganzen Leibe ins Feuer. Vermuthlich ward er von dem Rauche erstickt, ehe ihn die Flamme erreichte. Nachgehends

hends schlug die Flamme zwischen den Rippen durch, die in der Geschwindigkeit verbrannten. Es war ein schreckliches und greuliches Schauspiel. Es war finster, ehe das Blutgerüste angesteckt wurde; jeder Reuter hatte eine Fackel in der Hand, und die Zuschauer waren unzählig.

Jhro Majestäten gehn alle Tage auf die Jagd, sonderlich auf Wölfe und wilde Bären. Die Königin sitzt muthig zu Pferde; man sagt, daß sie mit Stiefeln und ledernen Hosen reitet, und sich auf ihre Jagdflinte vortrefflich versteht.

Nachdem ich alles zu meiner Abreise fertig gemacht hatte, fuhr ich den 30 Jan. 1773 von Lissabon ab, und kam durch Villa Franca, Otta, Batalkha, Levria und Villanova den folgenden 9 Febr. zu Oporto an.

Oporto und dessen Vorstadt Villanova sind jede auf einem Hügel erbaut, und der Douro strömt zwischen beiden hin. Ueber dem Douro ist keine Brücke, denn wenn im Frühling der Schnee auf den Bergen schmelzt, so tritt der Fluß aus seinen Ufern und setzt den untern Theil der Stadt zwölf bis vierzehn Schuh unter Wasser; er fließt dann so schnell, daß er sechszehn Meilen in einer Stunde zurücklegt und alle Schiffe, die er vorfindet, mit sich in die See führt, von denen viele auf den Sandbänken stranden oder an den Ufern zertrümmern.

Herr Wood, an den ich Empfehlungsbriefe hatte, führte mich auf seine Quinta, oder Landhaus, eine Meile von der Stadt. Der Garten liegt am Abhange eines hohen Hügels. Er besteht aus zehn Terrassen, die sich allmählig eine hinter der andern emporheben. Eine jede hat ihren Springbrunnen, und schattige Gänge von Pomeranzen- und Limonienbäumen, deren einige sehr groß sind. Der Eigenthümer versicherte mich, daß er von Einem Pomeranzenbaum in Einem Jahr nicht weniger als sechszehntausend Pomeranzen gesammelt hätte. Von der obersten Terrasse hat man die herrlichste Aussicht, die man sich vorstellen kann. Nach Morgen hin liegt die Stadt Oporto und Villanova, die man deutlich unterscheiden kann, da sie so nahe sind. Nach Abend erblickt man in einer Entfernung von zwo Meilen die See, nebst der Mündung des Flusses, und den Schiffen, die beständig in dem Hafen ein- und auslaufen. Der Fluß selbst läuft schlangenförmig ohnweit des Hügels, worauf der Garten liegt, vorbey. Auf den gegenüber liegenden Ufern sieht man Berge mit Weingärten und sehr viele kleine Landsitze rund herum, die zwar in der Lage diesem itzt beschriebenen nicht an Anmuth gleich kommen, aber doch den Schauplatz lebhafter machen.

Die Hauptwaare ist für den Handel dieser Stadt der Wein. Es werden davon jährlich zwanzig tausend

tausend Pipen ausgeführt. Jede kostet sechszig bis siebenzig Thaler. An achtzig tausend bringt die Gegend jährlich hervor, daß also drey Viertheil davon im Lande verbraucht werden. Die Kaufleute haben sehr geräumige Weinkeller, von denen einige wohl sechs bis sieben tausend Pipen halten. In der Hälfte der Buden in der Stadt sind Böttcher, die ihre Fässer ohngefähr für einen Moidore das Stück verkaufen.

Von Oporto setzte ich den 15 Febr. über den Douro, und nach einer Reise von acht Tagen, auf der nichts merkwürdiges vorgieng, betrat ich ohnweit der Stadt Ciudad Rodrigo das spanische Gebiet. Wir fuhren durch Salamanca, Toro, Valladolid, und kamen den 13 Merz zu Segovia an. Die Stadt liegt auf einem Hügel, an dessen Fuß der kleine Fluß Eresma rinnt. Sie ist mit Mauren umgeben. Zwischen ihr und Olmedo trafen wir auf dem Wege eine große Menge Schafe, deren Wolle für die schönste in Spanien gehalten wird.

Das erste, was meine Aufmerksamkeit in Segovia rege machte, war die berühmte Wasserleitung, deren Anlegung bald den Gothen, bald dem Hercules, bald dem Kaiser Trajan, bald andern zugeschrieben wird. Diego Colmenares scheint sie mit den egyptischen Pyramiden gleichzeitig zu machen, indem er sagt, daß zwischen ihnen und dieser Wasserleitung große Aehnlichkeit sey, und

hinzusetzt, daß die Bauart von den fünf bey den Römern gewöhnlichen Ordnungen verschieden sey. Der mehresten Meinung nach hat Trajan sie gebauet. Sie bestehet aus einer Reihe von 118 Schwibbogen. Ueber 43 derselben ist eine gleiche Anzahl andrer. Das Ganze macht 161, und die grösseste Höhe des Gebäudes ist 102 Schuhe. Es ist alles von drey Fuß langen und zwey Fuß dicken Steinen ohne allen Mörtel oder andre Haltung gebaut, als daß die obersten mit eisernen Haken zusammen befestigt sind. Ueber dieser Wasserleitung sind viele Häuser gebaut, so daß man sie nicht ganz und vollständig übersehen kann. Die zwey größesten Schwibbögen dienen zu einem Durchgange nach dem Plaza del Azoguejo. Ein Engländer von meiner Bekanntschaft, nebst zween seiner Freunde, giengen über den obersten Rand der Wasserleitung, obwohl er nur acht Schuhe breit ist, und keine Seitenerhöhung hat. Im Ganzen ist es eins der edelsten und vollständigsten Denkmäler des Alterthums, die bis auf uns gekommen sind, und ist gegenwärtig noch in so gutem Stande, als wenn es nur eben fertig geworden wäre. Die Spanier nennen es El Puente oder Brücke, welchen Namen es aber sehr uneigentlich führet.

Nachdem begab ich mich nach dem Alcasar oder königlichen Palast. Er liegt auf einem Felsen, der durch einen tiefen trocknen Graben von der Stadt abgeschnitten ist, aber vermittelst einer starken steinernen Brücke mit ihr Gemeinschaft hat.

Er

Er ist im achten Jahrhundert von den Mohren erbauet, ward nachgehends von den Königen von Kastilien bewohnt, und dient itzt zu einem Staatsgefängniß. Zur Zeit meiner Anwesenheit saßen dreyzehn türkische Korsaren-Kapitains darin. Ein Theil des Palastes in eine Kriegsschule verwandelt, wo 80 Kadetten erzogen werden und wohnen. Dies ist das segovische Schloß, das im Gil Blas vorkommt.

Das Schloß ist von weißen Steinen erbauet; in der Mitte erhebt sich ein Thurn, um welchen herum verschiedne andre kleinere stehen. Die Dächer des ganzen Schlosses sind alle mit Bley gedeckt. In dem königlichen Saal sind die Wände rings umher mit zwey und funfzig hölzernen und angestrichenen Standsäulen besetzt, welche eine Folge von Königen und Königinnen auf dem Throne sitzend, wie auch verschiedne andre berühmte Leute in Lebensgröße vorstellen, und unten eine Inschrift haben. Die Decke dieses und andrer Zimmer ist so vortrefflich vergoldet, daß alles ganz frisch und neu aussieht, obwohl es wenigstens siebenhundert Jahre alt ist.

Man zeigte mir das Kabinet, wo Alphonsus X, mit dem Namen der Ruchlose und der Weise, im Jahr 1260 seine astronomische Tafeln verfertigte, und vom Blitze getödtet ward, davon die Merkmale noch an der Wand zu sehen sind.

Die

Die Pfarrkirche ist ein altes gothisches Gebäude, mit einem hohen viereckigen Thurm; sonst ist aber nichts darin, das des Anmerkens werth wäre, als die alten Kleider einiger Juden, die im vorigen Jahrhundert das Unglück hatten, auf Befehl des allerheiligsten Blutgerichtes verbrannt zu werden. Die Münze liegt am Ende der Stadt über dem Eresma. Das ganze Werk wird vom Wasser getrieben, und vermittelst des Räderwerks wird das Metall gleichsam in Einem Augenblick gewogen, geschnitten, geschlagen, gestempelt und gerändert. Dies ist unter den drey Münzen in Spanien die älteste, die andern beiden befinden sich zu Sevilla und zu Madrit.

Den 12 März verließ ich Segovia und fuhr nach dem königlichen Sitz St. Ildefonso, so auch La Grange und Balsain genannt wird, und nur zwo Meilen abliegt. Der Weg war steinig. Auf beiden Seiten des Weges erblickten wir große Heerden Hirsche, viele Hasen und unzählige Flüge Rebhüner, die hie in vollkommner Sicherheit leben, weil Jagen und Schießen zur gehörigen Jahrszeit zwar in ganz Spanien jederman frey steht, aber nicht vier Meilen um Madrid oder sonst einen königlichen Aufenthalt herum, wo das Wild einzig und allein für Se. Majestät behalten bleibt, die sich tagtäglich mit der Jagd belustigen.

Das Wetter war kalt, und die Pfützen auf dem Wege waren mit einem Halbpfennig-dicken Eis

belegt.

belegt. Die Stadt, die an 6000 Einwohner hat, liegt am Ende einer langen Kette von Bergen, die damals gänzlich mit Schnee bedeckt waren. Ich besuchte Herrn Johann Dowling, einen Irrländer, der eine Fabrik von Messern, Scheren, Schermessern, Degenklingen und andern Stahlwaaren angelegt hat. Seine Arbeiter sind größtentheils aus Birmingham. Er war so verbindlich mich allenthalben während meines hiesigen Aufenthalts herumzuführen. Wir besahen zuerst die königliche Glasfabrik, wo man uns die größesten Glasplatten zeigte, die man je gemacht hat; sie waren hundert und zwanzig französische Zoll lang und zwey und siebenzig breit. Sie werden nicht zum Verkauf gemacht, sondern blos für den König, der sie theils in seinen Palästen gebraucht, theils dem Adel damit Geschenke macht. Es sind hie auch sechs Glashütten, wo Flaschen, Trinkgläser u. s. w. auf Kauf verfertigt werden. Herr Dowling hat eine Maschine gemacht, wodurch 48 Glasplatten auf einmal polirt werden.

Die Herbergen sind hie abscheulich; und wenn der Hof sich hie aufhält, welches jährlich vom 21 Jul. bis den 8 October geschieht, ist hie eine ausserordentlich theure Lebensart.

Der königliche Palast von Ildefonso ist von Backsteinen gebaut, die mit Mörtel überworfen und angestrichen sind. Er ist zwey Stockwerke hoch, und die Seite nach dem Garten hin hat 31

Fenster

Fenster und 12 Zimmer neben einander. In der Mitte ist die Kirche. Der Garten liegt abhängig. An dem obern Theil befindet sich der große Wasserbehälter, der hie el Mar, die See, genannt wird, und die Wasserkünste mit Wasser versieht. Er selbst erhält seinen Vorrath aus den Bächen, die den Berg herabströmen. Der große Eingang steht dem zu Versailles ähnlich, und hat ein großes eisernes Gegitter. In dem Garten sind sieben und zwanzig Wasserkünste, die alle vortrefflich sind und den schönsten in ihrer Art auch selbst in Italien gleichen. Sie sind von Bley mit Erz und vergoldet. Die schönsten sind die der Fama, Andromeda, Latona, des Neptuns, der Diana und des Fruchtkorbes. Auch trifft man zwey herrliche Kaskaden an, jede von zehn Fällen. Außerdem ist der Garten mit ein und sechzig sehr schönen marmornen Standsäulen in Lebensgröße, auch acht und zwanzig marmornen und zwanzig bleyernen vergoldeten Vasen geziert. Ergötzung für die jüngern Personen des königlichen Hauses ist eine Mailbahne von fünfhundert und achtzig Schritt in der Länge, und ohnfern davon ein geräumiger Irrgarten angelegt. Die ganze Anlage des Gartens rührt von einem Franzosen Namens Bouteleaux her. Der Springbrunnen der Fama, der am niedrigsten liegt, spritzt sein Wasser hundert und drey und dreyßig Fuß eilf Linien französischen Maaßes in die Höhe, das ist, gerade so hoch, als der Wetterhahn auf dem Kirchthurm.

In

In dem obern Stockwerk des Palastes findet man viele schätzbare Gemälde und in dem untern alte Standsäulen, Brustbilder und halberhobene Arbeiten. In den Zimmern sind alle Decken auf nassen Kalk gemalt, und die Wände mit den hie verfertigten großen Spiegeln geziert. Die Fußböden sind von Marmor gewürfelt und die Tische von dem schönsten spanischen Marmor verschiedenerley Art. Die Fenster, die von der Decke bis zum Fußboden reichen, bestehen aus großen Glasplatten, die in vergoldetem Bley gefaßt sind. St. Ildefonso ist von niemand beschrieben, als vom Vater Cacino, der im Jahr 1755 hie gewesen ist; denn der Garten, der Palast und Wasserkünste sind erst in den letzten dreyßig Jahren angelegt und geendigt worden. Sein Werk ist aber sehr selten, weil es in allen spanischen Landen verboten ist.

Den 13 Merz reisete ich von St. Ildefonso ab, und war nun auf der königlichen Heerstraße, die bis nach Madrid geht. Sie ist so breit, daß fünf Kutschen neben einander fahren können, auch sehr gut, ob sie gleich über Berge geht. Es schneyete den 14ten den ganzen Tag. Um Mittag kamen wir auf die Spitze des Berges, wo wir einen Löwen, ungemein wohl in Stein gehauen, liegend fanden; zwischen den Vorderpfoten hielt er einen Schild mit einer lateinischen Inschrift, deren Inhalt war, daß Ferdinand VI diese Straße im Jahr 1749 hätte schlagen lassen.

Am

Am Fuß des Berges traf ich auf den ersten Schlagbaum, den ich in Spanien gesehn habe. Ich bezahlte ungefähr einen Thaler, fuhr durch, und war nun in Neukastilien. Wir hielten im Dorfe Guadarama Mittagstafel, und kamen zu Abend im Escorial, sechs und sechzig Meilen von St. Ildefonso an. Die Berge, über die wir diesen Tag gekommen waren, standen voll Fichten und Feigenbäume, und werden von Adlern und Geyern ohne Zahl bewohnt.

Das Escorial liegt sechs und eine halbe Meile von Madrid im 40 Grad 34 Min. der Breite. Jede halbe Meile steht ein Stein am Wege, der die Meilen anzeigt. Man trifft drey Posthäuser unterwegens an, wo der König seit vier Jahren vierrädrige Postwagen eingeführt hat, die Maulesel zum Vorspann bekommen. Ein Reisender muß vor solchem Wagen zwey Maulesel nehmen; und zwo Personen müssen drey vorlegen lassen; die Einrichtung ist nach französischem Fuß gemacht. Diese Maulesel gehen einen so geschwinden Trab als unsre Postpferde, so daß man die 30 Meilen in vier Stunden zurücklegt. Auch nach den drey übrigen königlichen Sitzen sind auf eben diese Art Posten angelegt, aber sonst nirgend in ganz Spanien.

Das Dorf, von dem der Palast den Namen bekommen hat, heißt el Escorial, von dem spanischen Worte Escoria, welches den Schaum des geschmolze-

schmolzenen Metalls, oder die Schlacken bedeutet, weil hie vor diesem einige Eisenwerke in Gang waren.

Das ganze Gebäude besteht aus dem Palast, einer Kirche, einem Kloster und einem Begräbnißgewölbe für die Monarchen von Spanien. Es ward im Jahr 1563 von Philipp II angefangen, zufolge eines Gelübdes, das er gethan hatte, im Fall er die französische Armee, die bey St. Quintin gegen ihn stand, schlagen würde. Er schlug sie 1557 am St. Lorenztage. Die Baumeister der Unternehmung waren Johann Bat. Monegro von Toledo, und Johann de Herrera, der sie im Jahr 1586 zu Stande brachte. Das Gebäude ist dem H. Lorenz gewidmet; und weil man von diesem Heiligen sagt, daß er im dritten Jahrhundert nach Christi Geburt auf einem Roste lebendig gebraten sey, so geruhete der königliche Stifter das Gebäude nach der Gestalt dieses Küchengeräths anzulegen, so daß die vielen eingeschlossenen offenen Plätze die leeren Theile des Rostes, die königlichen Zimmer aber den Handgriff vorstellen.

An allen Orten findet man Roste in dem Gebäude: geschnitzte Roste, gemalte Roste, eiserne Roste, marmorne Roste, hölzerne Roste, und Roste in Gypsarbeit; Roste über den Thüren, Roste auf den Freyplätzen, Roste an den Fenstern, Roste in den Gängen. Nie ist ein Märtyrwerkzeug öf-

terer vorgestellt, mehr geehrt und mehr gepriesen worden. Und so viel von Rosten. Ich habe nachdem nie einen gerösteten Rinderschnitt sehen können, ohne an das Escorial zu gedenken.

Der H. Hieronymus ist der zweyte Schutzpatron des Orts. Die Mönche, die das Kloster bewohnen, und deren zweyhundert sind, sind Hieronymiten.

Bey dem ersten Anblick kommt einem das Escorial als ein viereckiger Steinbruch über der Erde vor; denn der Palast ist wirklich, wann gleich nicht der schönste, doch gewiß der größeste in Europa. Die vornehmste Ordnung daran ist die dorische. Er ist ganz von einem grauen Steine gebaut, welcher Beroquena genannt wird, und eine Art von Granit zu seyn scheint, aber nicht so hart ist. Er liegt auf einem dürren Boden mitten unter kahlen Bergen; und der Platz wurde darum erwählt, weil die Steingruben, daraus die Steine zum Bauen gebrochen wurden, in der Nähe waren.

Die spanische Nachricht von diesem Palast sagt, daß die Hauptseite siebenhundert und vierzig Fuß in der Breite hat, und bis an das Karnies, das rund um das Gebäude herum geht, siebenzig Fuß Höhe. Ich maß diese Vorderseite selbst, und fand die Breite über sechshundert und sieben und funfzig Fuß; die Nebenseiten, die ich ebenfalls maß, hatten vierhundert und vier und neunzig Fuß Tiefe;

die

die spanische Nachricht sagt fünf hundert und achtzig. An allen vier Ecken ist ein viereckiger Thurm, und jeder soll zweyhundert Fuß hoch seyn.

Die Hauptseite, die fünf und dreyßig Fenster neben einander hat, ist gegen die Berge gewandt, die nur hundert Schritt davon abliegen; und daher ist es in den Zimmern eine halbe Stunde eher finster als in den andern, die in der Hinterseite liegen, von da man eine schöne Aussicht bis nach Madrid hat.

Man sagt, daß in diesem Gebäude viertausend Fenster und acht tausend Thüren sind, davon sich ein tausend ein hundert und zehn an den vier Aussenseiten befinden. Diese Zahl haben fast alle Beschreiber dieses Schlosses fälschlich auf eilf tausend Fenster und vierzehntausend Thüren vergrössert.

Die Hauptseite hat drey Fenster. Ueber dem Haupteingange ist das spanische Wappen in Stein gehauen; und ein wenig höher steht in einer Blende die Standsäule des H. Lorenz in der Kleidung eines Diakoni mit einem vergüldeten Rost in der Rechten und einem Buch in der linken Hand.

Gerade über der Thüre sind zwey ungeheure Roste in Stein von halberhobener Arbeit.

Die Kirche ist mit einer Kuppel gebauet, nach dem Modell der Peterskirche in Rom, und auf jeder Seite ist ein Glockenthurm. Das Chor ist

so übel angebracht, daß es die Kirche ungemein dunkel macht. Hie befinden sich zweyhundert und sechszehn Choralbücher in Folio, auf Pergament geschrieben, und mit schönen Gemälden in Miniatur gezieret. Hinter der Emporkirche ist ein Altar, über welchem Christus am Kreuz in Lebensgröße befindlich ist; der Körper ist von weißem, und das Kreuz von schwarzem Marmor. Dies ist das berühmte von dem nicht minder berühmten Benvenuto Cellini gebauene Krucifix.

Der Großherzog Cosmo schickte es dem König Philipp II zum Geschenk. In Barcellona ward es ans Land gebracht, und von da bis hieher auf Menschenschultern getragen. Am Fuß des Kreuzes befindet sich die Inschrift: Benvenutus Zelinus, civis Florentinus, faciebat, 1562. Es ist ohne Zweifel das schönste Krucifix, so man bis jezt irgendwo hat. Wie würde aber Cellini fluchen, wenn er noch lebte, und sähe, daß die Priester statt eines Zierrathes um die Lenden des Bildes einen purpursamtnem, mit Gold verbrämten Gürtel oder Rock, der bis unter die Knie herabfällt, gebunden haben.

Die Kirche hat acht und vierzig Altäre in vierzig Kapellen. Der große Altar ist mit funfzehn Bildsäulen in Erz geziert, und man steigt auf siebenzehn Stufen von Jaspis an denselben hinauf. An einer Seite ist das Denkmal Karls V angebracht, dessen Bildniß wie dasjenige der Kai-

serin

serin und seiner Prinzessin Tochter, nebst zwoen Schwestern in Lebensgröße aber knieend, in Bronze und vergoldet ist. An der andern Seite ist Philipp II, nebst seinen zwoen Königinnen, auf eben die Art vorgestellt. Sie sind allesammt von Pompeii Leoni. Es sind hie acht Orgeln, darunter eine von Silber. An hohen Festen werden sie alle zusammen gespielt.

Man bewahret allhie eilf tausend Reliquien, die ich nicht zu beschreiben unternehme, weil ich nicht eine einzige davon gesehen habe.

Gerade unter dem Altar ist das Pantheon, wo die Ueberreste der Könige und Königinnen von Spanien aufbehalten werden. Man steigt auf acht und funfzig marmornen Stufen hinab, die mehrentheils von Jaspis sind. Der Ort ist zirkelrund, und ward im Jahr 1654 nach dem Riß des Joh. Bat. Crescenzio gebaut. Es hat sechs und dreyßig Fuß im Durchschnitt, und acht und dreyßig Höhe, und ist ganz von dem kostbaresten Marmor gebaut, aufs vollkommenste geglättet und mit Zierrathen von vergoldetem Erze abgewechselt. Rund herum an den Wänden sind acht doppelte korinthische Säulen, mit Vasen und Kapitälen von vergoldetem Erze. Zwischen ihnen sind vier und zwanzig Urnen von Marmor gestellt, jede von sieben Fuß in die Länge. Sie stehen in eben so vielen Blenden, immer viere über einander; und zwey sind noch über der Thüre, dem großen Altar

gegenüber, angebracht. Es ruhen diese Urnen oder Kisten auf vier Löwenklauen von übergoldetem Erz. An einer jeden befindet sich ein Schild mit dem Namen des Königs oder der Königin, deren Leichnam darin ist. Voritzt sind dreyzehn Leichname hie niedergeleget; nämlich Karl V., Philipp II, III, und IV, Karl II, und Ludwig I, die Kaiserin Elisabeth, die Königinnen Anna, Margaretha von Oesterreich, Elisabeth von Bourbon, Maria Anna von Oesterreich, Louise von Savoyen und Maria Amalia von Sachsen. Die Leichname der königlichen Kinder und derer Königinnen, die keine Leibeserben hinterlassen, werden in einer Kapelle neben dem Pantheon beygesetzt. Es sind da ein und funfzig Blenden, unter denen schon vierzig besetzt sind.

Ueber dem Altar ist ein Krucifix, dessen Kreuz von schwarzem Marmor ist, und der Leichnam von Erz und vergoldet in Lebensgröße, von Julian Finelli von Carrara, einem Schüler des Algardi, in Rom verfertigt; doch sagen andre, daß Pedro Taca der Meister davon sey; der Hintergrund ist von Porphyr. Die Kuppel des Pantheons ist von Marmor mit Laubwerk von übergoldetem Erz. In der Mitte hängt ein vortrefflicher Kronleuchter von Erz mit Gold überzogen, achthalb Fuß hoch, und in Genua gearbeitet; doch sind auch noch acht andre Leuchtarme zu Lampen da, die von metallenen Engeln gehalten werden; denn das Tageslicht fällt nur durch ein einziges Fenster hinein.

In

In der Sacristey wird ein Brustkreuz aufbehalten, welches der Prior an feyerlichen Tagen am Halse trägt; es hat fünf Diamantsteine, acht Amaranthen, vier Rubinen, und fünf Perlen, von denen die größeste so groß ist als ein Taubeney, und die vier andern als Haselnüße. Die Bücherey, die zwey Säle einnimmt, besteht aus ein und zwanzig tausend Bänden, unter denen vier tausend dreyhundert Handschriften befindlich sind: fünfhundert und sieben und zwanzig griechische, sieben und sechzig hebräische, tausend acht hundert arabische, und tausend acht hundert und zwanzig lateinische und andre. In der Feuersbrunst von 1661 sind viel Handschriften verbrannt, unter denen tausend und zwey hundert arabische waren.

Das größeste Zimmer ist hundert und vier und neunzig Fuß lang, und es sind darin fünf marmorne Tische. Auf dem einen steht eine Bildsäule Philipps II zu Pferde, von vier Fuß Höhe, mit einem Sklaven an jeder Ecke des Fußgestelles; alles von dichtem Silber. Auf den übrigen Tischen stehn andre silberne Bildsäulen. Ich sahe hie einen Magnet, der sieben Pfund wiegt, und ein eisern Gewicht von sechs und zwanzig Pfund zieht; wenn er aber gehörig zugerichtet würde, könnte er wohl eins von siebenhundert und funfzig Pfund ziehen. Dieser Magnet soll aus einem der benachbarten Berge genommen seyn.

Hinter den zwo Seiten des Escorials ist ein kleiner Garten mit vielen Wasserkünsten. Die königlichen Zimmer halten nichts in sich, das Achtsamkeit verdiente; der Küchen- und Fruchtgarten nebst dem Baumplatze sind über eine Meile im Umfange.

Der Gemälde sind im Escorial an die 2000, unter denen das beste vom Raphael ist, und Unsre Liebe Frau vom Fisch genannt wird; es stellt die Jungfrau Maria, den Herrn Christum, den Tobias, einen Engel und den H. Hieronymus vor.

Wir fuhren in Madrid ein, um fünf Uhr Abends, durch das toledische Thor, welches an der prächtigen Brücke dieses Namens ist. Unsre Wohnung nahmen wir im Gasthofe zum Maltheserkreuz, der von Italiänern gehalten wird, und so prächtig ist, als ein Gasthof in England, sowohl was die Zimmer als auch die Aufwartung betrifft. Er liegt in der Calle de Alcala, welches die Hauptstraße in Madrid ist, so breit, daß zwanzig Kutschen neben einander fahren könnten, und von ziemlich ansehnlicher Länge.

Ich that einen Spaziergang in die Stadt, und nahm wahr, daß die Namen der Straßen an den Eckhäusern angezeichnet standen; daß die Häuser alle ihre Zahl hatten; daß in den Straßen immer so viel Lampen waren, als wohl in London; daß das Pflaster so ordentlich und ebenmäßig war, als

man

man sich nur vorstellen kann, und überdem die Straßen so reinlich, daß ich nirgend, auch nicht einmal in den holländischen Städten, reinlichere gesehn habe, da doch Madrid vor zehn Jahren noch mit Edinburg in seiner vorigen Unreinlichkeit gewetteifert haben mag.

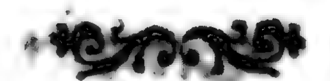
Wegen der Fastenzeit waren alle öffentliche Ergötzungen untersagt. Ich besuchte zuerst den neuen königlichen Palast, der im Jahr 1736 angefangen ward, und vielleicht einer der größesten und kostbarsten in Europa ist. Er ist im Viereck, von weißem Stein, an dem erhabensten Ende der Stadt erbauet. Die Vorderseite, die ich selbst maß, streckt sich vierhundert Fuß in die Länge, ist drey Stockwerke hoch, jedes von ein und zwanzig Fenstern, und hat oben ein Geländerwerk mit steinernen Aufsätzen. In der Vorderseite sind fünf Thüren, und über der mittelsten befindet sich ein Altan, der von vier Säulen getragen wird. An der Hinterseite ist eine ansehnliche Reihe Stafeln. Der Baumeister dieses Palastes ist Signor Sacchetti, ein Italiener, der gegenwärtig noch in Madrid lebt, aber sehr alt und schwach ist. Der große Hofraum macht ein Viereck von hundert fünf und neunzig Fuß. Die Kuppel der Kapelle wird von sechszehn marmornen Säulen getragen. Der große Staatssaal ist hundert und zwanzig Fuß lang, und hat auf der Vorderseite fünf Fenster. Er ist ganz mit Cramoisinsammet aus-

ausgehangen, sehr reich mit Gold gestickt, und sodann mit zwölf St. Ildefonsischen Spiegeln gezieret, deren jeder zehn Fuß Höhe hat, und in prächtigen Rahmen eingefaßt ist. Unter jedem Spiegel ist ein Tisch vom schönsten spanischen Marmor. Die Decke ist 1764 auf frischem Gips (al fresco) gemalt von einem Venetianer, Namens Tiepolo, der ohnlängst allhie gestorben ist.

Ich hatte zuvor alle Paläste der Könige von England, Frankreich, Sardinien, Neapolis, Preußen und Portugal gesehn, so wie auch die des Pabstes, des Kaisers und verschiedener deutschen Prinzen; und ich gebe doch diesem den Vorzug; vielleicht aber wird derjenige ihm gleichen, den der König von Neapolis gegenwärtig zu Caserta bauet, und von dem ich 1769 nur einen Theil fertig sahe. Einige Tage nach dem besahe ich den alten Palast El Buen Retiro, d. i. der gute Aufenthalt, genannt; er liegt gerade vor dem alcalischen Thor, und der König hält sich nie daselbst auf. Er ist sehr groß. Auf dem großen Hofraum steht eine Bildsäule Philipps IV. zu Pferde. Der weitläuftige Garten hinter diesem Palast steht jederman offen; es ist ein großer viereckiger See darin.

Der königliche Schauplatz in diesem Palast ist sehr geräumig, und hat fünf Reihen Logen, in jeglicher Reihe sechszehn. Die königliche Loge ist mit vier Gemälden gezieret von Jacob Amiconi,

einem



einem Venetianer, der hieselbst 1752 gestorben ist. Hie befindet sich auch ein schönes Gemälde, der Marquis von Santa Cruz, welcher der Stadt Genf zu Hülfe eilet, von Anton Pereda. Dieser Maler war geboren zu Valadolid, und starb zu Madrid 1669 im siebenzigsten Lebensjahre; er konnte weder lesen noch schreiben. Der Hintertheil der Bühne geht nach dem Garten aus, so daß die Aussicht nach Belieben abgeändert und erweitert werden kann. Jezt wird dieser Schauplatz nicht mehr gebraucht. Hie war es, wo unter der letzten Regierung Farinelli in den italiänischen Opern sang.

Das im Jahr 1767 erbauete Amphitheater ist ein simples eyrundes Gebäude, mit drey Reihen Gallerien über einander. Während des Carnevals werden hie sechszehn Maskeraden gegeben. Die andern Abende dieser Zeit der Zerstreuung sind zu Tänzen angesetzt. Man tanzt Fandangos, Minuetten und englische Landtänze. Herr Baretti hat in seinen Reisen eine Nachricht sowohl von diesem Gebäude gegeben, als auch von dem Fandangotanz, den ich hie zwar nicht öffentlich, weil es Fastenzeit war, aber wohl in Privatgesellschaften in Madrid verschiedene male, und nachgehends aller Orten, wo ich gewesen bin, gesehn habe. Die Erhitzung und Begierde aufs Tanzen, die bey den Spaniern rege wird, sobald sie den Fandango spielen hören, erinnerten mich

an

an die Ungeduld der italiänischen Rennpferde, die hinter einem Strik stehen, der über der Straße brusthoch ihnen vorgezogen ist und sie zurückhält, und an die Hitze und Schnelligkeit, womit sie ansetzen und ohne Reiter rennen, sobald nur der Strick niedergelassen wird.

Das kreisförmige Amphitheater zu den Stiergefechten ist von Holz gebaut, und ward 1749 aufgerichtet. Vor diesem wurde solches Gefechte auf dem großen Platz gehalten, wo aber seit der Thronbesteigung des jetzigen Königs im Jahr 1760 keine dergleichen gewesen sind. Der innere Kreis, oder innere Raum dieses Amphitheaters hat im Durchschnitt hundert und sechzig Fuß. Es sind daran zwey Reihen bedeckte Logen, in jeglicher Reihe hundert und zehn. Die andern Sitze haben keine Bedeckung. Die Einkünfte von der Miethe der Sitze sind den königl. Hospitälern zugeschlagen.

Drey Wochen vor meiner Ankunft waren zween Missethäter aufgehangen worden. Der Kopf und die Hände waren ihnen abgehauen und an der Landstraße auf Pfähle gesteckt. Jezt wurden diese Theile wieder nach Madrid zurückgebracht, und auf öffentlicher Gasse auf einem Altare ausgesetzt, nebst einer Büchse zum Einstecken der Almosen, theils das Begräbniß zu bezahlen, theils Seelenmessen lesen zu lassen. Es war ein sehr widriger Anblick, denn die Köpfe und Hände waren

in

in der Verwesung, und gaben einen abscheulichen Gestank.

Der große oder Marktplatz in Madrid ist rings um mit Häusern von gleicher Höhe auf Schwibbögen bebauet. An der einen Seite ist ein Gebäude, worin die königliche Maler- Bildhauer- und Baukünstlerakademie ihren Sitz aufgeschlagen. Für jezige Zeit waren verschiedene Mitglieder davon nach Granada geschickt, von dem daselbst befindlichen Alkambra oder mohrischen Palast, Grund- und Aufrisse aufzunehmen. Es giebt in Madrid noch drey andre Akademien, nämlich die der spanischen Sprache, die der Geschichte, und die der Heilkunde. In Madrid sind zwo Schaubühnen für spanische Schauspiele. In dem einen Hause, genannt El Theatro de la Cruz, wo drey Reihen Logen, jede von funfzehn sind, sahe ich einen Seiltänzer.

Sonntags gieng ich in die Kirche Atocha gleich vor dem Thore, und sahe daselbst Se. katholische Maj. König Karl III. Er hat eine sehr braune Gesichtsfarbe, und die Bildnisse, die man von ihm allenthalben in Europa herumträgt, gleichen ihm sehr. Er war jezt im sieben und funfzigsten Jahre; sein Bruder Don Ludwig war mit ihm, ein Herr von sechs und vierzig. Der Prinz von Asturien oder Kronprinz, Don Karlos, befand sich ebenfalls hie nebst seinen zween Brüdern, dem Infante Don Gabriel von zwanzig, und dem Infante

fante Don Antonio von sechszehn Jahren. Der Prinz von Asturien, einer der höchsten und stärksten Männer im Reiche, fünf und zwanzig Jahr alt, ist mit der Prinzessin Louise von Parma von ein und zwanzig Jahren vermählt, von welcher er zween Prinzen hat, deren ältester 1771 geboren ist. Nach diesem sahe ich auch des Königes Prinzessin Tochter Donna Maria, die neun und zwanzig Jahr alt und noch unvermählt ist.

Des Königes ältester Prinz, Don Philipp, lebt in Neapel, und ist, wegen einer unüberwindlichen Schwäche seiner Verstandskräfte, zur Thronfolge unfähig erklärt.

Sr. Majestät dritter Prinz ist der gegenwärtige König von Neapel, Ferdinand IV; und die zwote Prinzessin Tochter ist die jezige Grosherzogin von Toskana.

Die ganze königliche Familie ist gewohnt, auf ihren Fahrten so schnell antreiben zu lassen, als die Maulthiere nur immer laufen können. Auf diese Weise werden tagtäglich von diesen Thieren viele zu Tode gejagt; es sind aber allenthalben auf den Wegen andre zum voraus bey der Hand.

Eins der ansehnlichsten Gebäude in Madrid ist das Zollhaus, das im Jahr 1769 in der alcalischen Straße erbauet worden. Es ist von weißem Stein, vier Stockwerk hoch, und hat siebenzehn Fenster und vorne fünf Thüren.

Das Posthaus ist ein sehr grosses und schönes Gebäude von Backsteinen. Die Briefe können hie von diesem Königreich nach keinem Ort in der Welt frachtfrey gemacht werden.

Eine Gewohnheit, die den Spaniern allein eigen ist, besteht darin, daß sie an gewissen Tagen ein geschriebenes Papier an den Kirchthüren anschlagen, worauf die Worte stehn: Oy se saca Anima, welche anzeigen sollen, daß heute eine Seele aus dem Fegfeuer erlöset worden. Herr Baretti hat diese Gewohnheit ebenfalls wahrgenommen. Nach dem Madrider Kalender vom Jahr 1773 finde ich, daß die Tage, welche zu dieser menschenliebenden Beschäftigung, die durch Lesung eigener, dazu eingerichteter Messen geendiget wird, die folgenden sind: der 7 Febr. welcher St. Richards Königs von England Tag ist; der 2te, 13te und 14te März; der 2te, 3te und 14te April, und der 3te, 5te und 13te Junius; so daß jährlich nicht mehr als zehn Seelen befreyet werden. In den Wintermonaten werden sie im Fegefeuer gelassen, vermuthlich damit sie sich warm halten, wiewohl es eben so thunlich wäre, sie alle mit einmal zu erlösen, als eine nach der andern. Diese Messen haben blos dann ihre Kraft, wenn sie in der Kapelle des neuen königlichen Palastes zu Madrid gefeyert werden; an jedem andern Ort verlieren sie ihre Wirksamkeit. Für die Gewißheit der Befreyung einer Seele hat man das Zeugniß des

Priesters

Priesters und des Kalenders, welche gewiß eben so gültig sind, als das Zeugniß des Fährmanns, der versicherte, den H. Petrus von Lambeth nach Westminster übergeführt zu haben, als selbiger anlangte seine Abtey einzuweihen. In der Klosterkirche de Incarnazien in Madrid wird alle Jahre den 27 Julii ein Fläschchen mit dem Blute des H. Pantaleons öffentlich ausgesetzt, welches an diesem Tage fliessend wird, sonst aber immer geliefert ist, wie die spanischen Bücher aussagen.

Als ich in Neapel war, sahe ich das sogenannte jährliche Wunder der Fließung des Bluts des H. Jannarii; ich küßte aufs ehrerbietigste die beiden Flaschen, worin dieses kösliche Blut aufbewahret wird, konnte aber weder vor noch nach dem geschehenen Wunder den geringsten Unterschied daran merken. Dies war den 6 May 1769 Abends um sieben Uhr. Es sind zwey Fläschchen in eine große eingeschlossen, die aber sehr schwarz und kaum durchsichtig ist. Mitten auf der Straße ward ein Altar in einer für diese Zeit zusammengeschlagenen Kapelle aufgerichtet, und der Priester rüttelte die Flasche zwölftehalb Minuten. Darauf zog er eine Glocke und rief aus, daß das Wunder vor sich gegangen, il miraculo è fatto. Der Pöbel und ich glaubten ihm auf sein Wort, und wir giengen allesammt ruhig nach Hause, ungemein erbauet über diese Ausstellung. Dies Wunder hat zugleich eine inwohnende Kraft die wütenden

den Ausbrüche des Vesuvius zu stillen; doch macht man bey dieser fürchterlichen Gelegenheit niemals Gebrauch davon, aus Furcht es abzunutzen. Sechs und dreyßig silberne Bilder von Heiligen in Lebensgröße wurden in Procession getragen, um das Wunder mit anzusehn; einigen dieser Heiligen waren lebendige Sperlinge und Distelfinken mit einem Faden an die Hände gebunden, um damit zu spielen; und verschiedenen lebendigen Kindern hatte man Flügel von Pappapier gemacht, wodurch sie Engel vorstellen sollten.

Im Jahr 1563 verlegte Philipp II. sein Hoflager von Toledo nach Madrid, und seit der Zeit ist der letztre Ort der Sitz der spanischen Monarchen geblieben. Er ist sehr volkreich, und soll, wie es heißt, dreymal hundert tausend Einwohner, und an die hundert und vierzig Kirchen haben; die Zahl der Kutschen soll zwischen vier und fünftausend seyn. Die Stadt, die von den Einheimischen nur eine Villa (oder Flecken) genennt wird, ist mit Bergen umringt, die den größten Theil des Jahrs mit Schnee bedeckt sind, und hat weder Festungswerke, noch Graben, oder nur eine Mauer, obwohl sie Thore hat, unter denen das alcalische das merkwürdigste ist. Es sind hie dreyßig öffentliche Springbrunnen, das Wasser aber ist nicht in allen von gleicher Güte; daher es viele Wasserhändler giebt, die das beste Wasser in irdenen Krügen auf Eseln herumführen und verkaufen.

sen. Die mehresten Häuser sind von Backsteinen, und die Fenster sind mit Gittern verwahrt, die aber jezt nicht mehr so ängstlich zugehalten werden, als vormalen; denn die Eifersucht macht nicht mehr einen unterscheidenden Zug in dem Wesen der Spänier. Der Manzanares läuft um eine Seite der Stadt herum; er ist im Sommer mehrentheils trocken, im Winter aber schwillt er von dem schmelzenden Schnee sehr an. Ueber diesen Fluß sind zwo steinerne Brücken. Die eine ist erbaut von Philipp II. im Jahr 1584; sie hat neun Bogen und heißt die Segovische. In der Länge hat sie sechshundert fünf und neunzig, und in der Breite zwey und dreyßig Fuß. Die andre, Puente de Toledo (die toledische) genannt, ist die schönste, besteht auch aus neun Bogen, ward 1718 von Philipp V gebauet, und hat dreyhundert fünf und achtzig Fuß Länge, auf sechs und dreyßig Breite. Das Gefangenhaus für Personen von Stande ist eins der schönsten Gebäude in Madrid; über dem Eingange ist das spanische Wappen in Steinen von halberhobener Arbeit, und oben auf dem Gipfel stehen drey Bildsäulen, deren mittlere die Gerechtigkeit vorstellt.

Die Grandes von Spanien, deren Zahl sich auf neunzig erstreckt, bestehen aus drey Klassen: die aus der ersten decken sich, ehe sie den König anreden, die andern, wenn sie ausgeredet haben und ehe er ihnen geantwortet hat, und die aus der dritten,

dritten, wenn sie seine Antwort bekommen haben; doch darf sich von allen drey Arten keiner decken, bevor der König es ihm heißt. Dieser Vorrang wird entweder auf Lebzeiten oder auf ewig verliehen; in dem letzten Falle ist er erblich, und vererbt, wenn die männliche Linie ausgeht, auf die weibliche, die ihn ihren Ehegatten zubringt. Die Grandes haben nicht allein die Freyheit, in Gegenwart des Königs die Hüte aufzusetzen, sondern auch Kardinäle, Nuncios, Erzbischöfe, Gesandte der gekrönten Häupter, der Großprior von Kastilien vom Maltheserorden, die Generale der Dominicaner und Franciscaner; die Ritter vom goldenen Vließe, von Calatrava, Santiago und Alcantara, wenn sie ihren Ritteranzug anhaben und der König als Großmeister ihrem Kapitel beywohnt; die vom höhern französischen und portugiesischen Adel, und sogar die Räthe des königlichen Raths und des Raths von Castilien, bedecken sich vor ihm, wenn sie in sämmtlicher Vereinigung vor Sr. Majestät erscheinen, in Angelegenheit ihres Dienstes mit ihm Unterredung zu pflegen. Es giebt verschiedene edle Häuser, die um ihres hohen Alters willen ein Recht auf die Ehre eines Grande haben; da aber der König ihnen nie geheißen hat sich zu bedecken, so werden sie casas agravidas, beleidigte Familien, genannt. Der König nennt die Grandes, wenn er an sie schreibt, Primo (oder Vetter). Wenn der Pabst ihnen Gehör giebt, so dürfen sie sitzen; sie haben allein

die Freyheit in Madrid, wenn der König daselbst ist, mit vier Maulthieren zu fahren. Sie dürfen keines Verbrechens wegen gefangen genommen werden, ohne ausdrücklichen Befehl des Königs. Alle Titel sind unter ihnen gleich; Herzoge, Marquis, Grafen, haben keinen Vorrang vor einander; daher der Vater Graf und der Sohn Herzog seyn kann, wie in Portugal. Im Umgange und Schreiben unter einander dutzen sich die Grandes; gegen andre aber, unter ihnen, bedienen sie sich der gewöhnlichen Sprachart.

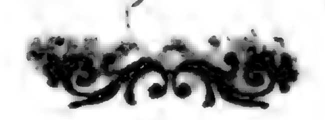
Den 6 April fuhr Herr Twiß von Madrid ab; da wir ihm aber nicht auf seiner ganzen Reise folgen können, ohne diesen Artikel zu sehr zu verlängern, so nehmen wir noch in dieser Residenz von ihm Abschied.

IV.

Ueber die Insecten.

Diejenigen Gelehrten, die umständlich von den Insecten gehandelt haben, betrachten die Beschäftigung mit ihnen als die vorzüglichste, die den menschlichen Verstand beschäftigen kann, und als den angenehmsten Gegenstand in der beseelten Welt. Swammerdam sagt: Nach sorgfältiger Untersuchung der Natur und Zergliederung sowohl der kleinsten als der größten Thiere, kann ich nicht umhin, den geringsten einen gleichen, wo nicht höhern Grad von Würde zuzugestehen. Werden wir bey Zergliederung der größern Thiere über die schöne Anordnung ihrer Theile in Erstaunen gesetzt, wie sehr muß nicht unsre Bewunderung zunehmen, wenn wir alle diese Theile in den kleinsten in eben der regelmäßigen Ordnung finden? So klein auch die Ameisen sind, so tragen wir doch kein Bedenken, ihnen vor den größten Thieren Vorzüge einzuräumen, wir mögen ihren unermüdeten Fleiß, oder ihre wunderbare Stärke, oder ihre unnachahmliche Neigung zur Arbeit betrachten. Ihre bewundernswürdige Liebe zu ihren Jungen hat noch weniger unter den größern Thieren ihres gleichen. Sie tragen sie nicht nur tagtäglich auf die Plätze, wo sie ihr Futter finden

 können;



können; sondern wann sie zufälliger Weise umkommen, oder auch in Stücken geschnitten werden, so tragen sie sie mit größter Zärtlichkeit in ihren Armen stückweise fort. Wer kann unter den größern Thieren, die mit der Benennung der vollkommnen beehret werden, ähnliche Beyspiele aufweisen?

So redet ein Mann, der durch die lange Beschäftigung mit diesem Gegenstande darein verliebt geworden; wer aber mit wenigern Vorurtheilen eingenommen ist, der wird finden, daß die Insecten in allem Betracht den letzten und niedrigsten Rang in der belebten Natur verdienen. So wie in der Mechanik die allerzusammengesetztesten Werkzeuge zu den verwickeltesten Handanlegungen erfordert werden: so findet man auch bey der Zergliederung, daß die edelsten Thiere aufs mannigfaltigste und wunderbarste gebildet sind. Unter allen lebenden Wesen zeigt sich bey den Menschen die wunderbarste Mannigfaltigkeit der innerlichen Bildung; nächst ihnen kommen die vierfüßigen, und diesen folgen andre Thiere, nach Verhältniß ihrer Kräfte oder ihrer Vortrefflichkeit. Die Insecten scheinen unter allen am unvollkommensten gebildet zu seyn. Ihrer Kleinheit wegen kann das Zergliederungsmesser bey der Erforschung nicht tief eindringen; ein Umstand aber, der ihre Unvollkommenheit offenbar beweiset, ist der, daß viele von ihnen lange Zeit leben können, ob sie gleich derjenigen Gliedmaßen beraubt sind, die bey

Thie-

Thieren von höherer Natur zum Leben unentbehrlich sind. Viele von ihnen haben Lungen und ein Herz wie edlere Thiere; die Raupe aber lebt fort, wenn ihr gleich, wie es zum öftern geschieht, Herz und Lungen ganz weggefressen sind.

Die Insecten sind aber nicht blos nach ihrer Bildung unter den übrigen Thieren, sondern auch nach ihren Trieben. Es ist wahr, daß die Ameise und Biene auffallende Beyspiele der Emsigkeit darstellen; wie tief sind aber ihre Triebe unter den Beweisen der Verschlagenheit, die man an einem Jagdhund, oder Hirsche wahrnimmt! Eine Biene, wenn sie aus dem Schwarm genommen wird, ist hülflos und unthätig, und außer Stande ihren Trieben die geringste Abänderung zu geben; sie hat nur eine einzige Art zu arbeiten, und wird sie daran verhindert, so kann sie keine andre erwählen. Wenn man dem Jagdhunde zusieht, so scheint man bey ihm etwas, das einer Wahl ähnlich ist, wahrzunehmen; bey der Arbeit der Biene aber scheint alles Nothwendigkeit oder Drang zu seyn.

Betrachtet man die Insecten von der Seite des Verhältnisses, das sie zu dem Menschen haben, oder wie sie ihm bey seinen Vergnügungen oder Bedürfnissen des Lebens beystehen, so werden sie auch bey dieser Vergleichung mit den größern Geschöpfen verlieren. Es ist wahr, daß die Biene, der Seidenwurm, die Cochenillfliege und die spani-

schen Fliegen ihm wesentliche Dienste leisten; wie vieles Ungeziefer hingegen ist nicht schädlich oder ihm ganz undienlich? Selbst in Ländern, wo alle schädliche Thiere durch unablässigen Fleiß ausgerottet sind, wie in England, behaupten die Insecten ihren Platz, und sind nur gar zu oft unwillkommne Gäste zu den Früchten des menschlichen Fleißes. In ungebauteren Gegenden aber sind ihre Verwüstungen entsetzlich. Was für ein unangenehmes Leben müssen die Einwohner in Lappland und einigen Gegenden in America führen, wo die Ungezieser, wenn ein Licht angezündet wird, in solcher Menge herumschwärmen, daß sie es sogleich auslöschen; wo die Menschen genöthiget sind, ihre Leiber und Gesichter mit Theer oder sonst einer Fettigkeit einzuschmieren, um vor den Stichen dieser kleinen Feinde sich zu schützen; wo, wenn gleich ihrer Millionen vernichtet werden, hungrige Millionen nachfolgen und die Quaal unendlich machen.

Auch ihre unsägliche Anzahl ist ein Beweis ihrer Unvollkommenheit. Es ist ein Gesetz für die ganze Natur, daß die edlern Thiere langsam hervorgebracht werden, und die Natur mit einer Art von edler Sparsamkeit wirket; aber die unedlern Geburten werden in Ueberfluß verschwendet, blos um für die begünstigteren Gegenstände der Schöpfung die nothwendigen Bedürfnisse zu schaffen. Die Insecten sind unter allen Hervorbringungen

der

der Natur die zahlreichsten. Gewächse, die der Erde Oberfläche bedecken, stehen gegen ihre Menge in keinem Verhältniß; und obwohl dem ersten Ansehen nach die Kräuter des Feldes auch Theile der organisirten Natur zu seyn scheinen, welche sie in größter Menge hervorbringt, so wird man doch bey genauerer Wahrnehmung finden, daß eine jede Pflanze eine Anzahl kaum sichtbarer Geschöpfe ernähre, die die verschiedenen Zeiten der Jugend, der Stärke und des Alters in wenigen Tagen durchlebet haben.

Alle andre Thiere sind einer Art von Erziehung fähig; ihre Triebe können unterdrückt oder verändert werden; den Hund kann man lehren wieder holen und herbringen, den Vogel, eine Melodie singen, und die Schlange tanzen; das Insect aber hat nur eine einzige unveränderliche Art zu wirken, keine Kunst kann es von seinen Trieben abwendig machen; und wirklich ist auch sein Leben zum Unterricht zu kurz, weil mehrentheils sein Daseyn in Einem Sommer zu Ende ist.

Um dieser Ursache willen wird das Geschlecht des Ungeziefers in die niedrigste Classe der belebten Natur verwiesen; und überhaupt genommen, gehöret es näher zu dem Pflanzengeschlecht, davon es sich nährt, als zu den höhern Classen der Schöpfung. Einige unter ihnen sind an ein einziges Gewächs, oftmals an ein einziges Blatt gebunden, wo sie mit demselben, wie es blühet, wach-

sen, und, wenn es verwelket, sterben; wenige Tage vollenden das Maas ihres verächtlichen Lebens; indessen die Endzwecke, warum sie hervorgebracht werden, so wie die Vergnügen, die sie genießen, wenigstens uns gänzlich unbekannt sind.

Da ich aber bemüht bin, den Stand einer gewissen Classe von Thieren zu bestimmen, so scheint es auch nöthig, die Natur dieser so herabgesetzten Thiere zu bestimmen. Erklärungen pflegen überhaupt die Einsicht selten zu erweitern, hie aber, wo die Schattirungen der Natur so enge in einander gemischt sind, bedarf es einer Unterscheidung, um der Verwirrung vorzubeugen. Die Kleinheit, zum Beyspiel, macht nicht das Insect aus, sonst würden viele Thiere von der Eidexengattung, die nicht über zween Zoll lang sind, mit zu den Insecten gehören; und wollte man die kleinere Art Eydexen unter diese Benennung ziehen, warum nicht auch den Krokodil, der wirklich ein erschreckliches Insect seyn würde. Eben so macht Kleinheit mit einer langsamen kriechenden Bewegung nicht das Insect, denn ob man gleich mit eben der Paßlichkeit die Schnecken könnte Insecten nennen, so würde doch alsdann das ganze Geschlecht der See-Schalenfische auf diesen Namen ein Recht haben, welches für unsre schon gebildete Sprache eine sehr beschwerliche Neuerung wäre. Mit Ausschluß solcher Thiere, können wir demnach die Insecten erklären durch „kleine Thiere,

die

die kein rothes Blut, keine Knochen, keine Knorpel haben, aber einen Rüssel oder sonst einen Mund, der sich in die Länge öffnet, nebst Augen, die sie nicht bedecken können, und Lungen, die an den Seiten ihre Oeffnungen haben". Die Erklärung begreift die ganze Classe der Insecten, sowohl mit als ohne Flügel, sowohl in ihrem Raupen- als Schmetterlingsstande, sie mögen auf die ordentliche Weise vermittelst der Zeugung zwischen Männchen und Weibchen, oder von einem Thiere das selbst beides zugleich ist, oder von einem einzigen Thiere, das in verschiedene Theile zerschnitten worden, und davon jeder abgeschnittene Theil ein neues Thier wird, hervorgebracht seyn.

Hieraus erhellet, daß es in dieser Classe der Thiere unzählige Unterschiede giebt, und daß sich eine allgemeine Beschreibung gar nicht auf alle paßt. Fast jede einzelne Gattung hat ihre eigne verschiedene Geschichte, und zeiget Sitten, Lüste und Fortpflanzungsarten, die ihr allein eigen sind. Unter den höhern Thieren haben zwey, die sich einander ziemlich ähnlich sind, fast immer eine ähnliche Geschichte; aber hie findet man, daß Insecten, die sich ganz gleichen, einander oft vollkommen ungleich sind, sowohl in Ansehung ihrer Hervorbringung und Fortkommens, als auch in Ansehung der Veränderungen, die sie während ihres kurzen Lebens ausstehen. So wie nun diese Classe der Geschöpfe über alle Zählung fruchtbar ist, so

sind

sind auch ihre Abänderungen über alle Beschreibung mannigfaltig. Der Versuch, alle Arten der Fliegen oder Motten zu zählen, wäre vergebliche Arbeit; aber die Geschichte aller zu beschreiben, wäre ganz unmöglich. Die Gelüste, Lebensarten und Sitten dieser niedrigen Klasse der Wesen sind so verschieden, daß jede Art eine abgesonderte Geschichte erfordert. Eine genaue Verzeichnung aller Wirkungen der Natur in diesem kleinen Geschlecht der Geschöpfe ist demnach nicht zu erwarten, und dennoch kann man eine so allgemeine Abbildung machen, daß sie zureicht einzusehen, welchen Schutz die göttliche Vorsehung, sowohl ihren kleinsten als größten Hervorbringungen angedeihen läßt, und den bewundernswürdigen Umlauf in der Natur zu erkennen, wornach ein Geschlecht lebender Wesen von der Zerstörung des andern seinen Unterhalt findet, und wodurch das Leben ohne eine Pause in allen Theilen der Schöpfung beständig erhalten wird.

Wenn man auf das ganze Insectengeschlecht einen flüchtigen Blick wirft, gerade wenn es, wie man glaubt, aus dem Stande seiner jährlichen Erstarrung hervortritt, wenn es anfängt den zeugenden Einfluß des Frühlings zu fühlen, und wiederum neues Leben in alle Theile der Natur verbreitet wird: so scheint ihre Zahl und Mannigfaltigkeit alle Berechnung zu übersteigen, und sie ist wirklich zu groß zur Beschreibung. Sehen wir

aber

aber genauer zu, so finden wir einige treffende Aehnlichkeiten, entweder in ihrer Fortpflanzung, oder in ihrer Gestalt und Lebensart, woher man Winke nehmen kann, verschiedene von ihnen in eine Beschreibung zusammenzufassen, mithin die Arbeit einer abgesonderten Geschichte jeder einzelnen Gattung zu verkürzen. Swammerdam, Reaumur, Linnee, haben diese abgekürzte Beschreibung unternommen, indem sie eine Anzahl ähnlicher Thiere in verschiedene Classen zusammengeworfen, und auf diese Art eine einzige allgemeine Geschichte die Stelle aller übrigen vertreten lassen. Ich will mich ihrer Arbeiten bedienen, ihre allgemeine Unterschiede vereinigen, und das ganze Geschlecht der Insecten in vier besondre Abtheilungen bringen.

Die ersten Thiere, die sich bey einer flüchtigen Uebersicht des ganzen Insectenheeres darstellen, sind diejenigen, die keine Flügel haben, die man auf allen Pflanzen, und auf jedem Flecken Erde, den man mit einiger Aufmerksamkeit betrachtet, kriechen sieht. Einige von diesen bekommen während ihres ganzen Daseyns nie Flügel, sondern sind bestimmt auf der Pflanze oder dem Stücke Erde, so ihnen angewiesen worden, ihr Leben lang umher zu kriechen. Andre hingegen sind Candidaten eines bessern Zustandes, und warten nur den Wachsthum ihrer Flügel ab, da sie zu dem Stand ihrer völligen Vollkommenheit gelangen.

Diese,

Diese, die nie Flügel bekommen, sondern umherkriechen bis sie sterben, kann man als die erste Classe der Insecten betrachten. Sie werden alle, mit Ausnahme der Fliegen und Waldläuse, aus einem Ey geboren; und wenn sie das Gehäuse ihres Eyes einmal durchbrochen haben, leiden sie weiter keine Veränderung ihrer Gestalt, sondern fahren fort zu wachsen, bis sie sterben. So wird die Laus und Spinne aus einem Ey hervorgebracht; und beide leiden weiter keine Veränderung, sondern bleiben dieselben, wie ein Küchlein oder Entchen, von ihrer Geburt bis zu ihrer Auflösung.

Die andre Ordnung der Insecten bestehet aus solchen, die Flügel haben, die aber, wenn sie aus dem Ey hervorkommen, ihre Flügel auf solche Art eingewickelt haben, daß man sie nicht sehen kann. Indessen verhindert die Einwickelung der Flügel nicht, daß das Thier nicht sollte laufen, springen und mit seiner gewöhnlichen Behendigkeit sich bewegen können; wenn aber die Haut berstet, und die Flügel Freyheit haben, sich auszubreiten, so werden auch die Bewegungen des Thieres ausgebreiteter, und das Thier gelangt zu seiner gänzlichen Vollkommenheit. So sind die Flügel des Grashüpfers anfänglich niedergebogen, wenn aber die Haut platzt, worin sie, wie in einer Schnürbrust gehalten wurden, so breiten sie sich aus, und das Thier verfolgt seine Absichten, um welcher willen es hervorgebracht worden.

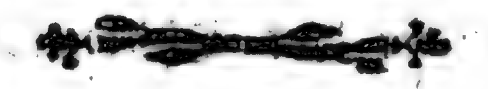
Die

Die dritte Ordnung der Insecten enthält die Motten und Schmetterlingsarten. Die haben sämmtlich vier Flügel, die mit einer mehligen Substanz bedeckt sind, welche, wenn man sie anrührt, auf den Fingern sitzen bleibt, und wann man sie durch ein Vergrößerungsglas betrachtet, wie Schuppen von mancherley Farben erscheinen, womit die Flügel über und über zierlich gewirkt sind. Auch diese Insecten werden auf eine ihnen eigne Art hervorgebracht. Erst werden sie aus einem Ey gebrütet, woraus sie als Raupen hervorkommen, die fressen und zum öftern ihre Haut abwerfen. Wenn die Raupe ihre Haut zum letzten mal abgeworfen hat, so nimmt sie eine neue Bekleidung an, worin sie Puppe heißt und so lange darin bleibt, bis sie als eine vollkommne Motte oder Schmetterling hervorkommt.

Die vierte Ordnung enthält diejenigen geflügelten Insecten, die von einem Wurm statt einer Raupe kommen, und dennoch durch Verwandlungen gehn, die denen einer Motte oder Schmetterlinge gleich kommen. Zuerst kommen sie aus dem Ey als Wurm hervor, werden alsdann Puppe; an einigen derselben sieht man ihre Flügel und Beine; bey andern ist das Thier ganz abgesondert von der Puppe, worin es verborgen liegt; aber endlich bricht alles sein Gefängniß auf, und kommt als vollkommen geflügeltes Thier hervor, von denen einige zwey andre vier Flügel haben. Die

Flügel aller derselben sind darin von der Schmetterlinge ihren verschieden, daß sie nicht die mehligen Schuppen haben, die man allezeit an diesen findet. In diese Classe können wir setzen das zahlreiche Heer der Mücken, Käfer, Bienen und Fliegen.

Hiezu will ich eine fünfte Ordnung setzen, ein zahlreiches Heer, das in neuern Zeiten entdeckt worden, und dem die Naturforscher den Namen der Zoophyten oder Thierpflanzen gegeben haben. Sie gehen nicht durch den gewöhnlichen Weg der Zeugung, sondern werden durch Zerschneiden fortgepflanzt. Einige darunter können in hundert Theile zerschnitten werden, dennoch hat jeder Theil sein Leben und wird in kurzem ein vollkommnes Thier. Sie scheinen ein Geschlecht von Geschöpfen zu seyn, die zwischen Thieren und Gewächsen den Mittelplatz einnehmen und die Schattirung zwischen der belebten und empfindungslosen Natur ausmachen. Zu dieser Classe gehören der Polyp, der Erdwurm, und alle Verschiedenheiten der Seenessel.



V.

Natürliche Geschichte der Spinne.

Die Spinne gehört unter die Insecten ohne Flügel, und die aus Eyern geboren werden. Sie ist zu einem räuberischen Leben gemacht, und hat keine andre Nahrung als Insecten; alle ihre Geschicklichkeiten sind demnach auf Betrug und Ueberraschung eingerichtet; sie spannet Netze auf, ihre Beute zu verstricken, ist mit Geduld begabt ihre Ankunft zu erwarten, und hat Waffen und Stärke sie zu überwältigen, wenn sie in den Fallstrick fallen.

In England, wo alles Ungezieffer durch menschlichen Fleiß sehr aufgerieben wird, sind die Spinnen nur klein und unschädlich. Man kennt da wenige andre Arten, als die Hausspinne, die ihr Gewebe in unbewohnten Zimmern macht; die Gartenspinne, die ihr Netz von einem Baum zum andern spannt, und sich im Mittelpunkt desselben aufhält; die wandernde oder Pilgrimsspinne, die nicht wie die übrigen einen eigenen Wohnplatz hat; und die Feldspinne, die man bisweilen mit Gewebe und allem in die Wolken fahren sieht. Alle diese Spinnen werden zwar für giftig gehalten, sind aber ganz unschuldig. Hingegen in Afrika und Amerika machen sie furcht-

barere Heere aus. In diesen Reichen, wo alle Arten der Insecten ihr größestes Wachsthum erlangen, wo der Schmetterling seine Flügel so weit, wie bey uns der Sperling verbreitet, und die Ameisen Wohnungen in Menschengröße bauen, ist es nicht zu verwundern, daß die Spinnen eine verhältnißmäßige Größe erlangen. Wirklich ist auch der hintere Theil einer martinikischen Spinne so groß als ein Hünerey, und über und über mit Haaren bedeckt. Ihr Gewebe ist stark, und ihr Biß gefährlich. Es ist ein Glück für uns, daß wir uns in guter Ferne von diesen fürchterlichen Geschöpfen befinden, und ihre Geschichte untersuchen können, ohne ihre Rache zu fühlen.

Jede Spinne hat zwo Abtheilungen des Leibes. Der vordere Theil, der den Kopf und die Brust enthält, ist von dem hintern Theil oder dem Bauch mittelst eines zarten Fadens abgesondert, durch welchen gleichwohl die Gemeinschaft des einen Theils mit dem andern unterhalten wird. Der Vordertheil ist so wie die Beine, die an der Brust fest sind, mit einer harten Schale bedeckt; der Hintertheil aber mit einer sanften mit Haaren besetzten Haut bekleidet. Sie haben rund um den Kopf verschiedene glänzende und scharfe Augen, deren bisweilen acht, bisweilen nur sechse sind, zwey vorne, zwey hinten, und die übrigen an jeglicher Seite. Diese Augen sind so wie bey allen Insecten unbeweglich, und haben keine Augenlie-

der;

der; sind hingegen mit einer hornartigen durchsichtigen Haut versehen, die ihr Gesicht sowohl stärket als sichert. Da das Thier seine Nahrung durch die wachsamste Aufmerksamkeit sich verschaffen muß, so war eine so große Anzahl Augen nöthig, ihm von dem Fang seiner Beute den frühesten Unterricht zu geben. Am Kopf haben sie zwey Zangen, die rauh mit starken Spitzen versehen, wie eine Säge gezähnelt sind, und sich in Klauen, wie die einer Katze, endigen. Ein wenig unter der Spitze der Klaue ist ein kleines Loch, wodurch das Thier einen Gift auslässet, der zwar den Menschen unschädlich, aber sonst stark genug ist, die Beute, die es gemacht hat, augenblicklich zu tödten. Dies ist die mächtigste Waffe, die es gegen seine Feinde hat; es kann diese Zangen öffnen oder ausstrecken, nachdem es die Gelegenheit erfordert; und wenn die Spinnen ruhen, so lassen sie solche über einander liegen, und öffnen sie nicht eher, als bis es Noth ist. Sie haben allesamt acht Füße, die gleich als bey den Krebsen geordnet und denselben auch in andern Absichten ähnlich sind; denn wenn ein Fuß weggerissen oder davon ein Gliedmaas abgeschnitten wird, so wächst an dessen Stelle gleich ein andres, und das Thier ist zum Kampf so geschickt als zuvor. An dem Ende jedes Fusses befinden sich drey krumme bewegliche Klauen, nämlich eine kleine, die höher steht als die andern, wie ein Hahnensporn, mit deren Hülfe sie sich an den Fäden des Gewebes anhängt.

Zwey größere Klauen die zusammenschlagen wie Krebsscheeren, dienen ihr die kleinsten Vertiefungen zu fassen, wenn sie die schönsten glattesten Flächen auf oder nieder wandert, wo sie Ungleichheiten antrifft, die unserm gröbren Gesicht unmerklich sind. Wenn sie aber auf Flächen geht, die wirklich vollkommen glatt sind, als Spiegelglas oder geglätteter Marmor, so drückt sie einen kleinen Schwamm, der ohnweit des äußersten Endes ihrer Klauen wächst; und indem sie daraus eine leimartige Feuchtigkeit preßt, hängt sie mit dessen Hülfe so lange an der Fläche fest, bis sie einen zweyten Schritt gethan hat. Außer den eben gedachten acht Füßen, haben diese Thiere noch zween andre, die man eigentlicher Arme nennen könnte, indem sie nichts zur Bewegung und zum Fortschreiten beytragen, sondern nur zum Festhalten und Handthieren der Beute gebraucht werden.

Obgleich die Spinne so furchtbar ausgerüstet ist, so würde ihr doch selten ihr Fang glücken, wenn sie nicht mit andern Werkzeugen versehn wäre, die zu ihrem Raube hülfen. Da sie ganz von fliegenden Insecten lebt und doch keine Flügel hat sie zu verfolgen, so würden diese einem so ohnmächtigen Gegner gewiß allezeit entfliehen; allein die Spinne ist eine erfahrne Jägerin und spannet ihre Netze auf, die Thiere zu fangen, die sie nicht verfolgen kann. Gemeiniglich legt sie sie an solchen Orten

Orten an, wo die Fliegen am gewöhnlichsten zukommen und sich zu verbergen pflegen, in den Winkeln der Stuben, um die Ecken der Fenster, und in freyer Luft zwischen den Zweigen der Bäume. Hie bleibt das kleine Thier Tage, ja Wochen lang, und harrt in geduldiger Erwartung, ohne seinen Platz zu ändern, wenn es auch nichts fängt.

Damit es dies Gewebe bereiten kann, hat die Natur dieses Thier in seinem Leibe mit einer grossen Menge leimartiger Materie und mit fünf Brüsten oder Warzen versehen, um diese Materie zu Fäden verspinnen zu können. Sie ist in einem kleinen Beutel befindlich, und scheint dem ersten Anblick nach, ein weicher Leim zu seyn; untersucht man sie aber genauer, so bemerkt man, daß sie in verschiedene Knäuel von Agathfarbe geflochten ist, und sich leichtlich zu Fäden ziehen läßt, nicht weil es schon Fäden sind, sondern weil die Materie so zähe ist. Wer die Maschinen gesehen hat, worauf der Draht gesponnen wird, der kann sich einigermaßen einen Begriff machen, auf was für Art die Spinne die Fäden ihres kleinen Netzes macht, indem sie die Mündungen ihrer obgedachten fünf Warzen, durch welche der Faden gezogen wird, nach Belieben bald erweitert, bald zusammenzieht. Die Fäden, die man sieht, und die so sehr fein zu seyn scheinen, sind doch nichts destoweniger aus fünf verbundenen Fäden zusammengesetzt, welche noch zum öftern bey Webung des Netzes verdoppelt werden.

Wenn eine Hausspinne ein Gewebe anfangen will, so sucht sie zuvor einen bequemen Platz aus, wo sie dem Anscheine nach sicher wohnen, und ihres Raubes gewiß seyn kann. Darauf bereitet sie einen kleinen Tropfen von ihrer leimartigen Feuchtigkeit, die sehr zähe ist, kriecht die Mauer hinan, und indem sie den Faden immer nachläßt, wie sie weiter kriecht, wirft sie sich, wie ich oft gesehn habe, auf wundervolle Weise bis auf die entgegenstehende Seite, wo das andre Ende des Fadens befestigt werden soll. Wenn auf diese Weise der erste Faden gezogen, dicht angestrengt und an jedem Ende fest gemacht ist, so läuft die Spinne darauf hin- und rückwärts, und macht ihn jedesmal mehrfacher und stärker, weil auf dessen Kraft die Stärke und Festigkeit des ganzen übrigen Gewebes ankommt. Wenn nun dies Gerüste fertig ist, so macht die Spinne auf eben die Art viele andre, dem ersten gleichlaufende Fäden, die sie mit andern Querfäden einschlägt; denn die zähe Feuchtigkeit, woraus sie bestehen, bindet, wenn sie frisch ist, von sebst einen an den andern fest. Nach dieser Verrichtung verdoppelt und verdreyfältiget das Thier den Faden, der ihr Gewebe umgränzt, indem es alle seine Warzen mit einmal öffnet, und die Ecken so befestiget, daß der Wind nicht das ganze Gebäude wegreißen kann. Wenn die Ecken fest sind, so muß es zunächst auf einen sichern Wohnplatz denken; und den macht es sich in einem Winkel des Gewebes, in Gestalt eines Trichters,

ters, wo das kleine Thier verborgen liegt. Es sind zu diesem Sitz zween künstlich gemachte Auslässe oder Wege, einer oben, der andre unten, damit das Thier zu rechter Zeit Ausläufe thun, in allen Ecken seine Beute haschen, und die Gegenden des Netzes reinigen kann, die überladen oder unrein sind. Daher reinigt sie es auch von Zeit zu Zeit, und nimmt den Staub umher weg, der es unwegsam und unrein machen könnte; zu dem Ende giebt sie mit ihren Klauen dem ganzen Gewebe eine starke Erschütterung doch ohne das Gebäude zu beschädigen. Bisweilen macht die Spinne noch Fäden von dem Hauptgebäude bis in einiger Entfernung von allen Seiten. Dies sind die Außenwerke, welche kaum berührt werden, als schon die Spinne sich zum Angriff oder zur Vertheidigung anschickt. Ist der Angreifende nur eine Fliege, so springt sie mit großer Behendigkeit hervor, sie zu haschen; ist es aber ein stärkerer Feind, als sie selbst ist, so hält sie sich in ihrer Festung inne, bis die Gefahr vorüber ist. In ihrem Aufenthalt kann sie auch ihre Beute in Ruhe verzehren und aufbewahren.

Indessen wird doch oft ihr ganzes Gewebe durch Zufall oder mit Vorsatz gänzlich zerrüttet. Da bleibt ihr nichts übrig, als den Untergang ihrer Wohnung gelassen anzusehen, und, wenn die Gefahr vorbey ist, sich eine andre zu bauen, wo sie kann; denn sie hat doch nur einen gewissen Vorrath

 von

von jener Feuchtigkeit, der, wenn er vor Alter oder vielem Weben erschöpft ist, ihr nichts übrig läßt, als entweder eine jüngere und schwächere Spinne aus ihrem Netze zu jagen und solches selbst in Besitz zu nehmen, oder, wo sie dies nicht kann, vor Hunger zu sterben, welches ohnfehlbar in zwey bis drey Monaten zu erfolgen pflegt.

VI.

Fernere Nachricht von merkwürdigen Bäumen.

(Siehe diese Geschichte und Erzählungen B. 8. S. 293.)

Der Kampherbaum *).

Der Kampher ist ein flüchtiges und durchdringendes Oel oder Harz. Der Baum, welcher es liefert, wird auf verschiedenen Inseln Asiens angetroffen; und seit kurzem hat man entdeckt, daß sich dieses besondre Wesen aus allen Bäumen, die zu dem Geschlecht der Lorbeeren gehören, in mehrerer oder minderer Menge ziehen läßt.

Um den Kampher zu gewinnen, wird das Kampherholz in kleine Stücke geschnitten, die den Fi-

bibus

*) Histoire Philosophique et Politique des Etablissemens des Européns dans les deux Indes. A la Haye 1774. Vol. I. p. 236 u. f.

libus gleichen; man legt diese in ein Gefäß, welches die Gestalt einer Blase hat; man läßt sie in Wasser kochen, und der Kampher setzt sich in verdickter Gestalt an dem Helm fest. Die Holländer sind die einzigen in Europa, die ihn im Großen zu verfeinern wissen.

Der Kampher von Borneo ist unter allen der beste. Seine Vollkommenheiten sind so gut bekannt, daß die Japaner fünf bis sechs Quintale von dem ihrigen für ein einziges desjenigen von Borneo geben, und daß die Chineser, die ihn als eines der vorzüglichsten Arzneymittel betrachten, das Pfund wohl mit acht hundert Gulden bezahlen. Die Heiden brauchen im ganzen Morgenlande den gemeinen Kampher zu den Kunstfeuern; und die Mahometaner stecken ihn ihren Verstorbenen in den Mund, wenn sie solche begraben.

Der Kanel- oder Zimmtbaum.

Dieser Baum wächst auf der Insel Ceylon in Ostindien, welche den Holländern gehöret. Die Wurzel des Baumes ist stark, in verschiedene Zweige getheilt, und mit einer Rinde bedeckt, die von außen graulich, von innen röthlich ist. Das Holz dieser Wurzel ist hart, weiß, und hat keinen Geruch.

Der Stamm, der acht bis zehn Zoll hoch wird, ist, so wie dessen zahlreiche Aeste, mit einer Rinde bedeckt, die Anfangs grün ist, nachmals aber roth wird.

Das Blatt würde einem Lorbeerblatt gleichen, wenn es kürzer und nicht so spitz wäre. Wenn es noch zart ist, hat es eine Feuerfarbe; wird es aber alt oder trocknet ein, so wird es oben dunkel und unten etwas lichter grün.

Die Blumen sind klein, weiß, sitzen an den Enden der Zweige wie große Sträuße, und haben einen angenehmen Geruch, fast wie die Mayenblumen.

Die Frucht gleicht einer Eichel, ist aber kleiner. Sie wird gemeiniglich im Monat September reif. Läßt man selbige in Wasser kochen, so giebt sie ein Oel, das obenauf schwimmt, und verbrennlich ist. Wenn man selbiges gerinnen läßt, so bekommt es eine weiße Farbe und Dichtheit; man macht daraus Wachslichte von einem angenehmen Geruch, deren Gebrauch sich aber der König von Ceylon allein vorbehält.

Es ist nichts köstliches an dem Baum, der den Kanel trägt, als die zwote Rinde. Man kennt keine günstigere Jahrszeit als den Frühling, um sie abzunehmen, und von der äußern Rinde, welche grau und knotig ist, zu sondern. Man schneidet sie in Strieme, legt sie an die Sonne, und indem sie trocknet, rollt sie sich zusammen.

Die alten Kanelbäume geben nur einen groben Kanel. Wenn er gut seyn soll, müssen die Bäume nicht mehr als drey oder vier Jahre alt seyn.

Die

Die Stämme, welche man einmal abgeschält hat, kommen nicht weiter fort; die Wurzel aber stirbt nicht ab, sondern treibt immer neue Zweige. Außerdem hat auch die Kanelfrucht einen Saamen, der neue Bäume treibt.

Die holländisch-ostindische Gesellschaft hat auf Ceylon Besitzungen, wo dieser Baum nicht wächst. Man findet ihn nur in dem Gebiete von Negombo, von Colombo und an der Spitze Gale. Die Wälder des Königs füllen die leeren Räume wieder an, die sich bisweilen in den Vorrathshäusern befinden. Die Gebürge, welche von den Bedas eingenommen werden, sind voll davon; aber weder Europäer noch Chingulesen haben den Zutritt dazu, und um sich in die Reichthümer der Bedas zu theilen, müßte ihnen der Krieg erkläret werden.

Da die Chingulesen, eben so wie die Indianer auf dem festen Lande, in Casten eingetheilt sind, die nie mit einander in Verbindung treten, und von denen allezeit fort eine jede das nämliche Gewerbe treibt: so ist die Kunst die Kanelbäume abzuschälen, eine eigne Beschäftigung für sich, und unter allen Beschäftigungen die geringschätzigste; man hat sie der Caste der Chalias vorbehalten. Ein jeder andrer Insulaner, der sich mit ihr abgeben wollte, würde glauben sich zu erniedrigen und zu entehren.

Wenn

Wenn der Kanel vortrefflich seyn soll, so muß er fein, gleich, leicht zu zerbrechen, dünne, voll Geruch, würzhaft, von einer gelben Farbe, die ins Rothe fällt, und von strengem und doch angenehmem Geschmack seyn. Derjenige, dessen Stäbe lang und die Stücken klein sind, wird von Kennern vorzüglich geschätzt. Er trägt zur Leckerey der Tafel bey, und liefert der Heilkunde viele Arzneymittel.

Den mehresten Kanel kaufen die Holländer von den ihnen unterworfenen Indianern. Sie haben sich verbindlich gemacht, eine bestimmte Menge davon zu weit höherem Preise von dem Könige von Candi zu nehmen. Eins durch das andre ersetzt, kommt ihnen das Pfund noch nicht auf zwölf Sols (oder 6 Stüver). Es würde den Schiffen, welche die Häfen von Ceylon besuchen, nicht unmöglich fallen, den Baum, der den Kanel bringt, sich zu verschaffen; allein auf Malabar, in Batavien, auf l' Isle de France, allenthalbalben wohin man den Baum verpflanzet hat, ist er ausgeartet.

Schouten *), der sich mit großem Fleiß nach diesem Baum erkundigt hat, saget von ihm, er gleiche einem Pomeranzenbaum, nur daß der Stamm und die Aeste zärter und nicht so knotig sind, auch gerader wachsen; dagegen andre sagen, er gleiche unsern Wasserweiden. Schouten giebt ihm

*) S. Allgem. Sammlung der Reisen B. 12, S. 690.

ihm zwo Rinden, davon die äußere dünne ist, und nur abgeschält wird, damit sie wegkomme, worauf dann die innere, welche die eigentlich brauchbare Zimmetrinde ist, stückweise abgezogen wird; andre geben ihm drey Rinden, stimmen aber darin mit Schouten überein, daß die zweyte den eigentlichen Kanel gebe; er hat vielleicht der dritten Rinde deswegen nicht erwähnt, weil selbige an dem Baum gelassen wird, damit er nicht ganz ausgehe. Er setzt hinzu, daß ein abgeschälter Baum wohl zwey bis drey Jahre stehe, ehe er eine neue Rinde bekommt, ja daß es scheine, als wolle er gänzlich verderben, wiewohl er sich wieder erholt. Es berichten andre Schriftsteller, daß das Abschälen mit großer Vorsichtigkeit geschehen müsse, und gleich von Jugend auf als ein Handwerk erlernet werde.

Schouten sagt ferner: „Man theilet den Zimmet in feinen, mittelmäßigen und groben. Der letzte kommt von dicken, und dabey schon alten Bäumen. Das Holz dieser Bäume braucht man nicht nur zum Häuserbau, sondern auch zum Brennen. Es giebt während dem Verbrennen einen wunderbaren Geruch von sich. Ungeachtet man den Zimmet für hitzig im dritten Grade hält, so geben doch die Wurzeln des Baumes ein sehr wohlriechendes Wasser, ja gar eine Art Kampher von sich. Die Einwohner von Ceylon wissen die grüne Rinde, das ist, den wahrhaften Zimmet zu verarbeiten;

ten; sie legen Schränke, Schreibtische, Kästchen und dergleichen damit ein: ja, sie überziehen Spazierstöcke damit, und ich habe selbst einen gehabt, der gewiß recht unvergleichlich gearbeitet war.“

Es läßt sich leicht entscheiden, ob der Kanelbaum dem Lorbeer- oder Weidenbaum ähnlich sey; denn die Kräuterkunde belehrt uns, daß er unter das Geschlecht der Lorbeerbäume gehöre, wenn gleich in dem Laube eine kleine Verschiedenheit ist.

Auf Timor, auf Java, auf Mindanao und in andern Gegenden und Inseln findet man einen unächten Kanel, der in Europa unter dem Namen Cassia lignea bekannt ist, davon der beste auf der Küste von Malabar wächset. Die Holländer, welche die Hoffnung aufgaben, die Bäume, welche ihn haben, in allen Wäldern ausrotten zu können, maßten sich zu der Zeit, da sie auf Malabar das Uebergewicht hatten, an, von den Beherrschern dieser Länder zu fordern, daß sie dem Recht auf die Abschälung ihrer Rinden entsagen sollten. Die Zusage darüber, welche allemal schlecht erfüllt worden, wird jezt noch schlechter beobachtet, seitdem die Macht, welche dies Gesetz vorschrieb, ihren Nachdruck verloren, und überdem den Preis des Kaneles auf Ceylon gesteigert hat. Der malabarische Zimmet mag zu dieser Zeit einen Artikel von zweymal hundert tausend Pfund ausmachen. Das Wenigste davon kommt

nach Europa, woselbst gewinnsüchtige Handelsleute ihn für ächt verkaufen; das übrige vertheilt sich in Indien, wo er für 10 bis 12 Stüber verkauft wird, obwohl er nur 3 gekostet hatte. Dieser Handel ist gänzlich in den Händen solcher Engländer, die nicht zur ostindischen Gesellschaft gehören.

Der Kokosbaum.

Der Kokosbaum hat sehr dünne Wurzelzweige, die so wenig in die Erde tief eindringen, daß der Wind zum öftern den Baum umwirft. Der Stamm, welcher dreyßig bis vierzig Fuß hoch wird, ist gerade, mittelmäßig dick, und der ganzen Länge nach gleich eben. Sein Holz ist so schwammig, daß es weder zum Schiffbau, noch zu Häusern, die ein wenig fest seyn sollen, gebraucht werden kann. Der Wipfel macht eine Krone von zehn bis zwölf großen, langen und dicken Blättern, welche statt der Dächer auf Häusern gebraucht werden. Aus diesem Büschel, der sich alle Jahre dreymal erneuert, gehen eben so viele große Knospen hervor, an deren jeder man zehn bis zwölf Nüsse hängen sieht, welche, zusammt ihren Rinden, mehr als einen halben Fuß im Durchschnitt haben. Die oberste Schale der Kokosnüsse ist zaséricht, man macht daraus gewisse grobe Tücher und Kabeltaue für die Schiffe. Die zweyte Schale, welche sehr hart ist, dient zu kleinen Gefäßen und Schalen in der Haushaltung.

Das

Das Innere dieser Rinde ist mit einem Mark angefüllt, das weiß und dick ist, woraus man ein Oel preßt, das in Indien zu vielerley Gebrauch dient. Es ist, wenn es frisch ist ziemlich süße, nimmt aber, wenn es alt wird, eine Bitterkeit an, und dient alsdann zu nichts als zum Verbrennen. Das Fleisch, welches auf der Presse zurückbleibt, dient zur Nahrung für das Vieh, für das Geflügel, und selbst für den gemeinen Mann bey großem Mangel. Das Mark der Kokosnüsse enthält ein ungemein frisches Wasser, welches für den Landbauer und den Reisenden ein herrliches durststillendes Mittel ist. Der Trank ist sehr gesund, aber von einer widrigen Süßigkeit. (Die Engländer haben auf ihren neuesten Fahrten nach dem Süderpol die Kokosnüsse, wo sie sie trafen, als das bewährteste Mittel wider den Scharbock befunden.)

Wann die Spitze der Knospen aufgeschnitten wird, so läßt man einen weißen Saft herauströpfeln, der in einem an der Spitze befestigten Gefäße aufgefangen wird. Wenn man selbigen vor Sonnenaufgang sammlet, und ihn trinkt, wenn er frisch ist, so hat er den Geschmack eines süßen Weins. Allein dieser Saft wird bald sauer, und ist alsdann ein brauchbarer Essig. Wenn selbiger in seiner größesten Stärke destillirt wird, so giebt er einen sehr geistigen Branntwein; und läßt man ihn mit ein wenig ungelöschtem Kalk kochen, so zieht man einen Zucker von mittlerer Güte heraus.

Die

Die Bäume, aus denen man diesen Saft gezogen hat, tragen keine Früchte mehr; denn dieser Saft ist es, aus dem die Nüsse bereitet und genähret werden.

Der Sagobaum.

Dieser Baum wächst sonderlich auf den Molukken, da hingegen der Kokosbaum in ganz Ostindien fast allenthalben gefunden wird. Der Sagobaum nähret die Menschen, nicht mit seinen Früchten, denn solche dienen blos zu seinem Saamen, sondern mit seinem Stamm und selbst dem Wesentlichen seines Lebens. Er kommt in den Wäldern ohne Pflege hervor, und vermehrt sich von selbst durch seine Körner und Ableger. Er wird auf dreyßig Fuß hoch, und hat deren ungefähr sechs im Umfange. Seine Rinde ist eines Zolles dick. Das Innre dieser Rinde bestehet aus einem Gewebe von langen Zasern, die in einander verwickelt sind. Diese doppelte Decke enthält eine Art von Mark oder Gummi, welches zu Mehl wird. Der Baum, welcher nur zum Vortheil des Menschen zu wachsen scheint, zeigt ihm dieses Mehl an einem feinen und weißen Staube, womit seine Blätter bedeckt werden. Dies ist ein sicheres Zeichen, daß der Sago reif ist. Alsdann hauen die Indianer den Baum am Fusse ab, und schneiden ihn in Klötze, welche wiederum in vier Theile zerstückt werden, um das Mark oder Mehl, welches sie enthalten, herauszunehmen. Wenn man

selbiges in Wasser hat zergehn lassen, so läßt man es durch eine Art von Sieb laufen, in welchem die gröbsten Theile zurückbleiben. Was durchgeht, wird in irdene Formen gethan, wo es trocknet und ein harter Teig wird, der viele Jahre sich hält. Man speiset den Sago, nachdem man ihn schlechthin in Wasser zerlassen und einige mal aufsieden lassen. Die Menschenliebe der Indianer bewahret das Feinste dieses Mehles für die Alten und Kranken. Es wird bisweilen zu einem weißen und sehr leckern Gelee gemacht.

Der Gewürznägelbaum.

Die Einwohner auf den moluckkischen Inseln, ein nüchternes, freyes Volk, das aller Arbeit Feind ist, hatte Jahrhunderte lang von dem Mehl des Sago- und dem Wasser des Kokosbaumes gelebet, als die Chineser, die in den mittlern Zeiten durch einen Zufall an die Molukken geworfen wurden, den Würznägel- und Muskatbaum entdeckten, zween köstliche Gewürze, davon die Alten nichts gewußt haben. Der Geschmack daran breitete sich alsbald über ganz Indien aus, von wo er nach Persien und Europa kam. Die Araber, welche damals fast den ganzen europäischen Handel in Händen hatten, ließen einen so ergiebigen Zweig davon nicht aus der Acht. Sie zogen sich in Menge nach diesen so berühmt gewordenen Inseln hin, und hatten sich deren Erzeugungen zugeeignet, als die Portugiesen, welche dieselben al-

len:

lenthalben verfolgten, ihnen diesen Zweig ihrer Emsigkeit zu entreißen kamen. Alle List, die man anwandte, diesen mächtigen Eroberern ihre Hoffnung zu vereiteln, konnte nicht verhindern, daß ihnen nicht verstattet worden wäre, sich eine Schanze zu bauen. Seit diesem Augenblick zählte der Hof zu Lissabon die Molukken unter seine Provinzen, und sie wurden es auch wirklich.

Als die Holländer in Ostindien anlangten, vertrieben sie hinwiederum die Portugiesen, machten sich diese reiche Inseln unterwürfig, und besitzen solche auch noch bis auf diesen Tag, nebst den gedachten Gewürzbäumen, die ihnen schon so vielen Reichthum zugetragen haben.

Der Würznägelbaum gleicht der Rinde nach dem Oelbaum, und nach Laub und Größe dem Lorbeer. Seine zahlreichen Aeste tragen an ihren Spitzen eine ungeheure Menge Blumen, die anfänglich weiß sind, sodann grün, endlich roth und ziemlich hart werden. In diesem letzten Grade der Reife sind sie eigentlich die Würznägelein. Indem sie trocknen, werden sie gelblich braun. Während daß sie gesammlet werden, nehmen sie eine dunkelbraune Farbe an. Niemals sieht man unter diesem Baum was grünes wachsen, welches ohne Zweifel daher kommt, weil er aus dem Boden, der ihn trägt, alle Nahrungssäfte ziehet.

Die Nägeleinerndte wird vom Monat October bis zum Februar gehalten. Man schüttelt die

Aeste der Bäume sehr stark, oder schlägt die Blüthen mit langen Röhren herunter; in großen, zu dem Ende ausgebreiteten Tüchern fängt man sie auf, und zuletzt trocknet man sie entweder an den Sonnenstralen, oder beym Rauch von Bambusrohr.

Die Nägelein welche der Aufmerksamkeit der Einsammler entgehen, oder mit Vorsatz auf den Bäumen gelassen werden, wachsen weiter fort bis zur Dicke eines Daumens; da sie denn abfallen und den Würznägelbaum hervorbringen, der erst nach acht bis neun Jahren Früchte trägt. Diese Nägelein, welche man Mutternägel (Matrizen) nennt, sind zwar schlechter als die übrigen, haben aber doch ihre Tugenden. Die Holländer legen solche in Zucker ein, und essen sie auf langwierigen Reisen, nach der Mahlzeit die Verdauung zu befördern, oder nehmen sie auch als ein angenehmes Mittel gegen den Scharbock.

Wann die Gewürznägelein vollkommen seyn sollen, so müssen sie wohl gefüllt, schwer, fett, leicht zu zerbrechen, von vortrefflichem Geruch, hitzig und gewürzhaft von Geschmack, im Halse fast brennend seyn, auch die Finger brennen, wenn man sie handthiert, und an denselben eine ölige Feuchtigkeit zurücklassen, wenn man sie drückt. Der stärkste Gebrauch davon wird bekanntlich in der Küche gemacht. In einigen Ländern von Europa, vornehmlich aber in Indien, werden sie so stark gesucht, daß man alle Speisen geringschätzt,

woran

woran man sie nicht findet. Man nimmt sie zu den Mahlzeiten, im Wein, in Branntweinen, und mischt sie auch unter die wohlriechenden Sachen. In der Medicin werden sie wenig gebraucht; doch zieht man aus ihnen ein Oel, davon starker Gebrauch gemacht wird.

Es ist bekannt, daß die Holländer für jezt die einzigen sind, welche ganz Europa mit dieser Waare versorgen. Die ostindische Handelsgesellschaft hat den Einwohnern auf Amboina, woher heut zu Tage ganz allein dies Gewürz gebracht wird, viertausend Landstücke angewiesen, und ihnen anfänglich erlaubt, nachher aber im Jahr 1720 sich genöthigt gesehen zu befehl n, auf jedem Stücke hundert und fünf und zwanzig Bäume zu pflanzen, welches eine Zahl von fünfmal hundert tausend Würznägelbäumen macht. Jeglicher giebt, im Durchschnitt gerechnet, des Jahres zwey Pfund Nägel; folglich macht alles zusammen über eine Million Pfunde aus.

Die Anbauer werden mit Gelde bezahlt, welches allemal an die Gesellschaft wieder zurück kommt, und mit einer blauen oder ungebleichten Leinwand, die von der Küste Coromandel kommt.

Man muß indessen nicht glauben, daß dieser Gewürzbaum nirgend anders wachse als auf Amboina. Ehe die Holländer sich die Molukken unterwürfig machten, waren alle Inseln dieses Archipelagi mit diesem Baum angefüllt. Die Holländer rotteten sie allenthalben aus, wie jederman

derman weiß; und bis auf den heutigen Tag schicken sie jährlich zwo Schaluppen ab, jede mit zwölf Soldaten besetzt, die den Auftrag haben, diesen Baum allenthalben auszurotten, wo er allenfalls wieder hervorsprossen sollte. Allein, ohne sich hie auf die Niederträchtigkeit dieses Geizes, welche wider die Fruchtbarkeit der Natur streitet, einzulassen, wollen wir nur dies bemerken, daß die Geschäftigkeit dieser Verwüster, sie sey so groß sie wolle, ihre Aufträge doch nur an der Küste ausrichten könne. Dreyhundert Menschen, welche beständig geschäftig wären, die Wälder zu durchstreichen, würden nicht zureichen, diese Befehle in ihrem ganzen Umfange auszuüben. Die Erde, die gegen die Hände, welche sie zerstören, aufsätzig ist, scheint sich gegen die Niederträchtigkeit der Menschen zu verhärten. Der Nägeleinbaum sproßt unter dem Eisen, das ihn ausrottet, wieder hervor, und hintergeht die Hartnäckigkeit der Holländer, die Feinde von allem, was nicht für sie allein wächst. Die Engländer, welche sich auf Sumatra niedergelassen haben, schickten vor einigen Jahren Würznägel nach London, die ihnen von den Einwohnern auf Bali waren zugetragen worden, welche dies Gewürz aus einem Orte hergeholt hatten, wo, wie es heißt, keines wächst. Und so stehen dann die Holländer in Gefahr, diesen einträglichen Alleinhandel mit der Zeit zu verlieren.

Der

Der Muskatenbaum.

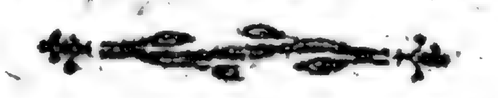
Selbiger wächst auch für die Holländer auf Banda, und sie treiben allein in Europa den Handel mit dessen Früchten. Allein er wächst da nicht allein, wie man gemeiniglich glaubt. Auch auf Neuguinea und denen an dessen Küste gelegenen Inseln findet man ihn. Die Malayen, die einzig und allein mit den wilden und barbarischen Völkern in Verbindung stehen, haben seine Früchte nach Batavia geführt. Die Sorgfalt, welche die Holländer angewandt haben, diese Begebenheit geheim zu halten, hat nur gedient sie ruchtbarer zu machen und zu bestätigen, so daß die Zuverläßigkeit davon auf so vielen Zeugnissen beruhet, daß man unmöglich daran zweifeln kann.

Der Muskatenbaum ist einem Birnbaum an Höhe gleich. Sein Holz ist markig, seine Rinde aschfarben, und seine Aeste sind biegsam. Seine Blätter wachsen paarweise an dem nämlichen Zweige, und geben einen angenehmen Geruch, wenn man sie reibt. Auf die Blühten, welche den Kirschblühten gleichen, folgt die Frucht. Sie ist so groß als ein Ey, und hat die Farbe einer Apricose. Ihre oberste Schale ist sehr dick und gleicht der Schale unsrer Nüsse, die an den Bäumen sitzen; sie öffnet sich auch auf die nämliche Weise, wenn sie reif geworden, und läßt den Muskat sehen, der in seiner Blume eingewickelt ist. Alsdann ist es Zeit zu sammlen, sonst vertrocknet die

Blume oder sogenannte Muskatenblühte; und die Nuß würde ihr Oel verlieren, welches sie erhält und ihr ihre Stärke giebt. Diejenigen, die man sammlet, ehe sie vollkommen reif sind, werden in Zucker oder Weinessig eingelegt, und nur in Asien ist darnach Nachfrage.

Diese Frucht braucht zu ihrer Bildung neun Monate. Wenn man sie sammlet, so wird die äußere Schale abgenommen, und die Blumen ebenfalls abgesondert, welche man an der Sonne läßt trocken werden. Die Nüsse brauchen mehr Zubereitung. Sie werden auf Flechten ausgebreitet, wo sie sechs Wochen lang in Hütten, die dazu bestimmt sind, bey einem mäßigen Feuer trocknen. Wann sie alsdann von ihrer Schale befreyet worden, werden sie in Kalkwasser geworfen; welches eine nöthige Vorsicht ist, damit sich nicht Würmer in ihnen erzeugen.

Nach dem Alter des Baumes, dem Erdreich, dem Stande und nach der Pflege ist auch der Muskat mehr oder minder vollkommen. Der, der frisch, dick, schwer ist, und, wenn man ihn reibt, einen öligen Saft giebt, wird am höchsten geschätzt. Er befördert die Verdauung, treibt die Winde und stärket die Gedärme.



VII.

VII.

Beschluß des Auszugs der Reise Byrons nach den Südländern.

(S. Gesch. u. Erzählungen Th. IX. S. 302 : 314.)

Mittwoch den 3 April war ein Officier an Land gewesen, und kam mit der Erzählung zurück, daß er einigen Indianern begegnet hätte, die ein Kanot von ganz andrer Bauart, als er zuvor in der Straße gesehen, gehabt hätten. Dies Fahrzeug bestand aus zusammengehefteten Dielen, dagegen alle andre weiter nichts waren als Rinden großer Bäume, die an den Enden zusammengebunden und oben vermittelst kurzer Hölzer, welche überzwerg zwischen die Seiten gespannt sind, offen gehalten wurden, wie die Kähnchen, welche sich die Kinder von Bohnenschalen machen. Die Leute, die das Kanot hatten, sagte er, seyn dem Ansehen und den Sitten nach, den Thieren weit ähnlicher als alle, die er bisher je gesehn hätte; sie waren so wie einige, die er zuvor angetroffen, ganz nackend, so sehr hart auch die Witterung war, außer, daß sie über die Schultern ein Stückchen Seehundsfell geworfen hatten, und ihren Fraß, den, außer einem Schweine, kein Thier anrühren würde, aßen sie ohne vorhergängige Zubereitung; sie hatten ein großes Stück Wallfischfett, daß un-

 erträg-

erträglich stank, welches der eine von ihnen mit den Zähnen zerriß, und es an die übrigen vertheilte, die es mit einer Gierigkeit wilder Bestien verschlungen. Indeß sahen sie doch das, was unsern Leuten gehörte nicht gleichgültig an; sondern als einer von den Unsrigen eingeschlafen war, schnitten sie ihm mit einem scharfen Kieselstein, dergleichen sie sich statt der Messer bedienen, das Rückstück seiner Jacke weg.

Sieben bis acht Indianer in einem Kanot kamen um die westliche Spitze der Bucht, legten dem Schiffe geradeüber an Land und zündeten ein großes Feuer an. Wir ladeten sie ein durch so vielerley Zeichen als wir ersinnen konnten, zu uns an Bord zu kommen, aber ohne Erfolg; daher ich mich in die Jolle setzte und zu ihnen an den Strand fuhr. Ich suchte mir ihre Bekanntschaft damit zu erwerben, daß ich verschiedene Kleinigkeiten unter ihnen aus heilte, die ihnen sehr angenehm zu seyn schienen, so daß wir in wenigen Minuten mit einander vertraut waren. Als wir einige Zeit zusammen gewesen waren, schickte ich meine Leute in dem Boote fort, etwas Brodt zu holen, und blieb allein bey ihnen an Land. Als das Boot mit dem Brodte ankam, theilte ich es unter sie aus, und bemerkte mit nicht minderer Verwunderung als Vergnügen, wenn ein Stück auf die Erde fiel, daß nicht ein einziger Mine machte es anzurühren, ehe ich nicht meine Einwilligung dazu

dazu gegeben hatte. Während dieser Zeit ließ ich meine Leute ein wenig Gras niederhauen für zwey bis drey Schafe, die ich noch an Bord hatte. Nach einer Weile, da die Indianer das gewahr wurden, liefen sie sogleich hinzu, zogen so viel Kraut aus als sie konnten, und trugen es ins Boot, welches in sehr kurzer Zeit fast bis an den Rand voll wurde. Dies Zeichen ihrer Willfährigkeit gefiel mir über die Maaßen, und ich konnte es wahrnehmen, wie vergnügt sie darüber waren, daß ich ihnen mein Wohlgefallen an den Tag legte; wirklich hatten sie auch solchen Wohlgefallen an uns gefunden, daß sie sich, als ich in meinem Boote zurückfuhr, in ihr Kanot setzten, und uns folgten. Als sie doch aber näher ans Schiff kamen, hielten sie still und starreten es an, als ob sie vor Erstaunen und Schrecken in Ungewißheit wären; endlich aber vermochte ich ihrer vier bis fünf, wiewohl nicht ohne große Schwierigkeit, sich an Bord zu wagen. Sobald sie in das Schiff getreten waren, machte ich ihnen verschiedene kleine Geschenke, und in kurzem schienen sie vollkommen zufrieden zu seyn. Da ich sie gerne unterhalten wollte, so ließ ich einen von den Schiffsunterofficieren auf der Geige spielen, und einige von meinen Leuten mußten tanzen. Sie wurden darüber so freudig, und so begierig ihre Dankbarkeit zu bezeigen, daß einer von ihnen über Bord ins Kanot sprang, und eine Seehundsfellene Schachtel mit rother Farbe holte, womit er augen-

augenblicklich das ganze Gesicht des Spielmanns über und über beschmierte; er drang sehr stark darauf mir diese Ehre auch zu erzeigen, die ich aber abzulehnen für gut fand, ohngeachtet er sich aufs äußerste bemühete meine Bescheidenheit zu besiegen, so daß es mich nicht wenig Schwierigkeiten kostete, mich gegen diese Ehre zu wehren, die er mir wider meinen Willen zugedacht hatte. Nachdem ich sie einige Stunden lang unterhalten und belustiget hatte, gab ich ihnen zu verstehen, daß es Zeit seyn würde, daß sie an Land führen; allein sie hatten eine so große Zuneigung zu uns bekommen, daß es gar keine leichte Sache war, sie aus dem Schiff zu schaffen. Ihr Kanot bestand nicht aus Rinden, sondern aus zusammengehefteten Planken.

Nachdem wir endlich mit vieler Gefahr und Beschwerde aus der magellanischen Straße heraus waren, und die Insel Masafuero ungefähr eine Meile von dem Ort, wo das Schiff lag, abwar, so schickte ich, bald nachdem wir vor Anker gelegt hatten, die Böte aus, zu sehen, ob es nicht möglich wäre Wasser und Holz zu holen; doch weil ich wahrnahm, daß der Strand voll Felsen war, und eine starke Brandung sich daran mit großer Gewalt brach, so befahl ich den Leuten die Korkwämser anzulegen, die uns zum Gebrauch bey solchen Vorfällen waren mitgegeben worden.

Die See wimmelte von ungeheuer großen Vielfraßen (sharks) die, wenn sie einen Menschen im Wasser

Wasser wahrnahmen, sogar mitten in die Brandung stürzten, um ihn zu fassen. Inzwischen kamen doch noch unsre Leute glücklich davon, wiewohl sie manchmal sehr nahe waren; einer darunter, der auf mehr als zwanzig Fuß lang war, kam dicht an eins der Böte, und packte einen grossen Seehund, den er mit einem einzigen Maulöffnen augenblicklich verschlang; und ich selbst sahe einen andern, der unter dem Hintersteven des Schiffs eben das that. Unsre Leute erschossen verschiedene Ziegen, die sie ans Schiff schickten und die wir so gut fanden als das beste Wildpret in England; ich nahm auch wahr, daß eine davon mußte gefangen gewesen und gezeichnet seyn, denn das rechte Ohr war auf eine Art geschlitzt, daß solches nicht zufälliger Weise hatte geschehen können. Wir hatten hie auch solchen Ueberfluß an Fischen, daß ein einziges Boot die ganze Schiffsbesatzung zwey Tage lang versorgen konnte; es waren ihrer verschiedene Sorten, alle in ihrer Art vortrefflich, und viele darunter wogen zwanzig bis dreyßig Pfund.

Freytag den 7ten Jun. segelte ich auf eine kleine Insel zu, die, als wir ihr nahe kamen, eine sehr schöne Aussicht hatte. Rund um hatte sie einen Strand vom schönsten weißen Sande, und von innen war sie mit schlanken Bäumen bewachsen, welche ihren Schatten ungemein weit warfen, und ohne Unterholz zu haben, die allervortrefflichsten

Lust-

Lustwäldchen machten, die man sich nur vorstellen kann. Wir wurden bald inne, daß sie bewohnt war, denn auf dem Strande ließen sich viele Eingeborne sehen, die Speere in den Händen hatten, welche wenigstens sechzehn Fuß lang waren. Sie machten augenblicklich ein großes Feuer, welches wir für ein Wahrzeichen hielten; denn wir sahen alsbald sehr viele Feuer auf einer größern Insel, die wir hinter dem Winde zurückgelassen hatten, woraus wir erkannten, daß selbige auch bewohnt seyn mußte. Ich schickte das Boot mit einem Officier ab, sich nach einem Ankerplatz umzusehn. Er kam aber mit dem Bericht zurück, daß er rund um die Insel, die etwan fünf Meilen im Umfange hätte, gefahren wäre, aber keinen andern Ankergrund finden könnte als innerhalb einer Kabbeltauеslänge vom Ufer, der aber bis dicht an dem Strande mit einem steilen Korallenfelsen umgeben war. Diese Nachricht machte uns misvergnügt und traurig. Der Scharbock hatte um diese Zeit schon eine fürchterliche Uebermacht über uns gewonnen, und viele von meinen besten Leuten lagen itzt auf ihren Hangmatten. Die armen Kranken, die noch Kräfte hatten aufs Verdeck zu kriechen, standen und gaften dies Paradies, welches die Natur ihnen verboten hatte zu betreten, mit Empfindungen an, die man schwerlich fassen kann; sie sahen Kokosnüsse in Menge, deren Milch vielleicht das kräftigste Heilmittel von der Welt gegen den Scharbock ist; sie hatten Grund zu glau-

ben,

ben, daß auch Limonien, Bananas und andre Früchte, die man gemeiniglich zwischen den Wendekreisen findet, vorhanden seyn würden; und zu ihrer noch größeren Kränkung sahen sie um den Strand her die Schalen vieler Schildkröten verstreuet. Da ich die Tiefe wußte, so konnte ich mich nicht enthalten rund um die Insel mit dem Schiffe dicht anzufahren, wiewohl ich auch erkannte, daß es unmöglich wäre von den Erfrischungen, die sie erzeugete, das geringste herüber zu holen. Die Eingebornen renten längst dem Strande immer mit dem Schiffe hin, und thaten Freudenschreye und Tänze, droheten uns auch zum öftern mit ihren langen Speeren, und warfen sich nachmals rücklings nieder, wie sie auch alsdann einige Minuten lagen, ohne sich zu rühren, als wären sie tod. Wir nahmen daraus ab, als wenn sie uns sagen wollten, daß sie uns umbringen würden, woferne wir an Land kämen. Wie wir längst der Küste hinfuhren, bemerkten wir, daß die Eingebornen auf einem Platze in dem Sande zwey Speere aufgerichtet hatten, an deren Spitzen verschiedenerley Dinge angebunden waren, die in der Luft flatterten, und daß alle Augenblicke einige von ihnen davor auf die Knie niederfielen, und etwan, wie es uns dünkte, den Beystand einiger unsichtbaren Wesen anriefen, sie gegen uns zu schützen. Indeß ich so mit dem Schiff die Insel umzog, schickte ich noch immer die Böte aus aufs neue den Grund zu messen. Als diese sich

sich dem Ufer näherten, erhoben die Indianer die gräßlichsten Geschreye, die ich je gehöret, zeigten auf ihre Speere und wogen große Steine in ihren Händen, die sie von dem Ufer aufnahmen. Unsre Leute dagegen machten alle mögliche Zeichen der Freundschaft und des guten Willens, und warfen ihnen zugleich Brodt und viele andre Dinge zu, davon sie aber nicht das geringste anrührten, sondern vielmehr mit größter Eilfertigkeit fünf bis sechs große Kanote, die wir am Strande liegen sahen, aus dem Wasser in den Wald zogen. Nachdem sie dies verrichtet hatten, wadeten sie ins Wasser, und schienen auf Gelegenheit zu lauren, da sie das Boot fassen und an Land ziehen könnten: die Leute, die an Bord waren, befürchteten, daß dies ihre Absicht wäre, und daß sie in Gefahr des Todes ständen, wofern sie sich ans Land wagten, dem zufolge wollten sie den Wilden zuvorkommen und Feuer auf sie geben, wenn nicht der Officier, der am Bord war, und der von mir keinen Befehl zu Feindseligkeiten bekommen, sie nicht zurückgehalten hätte. Die Einwohner waren von dunkler Kupferfarbe, ungemein stark und wohlgestalt von Gliedmaßen, und außerordentlich behend und thätig, denn ich habe in meinem Leben nicht Leute so schnell laufen gesehn.

Sonntag den 8 nahmen wir verschiedene andre niedrige Inseln oder vielmehr Halbinseln wahr, und ich schickte ein Boot aus nebst einem Officier

von

von jedem Schiffe, die eine Seite dieser Inseln zu befahren, um einen Ankergrund zu finden. Kaum hatten sie aber das Schiff verlassen, so sahe ich die Indianer in großer Menge an den Strand herabgelaufen kommen, mit Speeren und Knüppeln bewaffnet; sie hielten sich den Böten gerade gegenüber auf, so wie selbige längst den Ufern die Tiefe untersuchten, und machten viele drohende Geberden um ihre Anlandung zu hindern, daher ich von dem Schiffe eine neunpfündige Kugel ihnen über die Köpfe abfeuerte, worauf sie mit größter Eile in die Wälder sich verliefen.

Um halb eilf Uhr segelten wir wieder ab, und richteten unsern Lauf westwärts, weil wir es unmöglich fanden, uns an diesen Inseln einige Erfrischungen für unsre Kranke zu verschaffen, deren Zustand mit jeder Stunde bedauernswürdiger ward. Ich gab daher diesen Eylanden den Namen der fehlschlagenden Inseln (Islands of Disappointment).

Montag den 10ten segelten wir mit den Schiffen dichter ans Ufer, und sahen Hunderte von Wilden in sehr guter Ordnung gestellt bis an den Gürtel im Wasser stehen. Sie waren allesammt auf eben die Weise bewaffnet als diejenigen, die wir auf der andern Insel gesehn hatten; und einer von ihnen trug ein Stück Matte an einer Stange festgemacht, welches unsrer Meinung nach eine Fahne vorstellen sollte. Wir fiengen jezt an zu

hoffen,

hoffen, daß sich ein freundschaftlicher Umgang würde feststellen lassen, wurden aber bald gewahr, daß die Indianer keine andre Absicht hatten, als die Böte ans Ufer zu ziehen. Viele von ihnen sprangen von den Felsen herab, und schwommen auf sie zu, und einer darunter kam wirklich in das Bot, so dem Tamar gehörte, wo er mit der Geschwindigkeit eines Augenblicks die Jacke eines Matrosen ergriff, mit welcher er über Bord hüpfte, und sich über dem Wasser nicht eher sehen ließ, als bis er dicht am Strande bey seinen Gefährten war.

Weil ich vernahm, daß hie kein Ankerplatz war, segelte ich gegen Mittag davon, und steuerte längst dem Ufer nach der westlichsten Spitze der Insel; die Böte folgten uns unmittelbar und maßen immerfort die Tiefe bis an den Strand, konnten aber keinen Grund finden.

Die Indianer waren nicht zufrieden, daß sie unser in Ruhe los geworden waren; denn ich bemerkte zwey große doppelte Kanote, die hinter dem Schiff hersegelten, und davon jedes an dreyßig Mann aufhatte, die nach ihrer Landesart bewaffnet waren. Unsre Böte folgten ihnen, bis selbige ans Land fuhren, wo die Indianer, die sich von uns einer Landung befürchteten, sich bereit machten ihre Küste mit Knüppeln und Steinen zu vertheidigen. Hierauf feuerten unsre Leute und erlegten zwey bis drey von den Ihrigen. Einer darunter

unter bekam drey Kugeln, die ihm ganz durch den Leib giengen; er nahm aber doch noch hernach einen großen Stein auf, und starb gerade während er selbigen auf seine Feinde warf. Dieser Mann fiel dicht an unsern Böten nieder, so daß die Indianer, die unbeschädigt waren, es nicht wagen durften, seinen Leichnam wegzunehmen, welches uns Gelegenheit verschaffte, ihn genauer zu untersuchen; ihre übrigen Todten aber führten sie mit sich davon, und eilten aufs schnellste zu ihren Gefährten am Paß. Darauf kehrten unsre Böte um, und nahmen die beiden Kanote fort, denen sie nachgestellt hatten. Das eine davon war zwey und dreyßig Fuß lang, und das andre nur ein wenig kürzer; beide aber waren von besonderer Bauart, und müssen ihre Verfertiger unendlich viel Arbeit gekostet haben. Sie bestanden aus Planken, die über die Maßen wohl gearbeitet und an vielen Stellen mit Schnitzwerk geziert waren; diese Planken waren zusammengeheftet und über jede Heftung waren Streifen von Schildpatt sehr künstlich befestigt, zur Abhaltung des Regens; der Boden war so scharf wie ein Keil, und die Böte selbst waren sehr enge, daher auch ihrer zwey vermittelst ein paar starker Sparren auf die Art einander zur Seiten verbunden waren, daß zwischen beiden ein Raum von etwan sechs bis sieben Fuß leer war; in jedem Bot war ein Mast aufgerichtet, und das Segel war zwischen beiden Masten befestigt. Das Segel,

welches ich aufbewahrt habe, ist von Mattenwerk und ein so feines Stück Arbeit, als ich je in dieser Art gesehen; auch war das Takelwerk so gut und so wohl angelegt als eins in England, ob es gleich nur aus den Außendecken der Kokosnüsse schien gemacht zu seyn. Wenn diese Böte segeln, so sitzen verschiedene Leute auf den Sparren, welche die Kanote zusammen halten.

Den 11ten sahen wir verschiedene Hütten oder Wigwame, die aber alle leer gelassen waren, außer den Hunden, welche unaufhörlich heuleten von der Zeit, da wir ans Ufer kamen, bis wir zu dem Schiffe zurückkehrten. Unsre Leute störeten in den Hütten umher, wo sie einen ausgeschnittenen Kopf von einem Steuerruder fanden, welches offenbar zu einem holländischen langen Bote gehörte, und sehr alt und wurmstichig war. Sie fanden auch ein Stück geschlagnes Eisen, ein Stück Meßing und einige kleine eiserne Werkzeuge, welches alles ohne Zweifel die Voreltern der jetzigen Einwohner von dem holländischen Schiff erhalten hatten, dem das lange Bot gehörte. Ich nahm es aber alles mit mir weg. Wir fanden auch ein Werkzeug, das wie eine Zimmeraxt gestaltet war, und eine Klinge von einer Perlenausterschale hatte. Nahe bey den Wohnungen dieses Volks sahen wir Gebäude von andrer Art, welche Begräbnißplätze zu seyn schienen, woraus wir schlossen, daß sie für ihre Verstorbene große Achtung haben müßten.

Wir

Wir sahen keine giftige Geschöpfe; die Plage aber, welche die Fliegen verursachten, war unausstehlich. Wir sahen auch starke Flüge großer und kleiner Papageyen, nebst verschiednen andern uns unbekannten Vögeln, so wie eine sehr schöne Art Tauben, die ganz zahm waren.

Mittwoch den 12 segelte ich um sechs des Morgens auf die Insel zu, welche ich zu besuchen gedachte. Die Eingebornen, sobald sie mein Schiff nur erblicken konnten, liefen in großen Haufen an den Strand hinab. Sie waren eben so bewaffnet, wie die Wilden, die wir auf der andern Insel gesehn hatten, und hielten immer einige Meilen weit zur Seite der Schiffe. Da diese Himmelsgegend sehr heiß ist, so schienen sie bey diesem weiten Laufen in der Sonne viel auszustehen; denn zu Zeiten stürzten sie sich in das Seewasser, und andre male warfen sie sich platt auf den Sand nieder, daß die Seewellen über ihnen wegschlugen, worauf sie die Jagd weiter fortsetzten. Als ich mit den Schiffen in einer kleinen Entfernung vom Strande beygelegt hatte, kam ein ansehnlicher alter Mann, mit einem langen weißen Bart, der ihm ein ehrwürdiges Ansehn gab, aus den Wohnungen an den Strand herab. Ein junger Mann begleitete ihn, und aus dem Nachdruck seiner Anordnungen konnte man schließen, daß er ein Oberster oder König seyn mußte; auf ein Zeichen welches er machte, begaben sich die übrigen Indianer ein wenig zu-

 rück,

rück, und alsdann kam er bis ganz an den Rand der See. In der einen Hand hielt er einen grünen Baumzweig, und mit der andern faßte er seinen Bart, den er an die Brust andrückte. Wir bedaureten es, daß wir einander nicht verstanden, und während er seine Rede hielt, warfen wir ihm einige Kleinigkeiten zu; er rührte sie aber nicht an, und wollte auch nicht leiden, daß andre sie berührten, bis er ausgeredet hatte. Nun gieng er in die See und warf unsern Leuten den grünen Zweig zu, worauf er erst die Geschenke aufnahm. Da alles ein freundschaftliches Ansehn hatte, so sprang einer von den Schiffsunterofficieren über Bord mit seinen Kleidern auf dem Leibe, und schwamm ans Ufer. Die Indianer versammelten sich um ihn her, und untersuchten seine Kleider mit grosser Neubegierde; am mehresten schienen sie seine Weste zu bewundern, daher er ihnen ein Geschenk damit machte; diese Höflichkeit aber hatte eine unangenehme Wirkung, denn einer der Indianer band ihm sein Halstuch los und lief damit davon. Damit nun der junge Waghals nicht vollends ausgeplündert würde, kehrte er nach dem Schiff zurück. Inzwischen blieben wir noch in gutem Vernehmen mit den Indianern; und ihrer verschiedene kamen zu unsern Leuten geschwommen, und brachten Kakaonüsse mit, wie auch Schalen davon mit süßem Wasser. Die Hauptabsicht unsrer Böte war auf Perlen gerichtet; allein ihre Bemühungen waren alle vergebens, weil sie sich den Wilden nicht

nicht verständlich machen konnten, und wir uns hie aus Mangel eines Ankerplatzes nicht aufhalten durften, da wir sonst wohl welche von großem Werth gegen einige Nägel, Beile und Hacken, so sie alles höher schätzen, von ihnen würden bekommen haben. In der Lagune hatten sie zwey bis drey große Fahrzeuge, deren das eine zwey Masten hatte, an denen oben einiges Takelwerk angemacht war, sie aufrechts zu halten. Ich gab diesen beiden Eylanden den Namen der König Georgs-Inseln, zur Ehre Sr. jezt regierenden Majestät. Diejenige, an der wir zuletzt waren, liegt im 14°, 41 südlicher Br. und 149°, 15′ westlicher L. die Abweichung der Magnetnadel war 5° Östl.

Wir setzten unsre Fahrt den nämlichen Tag nach Westen fort, und sahen Tages darauf abermals Land, welches, wie sichs auswies, eine Insel von etwa zwanzig Seemeilen in der Länge, und wohl bewohnt war. Wir konnten nur einen vorübergehenden Blick im Vorbeysegeln auf sie werfen. Ich gab ihr den Namen der Prinzen von Wales-Insel. Sie liegt im 15° südl. Br. und ihre westlichste Spitze im 151°, 53′ westl. L. ungefähr 48 Seemeilen von der König-Georgen-Insel. Die Abweichung war 5°, 30′ östl. Wir steuerten darauf nach Norden, und sahen den 21 des Freytags im 10°, 15′ südl. Br. und 169°, 28′ westl. L. und neun Meilen nach West-Nord-West einige Inseln, welche ich die gefährlichen (Islands of Danger)

ger) nannte, worauf wir nach Nordwest gen West steuerten und Montag den 24 noch eine Insel entdeckten. Sie sahe anmuthig aus, und hatte in der Mitte einen großen See, und im Umfange an dreyßig Meilen. Aber die See brach sich an dem ganzen Strande auf eine fürchterliche Weise. Wir umsegelten sie ganz, konnten aber keinen Ankergrund finden; wir sahen auch keine Anzeigen, daß sie jemals bewohnt worden; es fanden sich aber Tausende von Seevögeln darauf, die so zahm waren, daß sie sich todschlagen ließen ohne ihre Nester zu verlassen, und der Boden war mit Landkrabben bedeckt, sonst aber ließen sich keine Thiere darauf sehen. Dieses Eyland, welches sieben bis acht Meilen südsüdwestlich lag, nannte ich zur Ehre Sr. Königl. Hoheit die Herzogs-von York Insel, und glaube, daß wir die ersten menschlichen Geschöpfe waren, die diese Insel je gesehen. Den 3 Jul. entdeckte ich eine niedrige ebene Insel von dem anmuthigsten Aussehn und voller Gehölze, worunter die Kakaonußbäume vor andern hervorstachen. Wir erblickten wenigstens tausend Eingeborne, die sich an dem Ufer versammleten. Wir legten bey, um sie zu empfangen, und sie kamen in ihren Kanoten heran. Einer von ihnen schwamm an das Schiff und kletterte an der Seite in die Höhe wie eine Katze, brach darauf in ein heftiges Gelächter los, und lief in dem Schiff umher, alles zu stehlen was er nur fassen konnte, welches ihm doch nicht gelung;

denn

denn da er splitternackt war, konnte er sein Gestohlnes nicht einen Augenblick verhehlen. Unsre Matrosen zogen ihm eine Jacke und Schifferhosen an, welches zu vielem Gelächter Anlaß gab, weil er alle Geberden eines Affen machte. Als er sehr gierig Brodt gegessen und viele närrische Streiche gespielt hatte, sprang er mit seinem neuen Anzug über Bord und schwom ans Ufer; die andern Indianer folgten seinem Beyspiele und liefen mit ihrer Beute davon. Diese Leute sind lang, wohlgestaltet und von geraden Gliedmaßen, haben eine glänzende Kupferfarbe und sehr gute Gesichtszüge, und in ihren Gesichtern ist eine Mischung von Unerschrockenheit und Munterkeit, die eine starke Wirkung thut. Sie haben langes Haar, welches einige hinten in einen großen Bund aufgeschlagen tragen; einige hatten lange Bärte, andre nur Stutzbärte, und noch andre blos ein kleines Büschchen an der Spitze des Kinns. Sie hatten keine andre Bedeckung als ihren Schmuck von Muscheln, die ihnen um den Hals, Gürtel und Handgelenke gebunden waren. Sie hatten alle die Ohren durchbohret, wir sahen aber kein Geschmeide darin, wiewohl wir glaubten, das selbiges sehr schwer seyn müßte, wenn sie es trügen, denn die Ohrlappen hiengen ihnen bis auf die Schultern herab, und bey einigen waren sie durchgerissen. Einer von den Männern, der eine Person von Ansehen zu seyn schien, hatte einen Kranz von Menschenzähnen um den Gürtel, die wahrscheinlich ein

Siegeszeichen seiner Tapferkeit waren, denn er wollte sie gegen alles, was man ihm dafür anböt, nicht abstehen. Einige waren unbewehrt, andre aber hatten eins der gefährlichsten Gewehre, so ich je gesehen. Es war eine Art von Speer, der oben sehr breit und dicht mit Vielfraßzähnen besteckt war, welche so scharf sind wie die Spitze einer Lanzette und drey bis vier Fuß lang. Wir zeigten ihnen einige Kokosnüsse und gaben ihnen durch Zeichen zu verstehen, daß wir welche verlangten; anstatt aber uns einige Anzeichen zu geben, daß sie uns damit versehn könnten, wollten sie uns die weghaschen, die wir hatten. Weil die Tiefen schlecht waren, so sah ich mich genöthigt, wieder abzusegeln ohne Erfrischungen einzunehmen. Diese Insel, welche meine Officiere mit dem Namen der Byrons-Insel belegten, liegt im 1°, 18′ südl. Br. und 173°, 46′ östl. L. wo die Abweichung Ein Strich nach Westen war.

Die Hitze und die häufigen Regen verursachten bey dem Schiffsvolk Durchläufe, und den 21 lagen sehr viele aus Mangel der Kokosnüsse am Scharbock darnieder. Den 30sten sahen wir Land, und es wies sich aus, daß es die Inseln Saypan, Tinian und Aiguigan waren. Ich gieng bey Tinian ans Land; die Bäume waren dicht und sehr mit Unterholz verwachsen. Das Wetter war so heiß, daß wir nichts anhatten, als Schuhe, Hemden und Schifferhosen. Sie wurden von den

Dornen

Dornen der Sträuche und Büsche größtentheils zerrissen, und wir fanden nicht die üppige Anmuthigkeit auf der Insel, welche ihr in der Reisebeschreibung des Lords Anson gegeben wird. Wir waren vom Kopf bis zum Fuß über und über mit Fliegen bedeckt, und bekamen alle Mäuler voll, wenn wir ein Wort sprechen wollten. Da ich selbst sehr krank am Scharbock war, so ließ ich mir ein Gezelt aufschlagen und nahm meinen Aufenthalt am Strande. Die Insel trug Limonien, Pomeranzen, Kokosnüsse, Brodtfrucht, Guavae, und Paupaue in großem Ueberfluß. Keins von den Schiffen hatte bisher einen Mann verloren, hie aber starben während unseres Aufenthalts zweene an hitzigen Fiebern. Es wurden Partheyen ausgeschickt, Hornvieh aufzusuchen, und zum Theil fand sich einiges in großer Entfernung, welches abgeschlachtet herangebracht ward; allein es war schon so von den Fliegen besetzt und roch so übel, daß es niemand essen konnte. Hünervieh fand sich in Menge, war aber üblen Geschmacks; und wilde Schweine, woran die Insel einen Ueberfluß hat, waren unser vornehmstes frisches Essen.

Während daß wir hie lagen, schickte ich den Tamar aus, die Insel Saypan zu untersuchen, welche weit größer ist als Tinian. Die Leute fanden kein Geflügel auch keine Spuren von Vieh, als nur Schweine und Guanicue, deren die Menge da waren. Nahe an der Küste fanden sie kein

süßes

süßes Wasser, sahen aber einen großen See im Lande. Sie sahen auch große Haufen von Perlausterschalen, die auf einander gehäuft waren, und andre Merkmale, daß hie vor kurzem müßten Leute gewesen seyn. Sie nahmen verschiedene solcher viereckigen Pyramidensäulen wahr, dergleichen sich auf Tinian finden, und in Lord Ansons Reise beschrieben sind.

Mittwoch den 2 Oct. segelte ich nordwärts.

Sonntag den 3 Nov. sah ich die Insel Timun. Ich landete Mittwoch den 6, um zu sehn, ob ich was erhalten könnte, und fand, daß die Bewohner ein unbändiges trotziges Volk waren, von Gestalt klein, aber sehr wohl gebildet und von dunkler Kupferfarbe. Wir verschafften uns einige Hühner, eine Ziege und ein junges Böckchen, wofür wir Schnupftücher gaben. Die Insel ist gebirgig und waldig, aber angenehm; die Wohnungen sind reinlich und die Kanote sehr gut gearbeitet. Wir sahen auch einige Reisfelder, bekamen aber keins von den Weibern zu Gesichte. Kohl und Kokosnüsse sind hie im Ueberflusse, und in der Bucht ist ein guter Fischfang. Den 7 Nov. segelten wir wieder ab.

Den 27 Nov. liefen wir auf der Rhede zu Batavia ein. Der holländische Befehlshaber der Flotte schickte den Tag darauf seinen Oberbotsmann an mich, sich zu erkundigen, wo ich herkäme, wo ich hin wollte u. s. w. er bekam aber keine

Ant-

Antwort. Wir hatten itzt nicht einen einzigen Kranken auf beiden Schiffen. Ich machte dem Statthalter meine Aufwartung, der mich mit vieler Höflichkeit aufnahm. Ich blieb hie vom 28 Nov. bis den 10 Dec. da ich die Anker lichtete und absegelte. Die Festung begrüßte mich mit eilf Schüssen, und der Befehlshaber zur See mit dreyzehn. Wir lagen bis zum 19 Dec. an der Prinzen-Insel.

Den 13 Febr. langten wir beym Vorgebirge der guten Hoffnung an, und den Tag darauf machte ich dem Statthalter meine Aufwartung, der mich mit großer Höflichkeit empfieng. Ich blieb drey Wochen hie und segelte den 7 März ab. Den 25 paßirten wir die Linie. Den Kapitain Cumming ließ ich nach Antigua laufen, wo das Schiff umgelegt werden, und ein neues Steuerruder eingehangen werden mußte. Nachdem ich mich auf diese Art von der Gesellschaft des Tamar geschieden hatte, steuerte ich den 1 Apr. nach den caribbischen Eylanden. Den 7 May langten wir bey Scilly an, und den 9ten warf das Schiff in den Dünen Anker, wo wir glücklich in unsrem Vaterlande anlangten.

VIII.

Ueber den Tod Karls II Königes von England.

Ein Brief Barillons, des damaligen französischen Gesandten in London, an seinen König, Ludwig XIV *).

London d. 18 Febr. 1685.

Sire!

Der Brief, den ich mir heute die Ehre nehme, Ew. Majestät zu schreiben, soll blos dienen, eine genaue Nachricht von demjenigen zu ertheilen, was sich wichtiges bey dem Tode des verstorbenen Königs von England zugetragen hat. Seine Krankheit, welche Montag den 12 Febr. des Morgens ihren Anfang nahm, litte in den folgenden Tagen verschiedene Veränderungen; bisweilen glaubte man ihn außer Gefahr zu sehn; es ereignete sich aber zuletzt ein Anfall, daraus man urthei-len

*) Dieser Brief befindet sich zu Versailles in dem Dépot des affaires etrangeres, woher ihn der Baronet Dalymple bekommen und ihn im Original eingerückt hat, in seinen Appendix S. 90 f. zum ersten Bande seiner Memoirs of Great-Britain and Ireland. 4. Lond. 1773.

len konnte, sein Uebel sey tödlich. Endlich erhielt ich Donnerstag den 15 Februar gegen Mittag von guter Hand Bericht, daß alle Hoffnung verloren sey, und daß die Aerzte glaubten, er könne die Nacht nicht überleben. Ich begab mich sogleich nach Whitehall. Der Herr Herzog von York *) hatte den Officieren, die an dem Vorzimmer die Wache hatten, Befehl gegeben mich zu allen Stunden einzulassen; er war beständig in dem Zimmer bey seinem Bruder dem Könige, und kam von Zeit zu Zeit heraus, wegen dessen, was in der Stadt vorgieng, seine Befehle zu geben. Mehr als einmal breitete sich an diesem Tage das Gerücht aus, daß der König tod wäre. Sobald ich angekommen war, sagte der Herr Herzog von York zu mir: „Die Aerzte glauben, daß der König in äußerster Gefahr sey; ich bitte Sie, bezeugen Sie Ihrem Herrn, daß er allezeit einen getreuen und erkenntlichen Diener an mir haben „wird **)“. Ich blieb bis fünf Uhr in dem Vorzimmer des Königs von England; der Herr Herzog

*) Er war des sterbenden Königs Bruder und zugleich, da selbiger keine ehelichen Kinder hatte, sein Thronerbe. Ueb.

**) Er hielt nur zu sehr Wort, und war, wie sein Bruder der König, dem Könige von Frankreich so ergeben, daß er gar keine Parlemente versammlete und darüber, so wie andrer Neuerungen wegen, sein Reich verlor. Ueb.

zog von York ließ mich einige male in das Zimmer des Königs treten und unterredete sich mit mir über das, was draußen vorgieng, und von seinen Versicherungen, die man ihm von allen Seiten gäbe, daß in der Stadt alles sehr ruhig wäre, und daß er würde zum Könige ausgerufen werden, sobald sein Bruder der König tod seyn würde *). Ich begab mich auf einige Zeit weg, um zu der Herzoginn von Portsmouth †) in ihr Zimmer zu gehn. Ich fand sie in äußerster Betrübniß; die Aerzte hatten ihr alle Hoffnung benommen; dennoch aber statt von ihrem Schmerz und von dem Verlust, den sie leiden sollte, zu sprechen, führte sie mich in ein kleines Kabinet und sagte: „Mein Herr Gesand„ter, ich will Ihnen das größte Geheimniß von der „Welt entdecken, und es würde mich den Kopf „kosten, wenn man was davon erführe. Der „König von England ist im Grunde des Herzens „ein Katholik, aber er ist von protestantischen Bi„schöfen

*) Dies war damals etwas bedenkliches, denn ein großer Theil der Nation hatte oft darauf gedrungen, ihn von der Thronfolge auszuschließen, weil er ein erklärter Katholik war; und vielleicht hätte sogar ein Parlementsschluß das bewirkt, wenn der König Karl II nicht in den letztern Jahren gar keine Parlamente mehr versammlet hätte. Ueb.

†) Sie war des Königes Maitresse und katholisch. Ueb.

„schöfen umringet, kein Mensch sagt ihm seinen „Zustand, oder redet von Gott mit ihm; ohne „Verletzung des Wohlstandes darf ich nicht ins „Zimmer gehn, und außerdem ist die Königin fast „beständig da. Der Herr Herzog von York denkt „an seine eigne Angelegenheiten und hat zu viel „zu besorgen, als daß er für des Königs Gewis„sen bedacht seyn sollte. Gehn Sie, sagen Sie ihm, „daß ich Sie beschworen habe ihn zu erinnern, „daran zu denken, was er thun kann des Königs „Seele zu retten; er hat in dem Zimmer zu be„fehlen, er kann hinaus gehen lassen, wen er „will; verlieren sie keine Zeit, denn wo man die „Sache nur ein wenig aufschiebt, so wirds zu späte „seyn."

Ich kehrte den Augenblick zurück, den Herrn Herzog von York aufzusuchen; ich bat ihn, zu thun als ob er zur Königin gienge, welche das Zimmer des Königs verlassen hatte, und der man Blut ließ, weil sie in Ohnmacht gefallen war. Das Zimmer stößt an zwey andre Zimmer; ich folgte ihm zur Königin und sagte ihm, was die Herzogin von Portsmouth mir aufgetragen hatte. Er kam gleichsam aus einem tiefen Schlaf zu sich und sagte: „Sie haben Recht; es ist keine Zeit zu ver„lieren; ich will lieber alles wagen, als bey dieser „Gelegenheit meine Pflicht nicht thun". Eine Stunde darnach suchte er mich auf, unter dem Vorwand, daß er zur Königin gienge und sagte zu

mir, daß er mit seinem Bruder dem Könige gesprochen hätte, und daß er ihn entschlossen gefunden, das heil. Abendmahl nicht zu nehmen, welches die protestantischen Bischöfe ihn dringendlich bäten zu empfangen *); daß selbige darüber sehr beunruhigt wären, daß ihrer aber doch allezeit einige in seinem Zimmer verbleiben würden, wo er nicht einen guten Vorwand erdächte, jederman herausgehn zu heißen, damit er mit seinem Bruder dem König frey sprechen und ihn bewegen könnte sich feyerlich von der Ketzerey loszusagen, und einem katholischen Priester zu beichten.

Wir ersonnen mancherley Mittel. Der Herr Herzog von York schlug vor, daß ich bey seinem Bruder, dem König, um ein Gehör bitten sollte, weil ich ihm von Ew. Maj. sehr geheime Vorträge zu thun hätte, da er dann jederman würde hinausgehen lassen. Ich willigte darein dies zu thun, stellte aber auch vor, daß dies nicht nur einen großen Lärm verursachen würde, sondern daß man mich auch aller Wahrscheinlichkeit nach mit dem Könige und ihm nicht lange genug allein

lassen

*) Eigentlich hatte wohl Karl II gar keine Religion im Herzen, wenigstens zeugte sein Leben davon nicht; doch stellte er sich als ein Protestant aus Staatskunst, und drang oft stark in seinen Bruder das Pabstthum abzuschwören, um sich nicht unglücklich zu machen. Ueb.

lassen würde, um unser Vorhaben ins Werk zu richten. Darauf fiel es dem Herzoge ein, daß er die Königin wollte kommen lassen, als ob sie von dem Könige den letzten Abschied nehmen und um Verzeihung bitten wollte, wo sie ihm etwan in einem Stücke nicht gehorsam gewesen; und daß er selbst ebenfalls diese Ceremonie für sich machen wollte. Endlich entschloß sich der Herr Herzog von York, daß er vor allen Anwesenden mit seinem Bruder dem Könige sprechen, aber so leise reden wollte, daß Niemand verstünde, was er ihm sagte; weil auf diese Art aller Verdacht wegfallen, und man nur glauben würde, daß er von Staatsangelegenheiten oder von seinen Verordnungen nach seinem Hintritt mit ihm spräche. Also brauchte der Herzog von York weiter keine große Vorsichtigkeit, sondern neigte sich an das Ohr seines Bruders des Königs, nachdem er befohlen hatte, daß Niemand nahe kommen sollte. Ich war in dem Zimmer; und mehr als zwanzig Personen waren an der Thür, welche offen stand; man konnte nicht hören, was der Herr Herzog von York sagte, aber der König von England sagte einige mal sehr laut: Ja von Herzen gern; manchmal mußte der Herzog wiederholen, was er gesagt hatte, weil der König ihn nicht leicht verstehen konnte. Dies währte ungefähr eine Viertelstunde. Der Herr Herzog von York gieng noch einmal aus dem Zimmer, als ob er zur Königin gienge, und sagte zu mir: „Der König giebt

„seinen Willen, daß ich ihm einen Priester holen „lasse; ich wage es nicht einen von der Herzogin *) „ihren kommen zu lassen, sie sind allzu bekannt; „schicken Sie doch geschwind, und lassen einen „holen". Ich sagte, daß ich solches von Grund meines Herzens gerne thäte, aber befürchtete, daß darüber zu viele Zeit verstreichen würde, und daß ich alle Priester der Königin in einem Kabinet bey ihrem Zimmer gesehn hätte. Er sagte: „Sie „haben Recht." In eben dem Augenblick nahm er den Grafen von Castlemethor wahr, welcher den Vorschlag, den ich ihm that, mit Vergnügen annahm, und mit der Königin zu reden versprach: Er kam in einem Augenblick wieder zurück und sagte: „Ich würde es mit Vergnügen thun, und „wenn es mich auch meinen Kopf kosten sollte; ich „weiß aber keinen einzigen Priester der Königin, „der Englisch versteht und spricht". Wir entschlossen uns darauf zu dem Residenten von Venedig nach einem Priester zu schicken; weil aber die Zeit sehr kurz war, so gieng der Graf von Castlemethor zu den Priestern der Königin, und fand unter ihnen einen schottländischen Priester, der Hudlestone heißt, der dem Könige von England nach der Schlacht bey Worcester das Leben gerettet hatte,

*) Nämlich seiner Gemahlin, der Herzogin von York, einer gebornen Prinzessin von Parma.

hatte *), und der in einem Parlementsschluß von allen wider die Katholiken und wider die Priester gemachten Gesetze ausgenommen war. Man setzte ihm eine Perücke auf und zog ihm einen Mantel an, um ihm unkenntlich zu machen, und der Graf von Castlemethor führte ihn zur Thüre eines Gemachs, welches durch eine kleine Treppe mit dem Zimmer des Königs Gemeinschaft hat. Der Herr Herzog von York, dem ich berichtet hatte, daß alles in Bereitschaft wäre, schickte den Chiffins den Herrn Hudlleston zu empfangen, und weiter zu führen; und darauf sagte er ganz laut: „Meine Herren, der König verlangt, daß jeder„man sich wegbegebe, außer dem Grafen von Bath „und dem Grafen von Feversham". Der erste

 ist

*) Dies war im Jahr 1651 unter dem Protectorat Cromwels, da Karl der II noch nicht König, sondern nach England übergekommen war, in Hoffnung sich auf den Thron zu setzen. Mit dem Verlust der abgedachten Schlacht aber verlor er alle Hoffnung. Es ward eine große Summe auf seinen Kopf gesetzt, und er mußte unter Furcht, Schrecken und Verkleidungen suchen zur Küste zu kommen. Auf dieser Flucht leistete ihm einmal dieser Benedictiner Hudlleston einen großen Beystand, und gab ihm ein Pferd und bessern Anzug, da er schon ganz zerlappt und nur auf Strümpfen einige Meilen gegangen war, so daß selbige durch die Hecken, wodurch er sich drengen mußte, ganz zerrissen waren. Uebers.

ist oberster Kammerherr, und an dem andern war die Woche, und hatte wirklich die Aufwartung. Die Aerzte begaben sich in ein Kabinet, dessen Thüre abgeschlossen ward, und Chiffins brachte den Hudlestone. Der Herr Herzog von York stellte ihn dem Könige vor und sagte „Ew. Majest. „hie ist ein Mann der Ihnen das Leben gerettet „hat, und der itzt kommt Ihre Seele zu retten*)". Der König antwortete: „Er soll willkommen seyn"! Hierauf beichtete er mit schönen Gesinnungen der Andacht und Reue. Der Graf von Castlemethor hatte sich Mühe gegeben, den Hudlestone durch einen portugiesischen Barfüßer-Karmeliter unterrichten zu lassen, was er dem Könige bey dieser Gelegenheit zu sagen hätte; denn an sich war er kein großer Kirchenlehrer; indessen sagte mir doch der Herr Herzog von York, daß er sein Amt gar wohl gethan, und daß er den König von England feyerlich hätte angeloben lassen, sich öffentlich für einen Katholiken zu bekennen, wofern er wieder gesund würde. Endlich empfieng er die Absolution, nahm das heil. Nachtmahl und selbst die letzte Oelung. Dies alles währete ungefähr drey Viertelstunden. In dem Vorzimmer sahe sich alles einander an, und Niemand redete zu dem andern, als mit den Augen oder ins Ohr. Die Gegen-

*) Wenn es sich nur so leicht thun ließ einem sterbenden eine neugesinnte Seele zu geben, als einem Lebenden ein paar neue Strümpfe und Kleider.

Gegenwart des Mylord Bath und Mylord Feversham, welche Protestanten sind, beruhigte die Bischöfe ein wenig; indessen sahen doch die Kammerfrauen und Priester der Königin so viel Aus- und Eingehn, daß die Sache, wie ich glaube, nicht lange verschwiegen bleiben kann.

Nachdem der König von England das heil. Nachtmahl bekommen hatte, schien es sich ein wenig mit ihm zu bessern. So viel ist gewiß, daß er weit verständlicher sprach, und daß er mehr Kräfte hatte; wir hoffeten schon, daß Gott ein Wunder in seiner Wiederherstellung hätte wirken wollen; allein die Aerzte urtheilten, daß die Krankheit nicht im geringsten nachgelassen hätte, und daß der König die Nacht nicht durchleben würde. Bey dem allen war er doch viel ruhiger, und redete mit mehr Kenntniß und Verstand, als er zuvor seit zehn Uhr Abends bis acht Uhr des Morgens gethan hatte. Bisweilen sprach er ganz laut mit dem Herrn Herzog von York in Ausdrücken, die voller Zärtlichkeit und Freundschaft waren; er empfahl ihm zweymal die Herzogin von Portsmouth und den Herzog von Richemont; er empfahl ihm auch alle seine übrigen Kinder *), des Herzogs von Monmouth

*) Es waren, wie schon angemerkt worden ist, alles natürliche Kinder, und der Herzog von Monmouth machte sich darunter am bekanntesten. Vielleicht reden wir noch von ihm in der Folge dieses Bandes. Ueb.

mouth erwähnte er mit keinem Worte, weder im Guten noch im Bösen*); er bezeugete sehr oft sein Vertrauen auf die Barmherzigkeit Gottes. Der Bischof von Baths und Wel's, der sein Hofprediger war, las einige Gebete und sprach mit ihm von göttlichen Dingen; der König von England gab mit Kopfneigen zu erkennen, daß er ihn verstünde. Der Bischof war gar nicht geschäftig ihm insbesondere etwas ans Herz zu legen, verlangte auch nicht von ihm, daß er beichten sollte**); er befürchtete eine abschlägige Antwort, und vielleicht, wie es mir vorkam, daß er den Herzog von York beleidigen möchte.

Der König von England behielt die ganze Nacht durch seinen gesunden Verstand, und redete von allen Angelegenheiten mit großer Ruhe. Um sechs

*) Barillon hat hie an dem Rande seines Briefes noch folgende Worte hinzugefügt: „Er hatte ihn „kurz zuvor in geheim gesprochen, und der Herzog „gieng darauf nach Holland zurück". Er war nach Holland gewissermaßen verwiesen, weil er in einer Verschwörung gegen den König seinen Vater begriffen gewesen. Ueb.

**) Dies war wohl das Beste, was der Bischof thun konnte; denn er wußte vermuthlich besser als Barillon und dessen Religionsfreunde, daß die christliche Religion höhere Pflichten fordert, als einige Ceremonien auf dem Sterbebette, um ihre wesentliche Vortheile einzuerndten. Ueb.

sechs Uhr fragte er, was die Uhr wäre, und befahl die Vorhänge aufzuziehn, daß er noch einmal den Tag sähe. Er hatte sehr große Schmerzen, und um sieben Uhr ließ man ihm Blut, in Hoffnung seine Schmerzen dadurch zu lindern. Um halb neun Uhr fieng er an sehr schwer zu sprechen; und um zehn Uhr hatte er schon keine Kenntniß mehr, er starb gegen Mittag ohne Anstrengung oder Zuckung. Der neue König begab sich in sein Zimmer, und wurde von allen Anwesenden für den König erkannt, und nachgehends dazu ausgerufen.

Ich habe es für meine Pflicht gehalten Euer Majestät eine umständliche Nachricht von dem zu geben, was bey dieser Gelegenheit vorgegangen ist, und ich schätze mich glücklich, daß mir Gott die Gnade erzeigt hat, einigen Antheil daran zu haben. Ich bin, u. s. w.



IX.

Etwas aus der Lebensgeschichte des Petrarchs *).

Die außerordentlichen Gaben des Petrarchs sind es nicht allein, welche ihm in den Jahrbüchern der Gelehrsamkeit einen ausgezeichneten Namen erworben haben; die Welt hat auch noch insbesondre seinem Geschmack und seiner Arbeitsamkeit in großem Maße die Erhaltung einiger der schätzbaresten Schriften des Alterthums zu verdanken, die er mit unbeschreiblicher Mühe und Schwierigkeit gesammlet hat.

Das Geschlecht des Petrarcha stammte ursprünglich aus Florenz her, wo seine Vorfahren ansehnliche Ehrenstellen bekleidet haben, und wegen ihrer Redlichkeit bekannt waren. Sein Vater, Petrarco, ward von einer Staatsparthey samt dem Dante verbannet, und mußte eine sehr starke

*) Wir nehmen diese Nachrichten aus dem Buche einer Engländerin der Frau Susanna Dobson von Leverpool, welche aus den weitläuftigen französischen Nachrichten über den Petrarch folgende Schrift zusammengezogen hat: The Life of Petrarch. Collected from the Mémoires pour la Vie de Petrarche. London 1775. zwey Bände in 12.

starke Geldsumme zur Strafe erlegen. Dieses Vorfalls wegen zog er nach Arezzo in Toscana, wo seine Frau mit diesem Sohne niederkam, von dem wir jezt reden werden.

Da sich der Vorwand der Verbannung des alten Petrarchs blos auf seine Person anwenden ließ, so hatte seine Frau die Erlaubniß nach Florenz zurückzukehren, und sie schlug ihren Wohnsitz auf zu Anciso in den Thälern von Arno auf einem kleinen Landgut ihres Mannes vierzehn Meilen von Florenz. Als sie dahin zog, nahm sie ihren kleinen Sohn mit sich, der damals nur sieben Monat alt war. Auf dieser Reise wäre das Kind bald in dem Flusse Arno ertrunken. Seine Mutter hatte den Knaben einem handvesten Manne anvertraut, welcher, weil er befürchtete, daß sein zarter Körper Schaden nehmen möchte, ihn in ein Tuch gelegt hatte, welches er an das Ende eines starken Stabes hieng, so wie Metabus in Virgils Aeneide seine Tochter Kamilla trägt. Indem er durch den Fluß setzte, fiel sein Pferd; und des Mannes Anstrengung, das Kind zu retten, hätte beynahe das Kind samt ihm ums Leben gebracht.

Seine Mutter besorgte zu Anciso seine Erziehung bis er sieben Jahre alt war; sein Vater führte ein unstetes Leben und besuchte seine Frau nur ingeheim, wie ihm das Glück die Gelegenheit dazu gab. Zuletzt da er alle Hoffnung aufgeben mußte,

muſte, daß ſein Haus zu Florenz wieder würde hergeſtellt werden, welches durch die Geburt eines andern Sohnes, der Gerhard hieß, während der Zeit war vergrößert worden: zog er nach Avignon, einer Stadt in Frankreich, die aber zur Herrſchaft des Pabſts gehöret, und wo damals der Pabſt Clemens der fünfte ſeinen päbſtlichen Sitz aufgeſchlagen hatte. Da die außerordentliche Menge von Fremden, welche ſich damals dort hinzog, die Wohnungen in der Stadt ſehr theuer machten, ſo entſchloß ſich Petrarch in eine der benachbarten Städte zu ziehen, und erwählte dazu Carpentras vier Meilen von Avignon. Hie faßte der junge Petrarch die erſten Gründe der Gelehrſamkeit, und verrieth ſeinen Geſchmack an den Schriften der Alten dadurch, daß er noch als ein Schulknabe insgeheim die Werke des Cicero las, die er unter den Büchern ſeines Vaters gefunden hatte. Er bekam auch zu den Schriften dieſes berühmten römiſchen Schriftſtellers eine ſolche vorwaltende Liebe, daß er ſich alles deſſen, was er hatte, würde beraubet haben, um ſie ſich anzuſchaffen.

Vor ſeinem vierzehnten Jahre ward Petrarch von ſeinem Vater zur Erlernung der Rechtsgelehrſamkeit nach Montpelier geſchickt, welches damals der Hauptſitz dieſer Wiſſenſchaft war. Hie blieb er vier Jahre; man konnte ihn aber nie dahin bringen, daß er ſeinen Geiſt mit Gegenſtänden

den aus dieser Wissenschaft beschäftiget hätte; und wie er selbst sagt, konnte er seine Seele nie mit einem solchen Lehrgebäude der Schelmerey verschlechtern, als die Rechtsgänge damals erforderten. Als Petrarch wahrnahm, was sein Sohn für schlechte Fortgänge in der Wissenschaft machte, der er ihn gewidmet hatte, so schickte er ihn nach Bononien, einen Ort, der zu damaliger Zeit in diesem Theil der Gelehrsamkeit noch berühmter war. Allein es bewirkte dies Mittel keinen bessern Erfolg.

Was für ein Kummer für den alten Petrarch, zu erfahren, daß sein Sohn, statt sich auf die Rechte zu legen, ganze Tage mit Lesung der Alten und sonderlich der Dichter, in die er ganz vernarret war, hinbrachte! Er that selbst eine Reise nach Bononien, um wo möglich diesem Uebel Einhalt zu thun, welches, wie er befürchtete, seinem Sohne höchst nachtheilig werden würde. Der junge Mensch, der seinen Vater nicht erwartet hatte, lief zuerst und versteckte die Handschriften eines Cicero, eines Virgil und andrer Dichter, von deren Werken er sich eine kleine Bücherey gesammlet hatte, da er sich selbst alle Ergötzlichkeit entzog, um nur diese Schätze sich anzuschaffen. Der alte Petrarch machte den Ort ausfindig, wo sie verborgen lagen, zog sie vor den Augen seines Sohns hervor und warf sie alle ins Feuer. Der junge Mensch erhob ein Angstgeschrey, als wäre er selbst

selbst in die Flammen geworfen, welche er dasjenige verzehren sah, was seiner Einbildungskraft das allertheuerste war. Der Vater, welcher ein gutherziger Mann war, wurde durch das Wehklagen eines geliebten Sohnes gerühret, zog selbst den Cicero und Virgil halb verbrannt aus dem Feuer, nahm den Dichter in die einem und den Redner in die andre Hand, und gab sie seinem Sohne mit diesen Worten: „Nimm hin, mein „Sohn, hie ist Virgil, der dich über deinen Ver„lust trösten wird; hie ist Cicero der dich zur Er„lernung der Rechte zubereiten wird.“ Petrarch war durch so große Güte gerührt, und würde wo möglich seinem so gütigen Vater zu Willen gewesen seyn, wenn nicht die Natur allemal über seine Anstrengung die Obermacht erhalten hätte.

Unter den Lehrern zu Bononien traf er zween der besten Dichter seines Zeitalters, den Cino von Pistoja und den Cecco von Asoli, welche, da sie den Geist der Dichtkunst an ihrem Zögling bemerkten, ihr möglichstes thaten, ihn zu unterstützen und zu ermuntern. Um diese Zeit empfieng er die Nachricht von dem Absterben seiner Mutter, und kurz darauf von dem Tode seines Vaters. Hierauf verließ er Bononien mit seinem Bruder Gerhard; und sie begaben sich nach Avignon, von der kleinen Erbschaft, welche ihre Eltern ihnen hinterlassen hatten, Besitz zu nehmen. Bey ihrer Ankunft aber fanden sie durch Schelmerey derer, denen

nen ihr Vater sein Habthum anvertrauet hatte, die ganze Erbschaft zu Grunde gerichtet.

In diese Zeit fällt ein Umstand, welcher Erwähnung verdient, da er ein Unglücksfall für die gelehrte Welt war. Die kümmerlichen Umstände, in welchen sich Petrarch befand, hinderten ihn nicht Gutes zu thun. Convenole, sein alter Lehrmeister, hatte seine Schule aufgegeben und brachte sein Leben zu Avignon unter dem Druck des Alters und der Armuth sehr kümmerlich hin. So lange der alte Petrarco lebte, hatte er ihm Beystand geleistet, und jezt war der junge Petrarch der einzige Trost und Beystand dieses armen alten Mannes. Er ermangelte nie, ihm in seiner Bedürfniß zu Hülfe zu kommen; und wenn er kein Geld hatte, welches sich zum öftern zutrug, so gieng er in seiner Wohlthätigkeit so weit, daß er ihm seine Bücher liehe, um sie zu versetzen. Diese außerordentliche Mildthätigkeit verursachte der gelehrten Welt einen unersetzlichen Verlust; denn unter diesen Büchern befanden sich zwo seltene Handschriften vom Cicero, in denen seine Abhandlung vom Ruhm begriffen war. Petrarch fragte ihn einige Zeit darnach, wo er sie versezt hätte, weil er sie selbst wieder einlösen wollte. Der alte Mann, der sich des schämte, was er gethan hatte, antwortete blos mit Thränen. Petrarch bot ihm Geld an, sie wieder zu bekommen. Ach, antwortete der Alte, wie beleidigen Sie mich!

Petrarch

Petrarch schwieg stille, um seiner zärtlichen Denkungsart keinen Anstoß zu geben. Einige Zeit darnach begab sich Convenole von Avignon nach Prato seinem Geburtsdorfe, wo er starb; und die Handschriften sind nie ausfindig zu machen gewesen.

Petrarch und sein Bruder, dessen Geschmack und Neigungen mit den seinigen beynahe scheinen übereingestimmt zu haben, hatten beyde einen Hang zur Lustigkeit; der erste aber wendete alle seine Zeit, die den modischen Ergötzlichkeiten konnte abgebrochen werden, auf das Studiren. Die Seltenheit der Bücher machte es ihm sehr schwer, seiner brennenden Begierde nach Kenntniß Genüge zu thun; doch war sein Hang zu lernen so groß, daß er von allen alten Schriftstellern, die er nur erlangen konnte, entweder selbst Abschrift nahm, oder sie durch andre in seiner Gegenwart abschreiben ließ. Er giebt selbst von seiner Liebe zu den Wissenschaften diese Nachricht: Die Sittenlehre und die Dichtkunst waren seine vornehmste Ergötzung; er liebte auch die Alterthumskunde, zu deren Erlernung er desto mehr Lust hatte, je größer seine Abneigung gegen das Zeitalter war, in welchem er lebte. Er liebte die Geschichte, aber die Uneinstimmigkeit, die unter den Geschichtforschern herrscht, war ihm unausstehlich. Bey zweifelhaften Begebenheiten urtheilte er nach der Wahrscheinlichkeit der Fälle und dem Ruf der Schriftsteller.

steller. Er legte sich auf die Weltweisheit, ohne einer einzelnen Secte zugethan zu seyn, weil er kein Lehrgebäude fand, das ihm Gnüge leistete. „Ich liebe die Wahrheit, sagte er, und nicht die „Secten. Manchmal bin ich ein Peripatetiker, „ein Stoiker oder ein Akademiker, und sehr oft „keins von dem allen; aber — allemal ein Christ. „— Philosophiren heißt Weisheit lieben; und die „wahre Weisheit ist Jesus Christus. Geschicht„schreiber, Dichter und Philosophen laßt uns le„sen; aber daß wir nur Jesum Christum in un„serm Herzen haben, in welchem allein vollkomm„ne Weisheit und vollkommne Glückseligkeit ist"!

Um diese Zeit fieng sich auch Petrarchs unglückliche Liebe zu seiner Laura an, eine Liebe, die vielleicht die sonderbareste ist, deren die Geschichte je Erwähnung gethan hat, die zur Zerstörung seiner Ruhe auf zwanzig Jahre fortdaurete, trotz der strengen Tugend des Frauenzimmers, das ihr Gegenstand war, und trotz der Bestrebungen aller der Philosophie, die er pflegte und liebte. Man findet in den Schriften des Petrarchs folgende Beschreibung von seiner Geliebten.

Sonntags in der heiligen Woche, des Morgens um sechs Uhr zur Zeit der Frühmetten, gieng Petrarch in die Kirche des St. Clarenklosters. Hie sah er ein junges Frauenzimmer, deren Reize augenblicklich alle seine Aufmerksamkeit an sich zogen. Sie war grün gekleidet, und ihr Rock mit

Violet durchwürkt. Ihr Gesicht ihre Mine, ihr Gang war mehr als einer Sterblichen. Sie war zart von Gliedmaßen, hatte zärtliche und blitzende Augen, und die Augenbraunen waren so schwarz als Ebenholz. Goldene Locken flatterten über einen Hals, der weißer war als Schnee, und ihre Haare waren von den Fingern der Liebe geflochten. Ihr Hals war schön gebildet, und ihre Farbe von den Schattirungen der Natur beseelet, die jede Kunst vergebens bemüht ist nachzuahmen. Wenn sie den Mund öfnete so sahe man die Schönheit der Perlen, und roch den süßen Rosengeruch. Sie war voller Anmuth. Nichts war sanfter als ihre Blicke, nichts so bescheiden als ihre Aufführung, nichts so rührend als ihre Stimme. Um sie athmete ein Duft von Munterkeit und Zärtlichkeit, der aber so rein und glücklich gemildert war, daß er jedem, der sie sahe, Empfindungen der Tugend einflößte: denn sie war keusch wie die reinen Thautropfen des Morgens. — „So“ sagt Petrarch, „so war die liebenswürdige Laura beschaffen“.

Es war dies Frauenzimmer die Tochter Andiberts von Noves, eines Ritters, dessen Vorfahren zu Noves, einer Stadt in der Provence, zwey Meilen von Avignon, zu dem ersten Stande gehört hatten. Sie war sehr jung an einen Hugo von Sade verheirathet worden, einen Mann, der an gedachtem Ort aus einem sehr ansehnlichen Geschlecht entsprossen war. Aus dieser Eheverbindung

dung sind die drey Zweige des gegenwärtigen Hauses von Sade entsprungen, aus welchem Geschlechte auch der Verfasser ist, der diese Nachrichten von Petrarch in französischer Sprache gesammlet und herausgegeben hat.

Die Liebe, welche Petrarch für dieses Frauenzimmer hatte, muß desto seltsamer scheinen, da man nunmehro weiß, daß das Frauenzimmer zu der Zeit, da seine Leidenschaft entstand, schon verheirathet war; ein Umstand, den man vor Bekanntmachung dieser neuesten Nachrichten nicht gewußt hat. Es ist nicht der geringste Grund zu einem Verdacht des mindest sträflichen Umganges, während der Zeit dieser außerordentlichen Liebe, vorhanden; die Tugend der Laura war jederzeit unverletzlich, und das einzige Versehen, das man ihr Schuld geben kann, ist dies, daß sie bisweilen in der strengen Behandlung ihres Liebhabers, dessen unrechtmäßige Zuneigung sie wußte, scheint nachgelassen zu haben. Indessen war das ein Fehler, dessen Verschuldung gar sehr viel kleiner wird, wenn man erwäget, in was für einer allgemeinen Achtung Petrarch seines Geistes und seiner Gelehrsamkeit wegen stand, und daß er in seinem Betragen gegen sie so wenig zutrauend, so höchst ehrerbietig und flehend war, als man sich nur immer vorstellen kann. Es ist merkwürdig, daß Laura im Jahr 1348 in ihrem vier und dreyßigsten Lebensjahre, in eben der Stadt, an eben

 dem

dem Tage und zu eben der Stunde starb, da Petrarch sie vor zwanzig Jahren zum ersten male gesehn hatte.

So sehr auch die heftige und hoffnungslose Leidenschaft, die Petrarch für Lauren hatte, seine Gemüthsruhe störete, so trug sie doch wahrscheinlich nicht wenig bey, sowohl zu seinem Fleiß in der Philosophie, als zu seinem Dichterruhm, indem sie ihn sehr häufig verleitete ganz eingezogen zu leben, da er denn seine ganze Zeit mit Studiren und Dichten zubrachte. Der Ort seiner Eingezogenheit war die berühmte Quelle bey Vaucluse, ein Platz, den man als einen den Musen geheiligten Sitz betrachten wird, so lange man des Namens Petrarch gedenket.

Vaucluse ist einer von den Oertern, wo die Natur Vergnügen hat, unter den sonderbaresten und romantischsten Gestalten sich zu zeigen. Gegen die Küste des mittelländischen Meeres und auf einer Ebene, die so schön ist als Tempe, siehet man ein kleines Thal, das in einer Felsenmauer in Gestalt eines Hufeisens eingeschloßen ist. Die Felsen sind hoch, steil und grotesk; und durch das Thal rinnet ein Fluß, an dessen Ufern zu beyden Seiten sich Wiesen und Weiden von ewigem Grün ausbreiten. Ein Fußsteig, der sich an der linken Seite des Flusses befindet, führet in gemächlichen Windungen an die Spitze dieses Amphitheaters hinan. Hie sieht man am Fuß eines ungeheuren Felsen

Felsen und gerade im Gesicht eine Riesenhöhle, welche die Hand der Natur ausgehöhlet hat; und in dieser Höhle entspringt eine Quelle, die fast eben so berühmt ist, als die des Helikons.

Ein Auszug aus einem Briefe des Petrarchs zeiget uns, wie er in diesem abgesonderten Aufenthalt lebte. Er sagt darin: „Hier bekriege ich meine Sinne, und gehe mit ihnen um als mit Feinden. Meine Augen, die mich in tausend Verlegenheiten gebracht haben, sehen hie nicht mehr „Gold, oder köstliche Steine, oder Elfenbein und „Purpur; sie sehen nichts als das Himmelszelt, „Wasser und Felsen. Die einzige Frauensperson, „die sie zu erblicken bekommen, ist ein von der Sonne braun gebranntes altes Weib, trocken und „ausgedörret wie die lybischen Wüsten. Meine „Ohren werden nicht mehr mit jenen Harmonien „der Instrumente oder Menschenstimmen ergötzt, „die meine Seele so oft entzückt haben; sie hören „nichts als das Brüllen der Stiere, das Blöken „der Schafe, das Zwitschern der Vögel und das „Gemurmel des Stroms.

„Ich beobachte ein tiefes Schweigen vom Morgen bis in die Nacht. Niemand ist um mich, „mit dem ich mich unterhalten könnte; denn Leute, „die ohne Unterlaß beschäftigt sind, ihre Netze auszuwerfen, oder ihre Obst- und Weingärten zu „pflegen, wissen nichts von den Vorfallenheiten „in der Welt, noch von dem Umgange in Ge-

„sellschaften. Oft hab' ich mich mit dem schwar-
„zen Brodt meines alten Fischers begnüget, und
„es wohl gar mit Vergnügen gegessen; und wenn
„man mir weisses bringt, geb' ich es fast immer
„zurück.

„Dieser alte Fischer, der hart ist wie Eisen,
„macht mir wegen meiner Lebensart die ernstlich-
„sten Vorstellungen; sagt, daß sie zu hart ist, und
„versichert mich, daß ich sie nicht lange werde aus-
„halten können. Ich hingegen bin überzeugt, daß
„es weit leichter ist, sich an eine schlechte Kost zu
„gewöhnen, als zu der Ueppigkeit der Gastmahle.
„Feigen, Rosinen, Nüsse und Mandeln, das sind
„meine Leckerbissen. Ich bin ein Liebhaber der
„Fische, woran dieser Fluß einen Ueberfluß hat;
„es ist ein Vergnügen sie fangen zu sehen, und
„manchmal mache ich mir selbst die Arbeit, die
„Netze auszuspannen. Mit meiner Kleidung ist
„eine gänzliche Veränderung vorgegangen; Sie
„sollten mich für einen Taglöhner oder für einen
„Schäfer halten.

„Meine Wohnung gleicht derjenigen des Cato
„oder Fabricius; mein ganzes Haus macht ein
„Hund und ein alter Fischer. Seine Hütte ist nahe
„bey der meinigen; wenn ich ihn nöthig habe, so
„rufe ich ihn; wenn ich ihn nicht länger brauche, so
„geht er wieder in seine Hütte. Ich habe mir
„zween Gärten gemacht, die mir über alle Wun-
„der gefallen; ich bilde mir ein, daß sie in der
„ganzen

„ganzen Welt ihres gleichen nicht haben. Und „darf ich Ihnen eine mehr als weibliche Schwach„heit gestehen, die mich plaget? ich bin sehr ver„drüßlich, daß etwas so schönes außer Italien „ist. Sie sind mein überalpinischer Parnaß.

„Einer dieser Gärten ist schattenreich, zur „Betrachtung angelegt und heilig dem Apollo; „er hängt über der Quelle des Flusses, und ist „von Felsen umgränzt, oder von Plätzen, wohin „Niemand kommen kann, als die Vögel. Der „andre ist meiner Hütte näher, hat keine so rauhe „Aussicht, und ist dem Bacchus gewidmet, und, „was noch sonderbarer ist, liegt mitten in einem „reißenden Strom. Man geht über einen Fel„senrücken hinein, der den Garten mit dem Ufer „verbindet; und unter dem Felsen ist eine natür„liche Grotte, so daß er das Ansehen einer bäuri„schen Brücke hat. Nie fallen die Strahlen der „Sonne in diese Grotte. Ich bin überzeugt, daß „dieser Ort demjenigen gleicht, wo Cicero bis„weilen seine Reden zu halten pflegte. Er ladet „einen zum Studiren ein.

„Hieher begebe ich mich in den Mittagsstun„den; meine Morgen bringe ich auf den Hügeln „zu, und die Abende entweder auf den Wiesen, „oder in dem Garten, der dem Apollo heilig ist. „Er ist nur klein, aber recht vortrefflich dazu ge„macht, die trägesten Geister zu ermuntern, und „sie bis in die Himmel zu erheben. Hie würde ich

„meine Tage mit Vergnügen hinbringen, wenn „ich nicht zu nahe an Avignon, und zu weit von „Italien wäre. Denn warum sollte ich diese „Schwachheit meiner Seele verhehlen! Ich liebe „Italien und hasse Avignon. Die pestilenzia„lischen Einflüße dieses abscheulichen Ortes ver„giften die reinen Lüfte von Vaucluse, und wer„den mich nöthigen meinen Aufenthalt zu ver„lassen“.

In den erstern Jahren seines Aufenthalts zu Vaucluse beschäftigte sich Petrarch sehr anhaltend mit der römischen Geschichte, weil er vorhatte, selbige von der Erbauung der Stadt bis auf die Zeiten des Titus selbst zu schreiben.

Das mehreste Vergnügen fand er an dem Charakter des Scipio Africanus, und wollte von dem Thaten dieses Helden, ein Heldengedicht verfertigen. Er setzte sein Vorhaben mit solchem Eifer fort, daß er in Jahreszeit das Gedicht sehr weit gebracht hatte. Man hat von seinem grossen Fleiß bey dieser Arbeit folgende Anecdote.

Weil der Bischof von Cavaillon befürchtete, daß sein stätiger Fleiß bey dieser Arbeit seine Gesundheit zu Grunde richten möchte, die ihm ohnedas schon sehr gelitten zu haben schien, so kam er einst zu ihm, und bat sich den Schlüssel seiner Bücherey von ihm aus. Petrarch, der seine Absicht nicht argwohnte gab ihm selbigen. Der Bischof verschloß ihm seine Bücher und Papiere, und sagte zu ihm:

ihm: „ich befehle Ihnen, daß sie in zehn Tagen „weder lesen noch schreiben". Petrarch gehorchte; aber mit sehr starkem Widerwillen. Der erste Tag, den er unter diesem Interdict zubrachte, schien ihm länger als ein Jahr. Den zweyten hatte er vom Morgen bis Abend die heftigsten Kopfschmerzen, und den dritten einige Anfälle vom Fieber. Den Bischof jammerte sein Zustand, und er gab ihm den Augenblick seinen Schlüssel und seine Gesundheit wieder.

Einer der merkwürdigsten Vorfälle in dem Leben des Petrarch war seine Krönung zu Rom, wo ihm die Lorbeerkrone mit großer Feyerlichkeit aufgesetzet ward, um seine poetische Gaben zu ehren; eine Ceremonie, die seit manchen Jahrhunderten in dieser Stadt nicht geschehen worden war, und die er mit sehr vieler Aengstlichkeit scheint verlangt zu haben. Als er vor seiner Abreise nach Rom an den Kardinal Colonna schrieb, schien er sehr verlegen zu seyn, wie er die Bewegursachen seiner Reise entschuldigen sollte.

„Ich gehe," schreibt er „nach Rom, wo ich „Ihrer vor allen andern werde nöthig haben; „Sie, der Sie meine Freude und mein Ruhm sind, „müssen mir wenigstens im Geiste gegenwärtig „seyn.

„Sie werden vielleicht fragen: woher dieser „Eifer, diese Emsigkeit, diese Beschwerde? was „ist von dem allen die Absicht? wird es euch wei-

„ser oder tugendhafter machen? Nein! Dieser „Kranz wird nur dienen, euch den Augen des „Publicums darzustellen, mithin euch die Stachel „des Neides zuziehn. Sind Wissenschaft und Tu„gend die Vögel, welche Zweige der Bäume be„dürfen ihre Nester zu machen? Was werdet ihr „von den Lorbern, womit eure Stirn umwunden „ist, für Gebrauch machen? Auf alles das werde „ich mich begnügen mit den Worten des weisen „Hebräers zu antworteu: Es ist alles eitel, es „ist alles ganz eitel. So ist es mit den Thorhei„ten der Menschen. Haben Sie acht auf sich, „und mir seyn Sie gewogen".

Auf seinem Wege nach Rom schiffte er sich zu Marseilles ein, und segelte nach Neapel. Hie wurde er mit den schmeichelhaftesten Zeichen der Ehre vom Könige Robert aufgenommen, den er als einen Fürsten von außerordentlicher Tugend und Gelehrsamkeit erhoben hat. „Er war, sagt Petrarch,„ der einzige wahre König seiner Zeit; denn „ich nenne Niemanden König, als der sich selbst „regieren kann".

Nachdem er zu Rom seinen Lorbeerkranz bekommen hatte, kehrete er wieder zu seinem philosophischen Aufenthalt bey Vaucluse zurück, wo er in Zukunft beständig zu bleiben gedachte. Die Lorbeerkrone, die er bekommen hatte, schien seiner brennenden Ruhmbegierde völlige Gnüge zu thun; aber die Myrthe fehlte ihm noch zu seiner vollkommenen

menen Glückseligkeit; und er war in seiner einsamen Wohnung noch immer bestimmt, die schmerzhaften Gefühle einer Leidenschaft zu tragen, die weder durch den Genuß eines öffentlichen Ruhms gemildert, noch durch die Stärke seiner Seele getilgt werden konnten. Indessen würde es uns hie zu weit führen, wenn wir hievon weitläuftiger reden wollten; wir wollen dagegen noch einige Züge aus seinem Leben anführen, die nicht so bekannt sind, als seine Liebe. Wir setzen hie gleich eine Begebenheit, die ihm bey seiner Heimkehr aus Rom begegnete.

Ein alter und blinder Schulmeister von Pontremoli, der den Petrarch nur dem Namen nach kannte, war sehr begierig ihn zu sehen. Weil er nun hörte, daß selbiger sich zu Neapel befände, gieng er zu Fuß nach diesem Ort, und seines Sohns Schultern dienten ihm zur Stütze. Er kam aber zu spät, denn Petrarch war schon nach Rom abgegangen. Da der König die Ursache seiner Wanderschaft erfuhr, bekam er Lust den Mann zu sehen. Er kam vor ihn und sah einer Misgeburt ähnlich; sein Gesicht ähnlichte einem Kopf in Bronze, der sich zu Neapel befand. Der König sagte zu ihm: „Wo es euch so sehr darum zu thun „ist, den Petrarch zu sehen, so müßt ihr eilen „und ihn in Italien aufsuchen, weil er sich nicht „lange aufhalten wird; und wo ihr ihn da ver„misset, so werdet ihr nach Frankreich gehn müs-

„sen,

„sen, eure Neugierde zu befriedigen“. Der Alte versetzte; „Ich muß schlechterdings ihn sehen, ehe „ich sterbe; ich würde wenn es noth thäte, gehn „und im entferntesten Osten ihn aufsuchen, und „der Tod würde mir zu solch einer Reise Zeit las„sen“. Der König bewunderte seinen Enthusiasmus, und gab ihm Geld zur Bestreitung der Reisekosten.

Er gieng geradesweges nach Rom, und weil er den Petrarch nicht da fand, kehrte er heim nach Pontremoli; als er aber vernahm, daß selbiger in Parma Halte gemacht hatte, beschloß er aufs neue auszugehn und ihn da aufzusuchen. Um dieses zu bewerkstelligen, mußte er über die apenninischen Gebürge gehn. Der Schnee, womit diese Berge über und über bedeckt waren, schreckte ihn nicht ab. Er glaubte, daß er sich bey dem Petrarch durch einige Verse anmelden müßte. Er schickte sie dem Petrarch, und sie waren nicht schlecht.

Als er in Parma anlangte, ward er in das Haus gebracht, wo Petrarch war; und kaum war er ihm nahe, so überließ er sich den ausgelassensten Entzückungen. Sein Sohn und einer von seinen Schülern hoben ihn in die Höhe, daß er, wie er sich ausdrückte, einen Kopf umarmen könnte, der so erhabene Ideen gebildet hätte. Er nahm Petrarchs Hand und sagte: Laß mich die Hand küssen, die solche vortreffliche Sachen geschrieben

schrieben hat. Er brachte zu Parma drey Tage zu, und war immer voller Begeisterung. Dieser sonderbare Auftritt erregte die Neubegierde der Einwohner der Stadt, und der blinde Mann hatte Tag vor Tag eine Menge Menschen um sich. Einmal sagte er zu dem Petrarch! „Ich befürchte, daß ich Ihnen zur Last falle, allein ich kann „nicht satt werden Sie zu sehen, und es ist nicht „mehr als billig, daß Sie mich ein Vergnügen genießen lassen, um das ich so weit gereiset bin". Da der Ausdruck schon bey den Umstehenden ein großes Gelächter veranlassete, weil der Mann blind war, so wandte er sich gegen den Petrarch und sagte: „Ich nehme Sie zum Zeugen; ist es nicht andem, „daß ich, so blind als ich bin, Sie besser sehe, als „alle diese Lacher, die Sie mit beyden Augen ansehn?"

Azon, der edelmüthigste Mann von der Welt, war über die Reden dieses guten Alten und über seine Liebe zu dem Petrarch so entzückt, daß er ihn mit Geschenken überhäufte, und er kehrte sehr vergnügt nach Pontremoli heim.

Kurz nach diesem ward Petrarch zur Würde des Erzdechants von Parma erhoben; ein Amt vom höchsten Range nächst der Bischofsmütze. Allein vor dieser Erhebung ereignete sich der Tod des Bischofs von Lombes, dessen Verlust er mit der aufrichtigsten Theilnehmung und Traurigkeit beweinte; und in weniger Zeit darnach starb der

gute

gute Vater Dennis, der ebenfalls einer seiner vertrautesten Freunde war, und dem der König Robert von Neapel das Bisthum von Monopoli gegeben hatte. Petrarch lebte zu dieser Zeit in Parma, und hätte da ein ruhiges und angenehmes Leben führen können, wenn nicht die überhäuften Kümmernisse dieser Art seine Stille gestöret hätten, die auch einen so tiefen Eindruck auf sein Herz machten, daß er, wie man sagt, nicht Einen Brief ohne Furcht und Zittern eröffnen konnte.

Auf einer Zwischenreise, die Petrarch aus Italien nach Vaucluse that, wird man am lebhaftesten gewahr, wie weit um diese Zeit sich die Dichterwut der Einwohner in Avignon bemächtigt gehabt; ein Umstand, der den Charakter jenes Zeitalters ins helleste Licht stellt. Petrarch schreibt selbst in einem Briefe an einen gewissen Abt: „Nie sind wohl Horazens Worte so genau eingetroffen: Klug oder Dumm, wir machen alle „Verse. Es ist ein kläglicher Trost, so viele kranke „Gefährten um sich zu haben; ich hätte lieber „allein unpaß seyn mögen; ich bin mit meinen eignen Zufällen geplagt und auch mit andrer ihren; „man läßt mich nicht zu Athem kommen. Verse „und Episteln regnen täglich über mich her von „allen Enden der Erde, aus Frankreich, Deutschland, Griechenland und England. Ich kenne „mich selbst nicht; man hält mich für den Schiedsrichter aller menschlichen Einsichten. Soll ich

„alle

„alle die Briefe beantworten, die ich bekomme,
„so wird kein Sterblicher so viel zu thun haben
„als ich; antworte ich nicht, so wird es heissen,
„ich sey trotzig und stolz. Tadle ich, so werd' ich
„ein verhaßter Kunstrichter, und so ich lobe, ein
„ekelhafter Schmeichler seyn. Das hätte aber
„alles nichts zu bedeuten, wenn die Seuche nur
„nicht den römischen Hof angesteckt hätte. Was
„halten Sie von unsern Rechtsgelehrten und Aerz-
„ten? sie fragen nicht länger mehr den Justinian
„und Aesculap um Rath; taub gegen das Rufen
„ihrer Kranken und ihrer Schutzbedürftigen, hö-
„ren sie Niemand als den Virgil und Ho-
„mer. Was sag' ich? Sogar Taglöhner, Zim-
„merleute und Mäurer legen ihre Hammer und
„Kellen weg, und ergreifen den Apoll und die
„Musen. Fragen Sie etwan, woher es kommt,
„daß vor diesem die Dichter so selten waren, und
„jezt diese Pest so ausgebreitet ist? Es kommt da-
„her, weil die Dichtkunst einen erhabenen Geist
„verlangt, der über alles erhoben und von den
„Sorgen dieses Lebens frey ist; sie erfordert eine
„Seele, die recht zu diesem Geschäfte gemacht ist,
„und die man so sehr selten antrifft; daher es dann
„kommt, daß es in den Straßen so viele Verse-
„macher und auf dem Parnaß so wenige Dichter
„giebt; sie gehn um den Fuß des Berges herum,
„aber kaum einer ersteigt ihn. Urtheilen Sie ein-
„mal, was diejenigen für Vergnügen genießen müs-
„sen, die seinen Gipfel erreicht haben, wenn die-
„jenigen,

„jenigen, die ihn nur in der Ferne sehn, ihre Ge„schäfte und ihren Wohlstand, so habsüchtig sie „sonst auch seyn mögen, darüber an die Seite se„tzen! Ich wünsche meinem Vaterlande Glück, daß „es einige Köpfe hervorgebracht hat, die würdig „sind, den Pegasus zu besteigen und sich mit ihm „zu erheben. Wofern mich eine Vorliebe nicht ver„blendet, so sehe ich solche zu Florenz, zu Padua, „zu Verona, zu Sulmone und zu Neapel; an „allen andern Orten sieht man nichts als Reim„schmiede, die auf der Erde kriechen.

„Ich werfe mir selbst es vor, daß ich durch „mein Beyspiel zu dieser Naserey beygetragen ha„be. Meine Lorbeern waren zu grün, und es „quält mich jezt, daß ich je nach ihnen verlangt „habe. In meinem Hause, und außer Hause, „wohin ich nur meinen Fuß setze, werde ich von „versemachenden Phantasten umringt, sie ersti„cken mich mit Fragen, Streiten und Schreyen, „und reden von Dingen, die weit über das Ziel ei„nes Homers oder Virgils gewesen wären. Ich „fürchte, die Obrigkeiten werden mich beschuldi„gen, daß ich das gemeine Wesen in Verderben ge„setzet. Vor einiger Zeit kam ein Vater zu mir „mit Thränen in den Augen, und sagte: Sehn „Sie, wie Sie mit mir umgehn, da ich Sie „doch immer lieb gehabt. Sie sind meines „Sohnes Tod! Ich erschrack so sehr über diese „Worte und den Anstand des Mannes, der sie sag-

„te;

„te, daß ich eine Zeitlang ohne Bewegung da „stand. Mit der Zeit erholte ich mich und sagte, „daß ich weder ihn noch seinen Sohn kennte. Das „antwortete er, thut nichts, ob Sie ihn kennen „oder nicht, er kennt Sie nur zu gut. Ich „habe alle das Meinige daran gewandt, da„mit er die Rechte studirte; und nunmehr „sagt er mir, daß er keines andern als Ihren „Fußstapfen folgen will. Ich bin auf diese „Art um alle meine Hoffnungen gekommen, „denn ich befürchte sehr, er wird nie weder „Rechtsgelehrter noch Dichter werden. Ich „und die bey mir waren lächelten, der Alte aber „gieng traurig und in Verzweiflung von mir.“

Zu Anfange des Augusts 1352 schickten die Kardinäle von Boulogne und Taillerand auf des Pabstes Befehl nach dem Petrarch. Er gehorchte dem Antrag; und da er bey seiner Ankunft erfuhr, daß die Absicht war, ihn zum Geheimschreiber seiner Heiligkeit zu bestellen, so stellte er seinen Freunden und Gönnern vor, daß er um keiner irdischen Vortheile willen seine Freyheit und Muße aufopfern könnte. Seine dringendsten Vorstellungen halfen aber alle nichts. Der Pabst und beyde Kardinäle wußten, daß seine Weisheit und Treue ihn zu dem Amte geschickt machten. Nur einen Fehler rückten sie ihm vor, daß seine Schreibart für die der römischen Kirche zu erhaben wäre. Anfänglich glaubte er, daß sie das aus

Spott sagten; als sie ihm aber ernstlich zuredeten, daß er seinen Ton etwas herabstimmen und nicht so hohe Flüge nehmen müßte, so empfand er die Freude eines Gefangnen, der die Kerkerthür vor sich eröffnet sieht. Man bat ihn, etwas in leichterer Schreibart aufzusetzen; statt aber diesem Verlangen zu willfahren, strengte er die Flügel seiner Einbildungskraft aufs äußerste an, so daß die mehresten, welche den Aufsatz lasen, kaum Ein Wort davon verstanden. Durch diesen Kunstgriff entrann er glücklich dem Amte und reisete sogleich ab, die Ruhe zu Vaucluse zu genießen, von daher er einem seiner Freunde folgende Nachricht von seiner Beschäftigung giebt. „Nichts“ schreibt er, „gefällt mir besser, als meine vollkommene Frey„heit. Um Mitternacht steh' ich auf, und gehe „aus mit Tagesanbruch; ich studire auf den Ge„filden wie in meiner Studirstube; ich denke, le„se und schreibe sogar da. Ich bekämpfe den „Müßiggang, ich jage Schlaf, Trägheit und Er„götzlichkeiten weg. Tages laufe ich über die fel„sichten Gebürge, in den feuchten Thälern, und „verberge mich in den tiefen Höhlen. Bisweilen „spaziere ich längst den Ufern der Sorgia, von „Niemand begleitet als meinen Betrachtungen. „Und da ich keinem Menschen begegne, der mich „zerstreuen könnte, so werd' ich mit jedem Tage „ruhiger, und schicke einigemal meine Sorgen vor „mir her, und lasse sie zu andern Zeiten hinter „mir zurück. Ich erinnere mich an das Vergangne,

„und

„und rathschlage mit mir selbst über das Zukünf„tige. Da ich den Ort, wo ich bin, lieb habe, „so wird mir jede Gegend umher angenehm, nur „Avignon nicht. Ich finde hie Athen, Rom „und Florenz, wie meine Einbildungskraft will; „hie genieße ich alle meine Freunde, nicht nur die„jenigen, mit denen ich gelebt habe, sondern auch „andre, die längst gestorben sind, und die ich nur „aus ihren Werken kenne.“

Weder der Ruhm, noch die Freundschaften, die Petrarch unterhielt, erlaubten ihm in den einsiedlerischen Schatten von Vaucluse lange zu verbleiben. Man siehet aus seiner Lebensgeschichte, daß man ihm fast ohne Unterlaß anliegt, verschiedene Gegenden von Italien zu besuchen. Seine natürliche Neigung trieb ihn ebenfalls sein Vaterland zu begünstigen, welches ihm vorzüglich theuer scheint gewesen zu seyn, nicht nur weil er daselbst geboren war, sondern auch wegen des Rufs seiner alten Bewohner. Seine Zeitgenossen hielten ihn so hoch, daß der Kaiser, als er nach Italien kam, von Mantua aus an den Petrarch schrieb, ihm sein Verlangen ihn zu sehn meldete, und ihn bat zu ihm zu kommen. Er nahm die Einladung an, und giebt von der Aufnahme, die er bey diesem Fürsten fand, und von der Unterredung mit ihm folgende Nachricht.

„Der Kaiser empfieng mich mit so gütigen und ungezwungenen Geberden, daß daraus weder der

Glanz des kaiserlichen Gepränges, noch der deutschen Formalitäten hervorleuchtete; er gieng mit mir als mit seines Gleichen um. Bisweilen brachten wir ganze Tage von früh Morgens bis in die Nacht mit Gesprächen hin, als wenn er sonst gar nichts zu thun hätte. Er redete mit mir von meinen Werken, und bezeugte ein großes Verlangen sie zu sehen, sonderlich das, welches von berühmten Leuten handelt. Ich sagte ihm, daß ich Muße und Ruhe nöthig hätte, dies Werk zu endigen; er gab mir zu verstehen, wie er wünschte, daß es mit seinem Namen darin erscheinen möchte. Ich antwortete mit der Freymüthigkeit, womit mich die Natur begabt hat, die durch die Gewohnheit bey mir befestigt und durch die Jahre eingewurzelt ist: Großer Prinz! dazu gehört nur Tugend auf Ihrer, und Muße auf meiner Seite."

„Er sagte, ich sollte mich erklären, und ich antwortete: zu einem Werke dieser Art, wo ich vorhabe große Dinge in einen kleinen Raum zu fassen, gehöret Zeit. Von Ihrer Seite müssen Sie streben, daß Ihr Name verdiene, an der Spitze meines Buchs zu stehen. Dazu ist es nicht zulänglich eine Krone zu tragen, oder einen erhabenen Titel zu führen; Ihre Tugend und große Thaten müssen Sie unter diejenigen berühmten Leute stellen, deren Charakter ich in diesem Werke zu entwerfen geden-

gedenke. Leben Sie so, daß Sie, wenn Sie die Leben Ihrer erlauchten Vorfahren gelesen haben, ebenfalls verdienen, daß das Ihrige von den Nachkommen gelesen werde.“

„Der Kaiser zeigte durch ein Lächeln und sein heiteres Gesicht, daß ihm meine Freymüthigkeit nicht misfiele. Ich ergriff diese Gelegenheit ihm einige goldene und silberne Medaillen von Kaisern zu überreichen, die meine Lust und Freude waren. Es befand sich in der Sammlung ein vortrefflich behaltener Augustus, der zu leben schien. Hie, sagte ich, hie sind die großen Männer, deren Platz Sie einnehmen, und die Ihnen zu Beyspielen dienen müssen. Diese Schaumünzen sind mir sehr schätzbar, ich würde sie keinem andern gegeben haben; aber Ihnen gehören sie von Rechts wegen. Darauf erzählte ich ihm kurz eines jeden Leben, und fügte hie und da eine Erinnerung hinzu, ihn zu ihrer Nachahmung zu ermuntern. Er schien mich mit Vergnügen anzuhören, und sagte, er hätte nie ein so angenehmes Geschenk erhalten. Ich würde kein Ende finden, wenn ich alle Unterredungen erzählen wollte, die ich mit diesem Prinzen hatte. Einmal verlangte er, daß ich ihm meinen Lebenslauf, von meiner Jugend an, erzählen sollte; ich entschuldigte mich dagegen aufs beste; ich mußte ihm aber gehorchen. Er hörte aufmerksam zu, und wenn ich aus Vergessenheit oder aus

Furcht seine Geduld zu ermüden, was ausließ, so erinnerte er mich daran. Ich erstaunte darüber, daß er von den geringsten Umständen meines Lebens bessere Kenntniß hatte als ich selbst. „(Man muß sich hie erinnern, daß dieser Kaiser eben derjenige war, der bey einem Besuch, den er noch als Prinz mit seinem Vater, der damals Kaiser war, bey dem Pabst ablegte, Lauren unter allen Frauenzimmern um sie her aussonderte, und ihr vorzügliche Zeichen der Ehrerbietung und Aufmerksamkeit erzeigte.)

„Nach diesem fragte mich der Kaiser, was ich mir für Plane wegen meines künftigen Lebens gemacht hätte? Ich antwortete: Mein Wille ist gut, aber die Gewohnheit überwältigt mich. Ich bin gleich der See, die von widrigen Winden gepeitschet wird. Ich verstehe, was ihr saget, versetzte er, aber ihr antwortet nicht auf meine Frage: was für eine Lebensart euch am angenehmsten seyn, und welche ihr allen andern vorziehen möchtet? Ohne Bedenken erwiederte ich: „Ein einsames Leben! nichts ist „sicherer, nichts ruhiger, nichts angenehmer, „nichts bekommt mir besser! Wofern ich kann, „will ichs bey seiner Quelle suchen, das ist, in „Wäldern und Gebürgen, wie ich schon gethan „habe; und wo nicht, will ich versuchen es mit„ten in den Städten zu genießen". Er lächelte und sagte: „Eben da wollte ich euch haben, und ihr

„soll-

„solltet mir einen Irrthum gestehen, den ich woll„te zu bestreiten trachten, obwohl ich zum Theil „eurer Meinung bin.“ — „Hüten Sie Sich, versetzte ich,“ Sie werden nicht mit gleichen Waffen „fechten. Ich weiß es, der große Hause denkt „über diese Sache verschieden; aber außer meiner „Erfahrung habe ich die angesehensten Gewährs„männer auf meiner Seite, daß es einem Prin„zen wie Sie sind, nicht geziemt wie der große „Hause zu denken; und ich bin bereit sogar die „Bewohner der Städte zu Schiedsrichtern in dieser „Sache anzunehmen. Ich habe gerade eine klei„ne Abhandlung hierüber geschrieben.“ Das weiß „ich, antwortete der Kaiser lebhaft;“ und könnte „ich das Buch finden, so wollt' ich es ins Feuer „werfen!“ — „So muß ich mich hüten,“ sagte ich, „daß es nie in Ihre Hände kommt!“

„Wir hatten öftere und lange Streite von dieser Art, die allemal mit dem Salz einer guten Laune gewürzt waren; und ich muß gestehen, daß der Kaiser mein Lehrgebäude der Einsamkeit mit erstaunlichem Nachdrucke bestritt, und sich rühmte, den Sieg davon getragen zu haben. Er bat mich, ihn nach Rom zu begleiten. „Es ist mir“ sagte er“, nicht genug diese berühmte Stadt mit meinen „eignen Augen zu sehen; ich wünsche sie durch die „Eurigen zu sehn, welche klärer sind als die mei„nigen; auch in einigen Städten in Toscana „werd' ich euch brauchen. “— Ich antwortete:

 „Rom

„Rom und Cäsar sind in der That meine Gö-
„tzen, und es würde ein Vergnügen für mich ge-
„wesen seyn mit Cäsar nach Rom zu gehn; es
„sind aber viele Hindernisse im Wege.“ Dies war ein neuer Anlaß zum Streit, bis wir auseinander giengen. Er beredete mich mit den verbindlichsten Worten; und ich kann mich rühmen, daß Dionys nicht gütiger gegen den Plato gewesen ist, als Cäsar gegen mich.“

Wir schließen diese abgerissene Erzählungen mit der Erwähnung, daß Petrarch im Jahr 1373 in seinem eignen Hause zu Argua ohnweit Padua an einer Auszehrung gestorben ist.



X.

Die Art wie man hinter die Geheimnisse der Höfe kommt.

Erläutert durch zween Briefe des Cardinals Estrees, außerordentlichen Gesandten in Rom, an seinen König Ludwig XIV, geschrieben zu derjenigen Zeit, als der Prinz von Oranien vorhatte, eine Landung in England vorzunehmen, um den Engländern gegen die Unterdrückungen seines Schwiegervaters Königs Jacob II beyzustehen; und als er zu Behuf dieser Absicht selbst den Pabst bewog Geld vorzustrecken, unter dem Vorwande, daß die Zurüstung zu dieser Unternehmung gegen des Pabstes Feind, den König von Frankreich gerichtet wäre.

Beyde Briefe befinden sich im Dépot des affaires étrangeres zu Paris, woher der Baronet Dalrymple sie erhalten und in seinen Appendix zum ersten Theil seiner Memoir of Great Britain and Ireland, p. 240-246 eingerückt hat.

Erster Brief.

Der Cardinal d'Estrees, außerordentlicher französischer Gesandter an dem römischen Hofe.

An den Herrn von Louvois. Rom den 18 Dec. 1687.

Den 12 Dec. 1687 gab Le Petit *) an dem St. Petersthore dem Gut **) ein Schreiben, worin mir selbiger Nachricht gab, daß derjenige, der täglich auf die Art verkleidet, wie ich Sr. Majest. unterm 15 Nov. beschrieb, zu dem Grafen Cassoni käme, ein Holländer wäre, dessen Namen er aber nicht wüßte. Man darf nicht zweifeln, daß es der Bürgermeister Ouir ist. Ich gab dem Gut des Königs davon Nachricht. Sagen Sie Sr. Maj. daß Gut von dem Augenblick an, da er versichert war, daß es Ouir wäre, der mit dem Grafen Cassoni sich unterredete, ohne mir davon zu sagen, das Vorhaben faßte, sich mit seinen zween Bedienten ***) zehn Schritte von dem Thore Antonio Ferri, wo dieser Bürgermeister seine Wohnung hatte, zu stellen, und den Ouir herausgehn zu sehen. Er erblickte ihn wirklich gegen Mitternacht mit einmal in der Straße, die zum Antonio-Ferri-Thor ausgehet; er war als

*) Ein Geheimschreiber des Cassoni, welcher des Pabsts Innocenz XI Secretair war.

**) Gut war ein Kammerpage Ludwig XIV, und ein Edelmann, der itzt in Rom Kundschafter war.

***) Einer von diesen Bedienten des Gut wurde nur der Gasconier genannt, und der andre der Bretagner.

als ein Träger verkleidet, oder, wie man es hie nennet, als ein Fachino. Gut folgte ihm von ferne nach, bis jener an das Vatican kam, wo er in das Zimmer des Cassoni gieng. Der Gut stellte sich mit seinen beiden Bedienten zu Schildwachen, bis Quir zum Vatican herauskäme. Solches geschahe um drey Uhr nach Mitternacht. Gut folgte ihm mit seinen beiden Bedienten von ferne; sobald er aber in die Straße Longara trat, fiel der Bretagner, der vorausgegangen war, ihn von vorne an. Der Gut mit dem Gasconier waren gleich hinter ihm drein. Der Gut setzte ihm den Dolch an die Kehle, und sagte ihm, wo er das geringste Geräusch machte, würde er des Todes seyn, und er wolle ihn auf der Stelle erstechen. Während daß ihn der Gut auf diese Art begrüßte, hatten die beiden Bedienten ihn in einem Augenblick durchgesucht, und ihm alle Briefe und Papiere weggenommen, die er bey sich hatte. Sobald der Gut des Königes die Briefe in Händen hatte, ließ er den Quir laufen, kam zu mir, öffnete sich mit seinem Schlüssel das Thor meines Palastes, gieng zu der verborgenen Treppe hinauf, ließ meinem Haushofmeister durch einen meiner Bedienten sagen, daß er mich sprechen wollte. Man weckte mich, ich stand auf und zog meinen Schlafrock an. Ich begab mich in mein Schreibzimmer, und fand da unsern Gut, sehr vergnügt über den Streich den er gemacht, und den ich Ihnen eben erzählt habe. Ich ließ ihm zu essen

geben,

geben, denn er kam fast um für Hunger, und sagte, er hätte seit 18 Stunden nichts gegessen. Sobald er gespeiset hatte, gab er mir die Briefe, die er von dem Ouir aufgefangen hatte. Wir brachen das Packet auf und sahen, daß die Briefe des Cassoni an den Kaiser und an den Herrn Herzog von Lothringen überschrieben waren.

Dem Herzog von Lothringen schreibt der Secretär des Pabstes, daß es dem Pabst ungemein angenehm gewesen wäre zu vernehmen, daß Se. kaiserliche Majestät fast alle Prinzen in Europa dahin bewogen hätte, sich gegen den König von Frankreich zu verbinden; und daß es den heil. Vater sehr schmerzte zu erfahren, daß die Engländer Sinnes wären ihren König zu entthronen, wofern er nicht den festen Entschluß faßte, Frankreich zu bekriegen, die katholische Religion gänzlich zu verlassen, und mit in den Augspurgischen Bund zu treten.

Demohngeachtet, sagt Cassoni, sey es einer der vorzüglichsten Wünsche Sr. Heiligkeit, daß das erste, was der Kaiser nach geschehener Kriegserklärung vornähme, dieses wäre, daß er alle feste Plätze belagerte, welche Frankrrich dem Churfürsten von Cöln entrissen hätte, damit es selbige dem Kardinal von Fürstenberg als Churfürsten gäbe; obgleich Se. Heiligkeit ihn niemalen dafür ansehn oder erkennen, noch auch die Postulation beträftigen wollen; und daß Se. Heiligkeit sehr

sehr zufrieden wären, daß der Prinz von Oranien nach Deutschland übergienge, um an der Spitze von zween Heeren die Vortheile des Kaisers und Sr. Heiligkeit zugleich gegen den Cardinal von Fürstenberg und gegen Frankreich zu behaupten. Zu diesem Ende verspricht der Graf Cassoni im Namen des Pabstes dem Kaiser große Gelder zu schicken, deren Summe nicht benannt ist, um sie dem Prinzen von Oranien zu geben, damit einer sowohl als der andre den Krieg gegen den allerchristlichsten König desto leichter führen könne.

Sobald wir dieses schöne Project in den Briefen des Cassoni und in den Papieren, die dem Duir abgenommen worden, gelesen und wieder gelesen hatten: sahen wir nach den Anweisungen, welche der Kayser, der Herzog von Lothringen und der Prinz von Oranien dem guten Bürgermeister gegeben hatten. Sie bezogen sich aber alle auf das, was ich Ihnen geschrieben habe, und was Sie in den Briefen des Grafen Cassoni lesen werden. Ich muß es Ihnen nochmals sagen, daß wir ungemein erstaunt waren zu sehen, daß Se. Heiligkeit mit dem Kaiser einen Tractat wider den erstgebornen Sohn der Kirche geschlossen hätte, der doch bemüht ist des Pabstes Vortheile zu befördern; und daß Se. Heiligkeit einen Bund gut heißet, der von den mehresten Prinzen von Europa gegen den König von Frankreich gemacht

macht ist. Nachdem ich der Sache ein wenig nachgedacht hatte, faßte ich den Entschluß, das Wesentliche dieser Angelegenheiten den Le Petit wissen zu lassen, mit dem Befehl, sein möglichstes zu thun, um zu entdecken, was in dem Kabinet des Cassoni vorgienge. Er gab mir den 14ten Nachricht, daß er unter den Papieren dieses Secretairs des Pabstes in einem geheimen Winkel seines kleinen Kabinets, wo er die Papiere verwahrt, die er noch nicht gebraucht hat, mit vieler Mühe ausgespürt hätte, daß die Engländer mit dem Prinzen von Oranien einig sind, den König Jacob II. zu entthronen, und seine Tochter die Prinzessin von Oranien, mithin auch ihren Gemahl Wilhelm auf den Thron zu erheben; daß die Engländer auch entschlossen sind, ihrem Könige und dem Prinzen von Wales das Leben zu nehmen, falls die Königin mit einem Prinzen niederkommen sollte, und daß der Prinz von Oranien nicht nach Deutschland gehen soll, die Heere des Kaisers anzuführen; daß dieses nur ein blosser Vorwand sey, den Pabst und das Volk hinzuhalten, damit kein Mensch argwöhne, als ob sich dieser Prinz auf den englischen Thron setzen wollte, und daß der Pabst ganz gewiß von dieser gegen den König Jacob II gemachten gefährlichen Anspinnung nicht das geringste wisse, sondern es sey ihm blos zu wissen gethan, daß der Prinz von Oranien nach Deutschland übergehen soll. Le Petit zweifelt gar nicht, daß die Sache sich wirk-

lich

lich so verhalte, da die Schriften, welche er hierüber gefunden hat, nicht von dem Werthe sind als diejenigen, die von dem Pabst gesehen und gebilliget worden; und daß von diesem ganzen Handel sich auf dem Tische des Secretairs kein Zettel findet, der die Nummer anzeigte, welche er sonst macht, um gleich dasjenige zu finden, was ihm nöthig ist, wenn er etwas schon mit Sr. Heiligkeit verhandelt hat; daß er vorjezt über das schrieb und arbeitete, was der heil. Vater dem Kaiser, dem Herzog von Lothringen und dem Prinzen von Oranien zugestanden hätte, von denen der leztre nach Deutschland gehen sollte, die Heere Sr. Kaiserl. Majest. anzuführen; und daß diese Anführung nichts sey als ein bloßes Mährchen.

Sobald ich das abscheuliche Attentat ersehen hatte, das man wider das Haupt des Königs Jacob und seine Familie vorhat, gab ich dem jungen Mylord Norfolk davon Nachricht, der sich hie, wie Sie wissen, unbekannter Weise aufhält, um die Ränke des Vaticans auszuspüren, die man, wie er fürchtet, gegen seinen Herrn spielt. Dieser Mylord fertigte augenblicklich zween Couriere an Se. britanische Majest. ab, den einen zu Wasser, den andern zu Lande, um von allem, was ich erzählt habe, Nachricht zu geben.

Es ist Ihnen bekannt, daß Holland, die Churfürsten und Spanien sich gegen uns erklärt haben. Ich befürchte sehr, der Herzog von Savoyen

voyen werde uns ebenfalls den Krieg erklären; aus gewissen Gesprächen, die ich vernommen, und davon ich noch nichts schreibe, weil ich noch keine Klarheit darüber habe, habe ich eine Ahndung gefaßt. Machen Sie, daß man ein wachsames Auge über ihn halte.

Unsre geheimen Kardinäle haben Anweisung bekommen, was sie für Rollen spielen sollen. Le Petit ist ein geschickter Mann, und der Gut ist es im höchsten Grade. Diese beiden sind die Urheber der ganzen Entdeckung; denn was wir zuvor davon wußten, war sehr ungewiß. Der Gut, der gestern mit mir zu Abend speisete, hat mich ersucht Ihnen zu schreiben, daß Sie Sich die Mühe nehmen möchten Sr. Majest. zu sagen, daß er den Ouir nicht aus den Händen lassen wird, als bis er alle Winkel in Rom ausgeforschet, wo selbiger verkehrt. Der Bretagner gab mir von seinem Herrn, dem Gut, einen Zettel, worin ich Nachricht bekomme, daß Ouir auf dem Platz Navone eine Bude aufgeschlagen, wo er aller Arten von künstlichen Blumen und Früchten und kleinen Wachskindern verkauft, und daß er einen Knaben aus Venedig hat, der diese Arbeiten wunderschön zu machen wüßte.

Zweiter Brief.

Der Cardinal d'Estrees an den König.

Den 29 Jun. 1688.

Man kann es im Vatican nicht begreifen, wie Ew. Majest. den Plan und die Artikel des Augspurgi-

spurgischen Bundes so geschwind erfahren haben. Der spanische Gesandte ist aus Verdruß darüber krank geworden, und ist noch immer darüber in Unruhe. Er sucht Mittel, diejenigen zu entdecken, die Ew. Majest. Nachricht gegeben haben.

In meinem letzten Briefe, den ich dem Herrn von Louvois geschrieben, habe ich ihm Nachricht gegeben, wie der Gut Ew. Majest. den Barigelle und dessen ganze Truppe der Sbirren 50 an der Zahl abgeführt hat, sobald er wahrnahm, daß sie sich dem Platze näherten, wo er sich gestellt hatte, zu sehen, wer bey dem Cardinal **, welcher des Grafen Cassoni Rath ist, eingienge. Er fieng damit an, daß er seine beiden Bedienten, den Bretagner und den Gasconier, rief, und sie rufen ließ: Vive le Roi de France! (Es lebe der König von Frankreich!) — Nachher ließ er sie schreyen: — „Haltet am Hofthor! — Es lebe der große Ludwig! — alle seine Feinde müssen umkommen!“ — Diese drey Leute nöthigten den Barigelle und dessen 50 Sbirren aufs eiligste die Flucht zu nehmen, und sich bey der Garde des Pabstes in Schutz zu begeben, die so schnell als sie konnte zum Gewehr griff; und Dero Gut hatte das Vergnügen auf einem Platz zu bleiben, wo er diesen verzagten Haufen sehen konnte, der nicht von der Stelle gieng als bis es Tag war.

Den 24 dieses, als le Petit nach der Marienkirche zum Schnee gegangen war und der Gut

seines Amts wartete, übergab jener diesem einen Zettel, worin er berichtete, daß Ouir sich zum Cassoni begeben würde, die Briefe zu bekommen, welche sich in Früchten befänden, welche Ouir dem Scheine nach verkaufte; daß er also würde wissen seine Maßregeln zu nehmen.

Tages darauf den 25, Sire! ermangelte Ihr Gut nicht, ohne mir ein Wort von seinem Vorhaben zu sagen, ohnweit der Wohnung des Ouir sich auf die Schildwacht zu stellen, so daß er nicht konnte gesehn werden. Er sahe den Bürgermeister herausgehen mit dem Korbe, der ihm vom Halse herabhieng; er folgte ihm nach, bis selbiger bey dem Grafen Cassoni hineingegangen war. In dem Augenblick hörte er eilf schlagen. Um halb zwey Uhr nach Mitternacht kam Ouir wieder heraus. Der Gut hatte sich mit seinen Bedienten wie Träger verkleidet. Diese drey Leute giengen hinter dem Bürgermeister drein. Sobald er ungefähr ein tausend Schritt vom Vatican war, sahen sie ihn den Weg in eine lange Straße nehmen. Er war kaum hineingegangen, so verdoppelten sie ihre Schritte, holten ihn ein, fielen über ihn her, und setzten ihm den Dolch an die Kehle. Sobald sie den Ouir in ihrer Gewalt hatten, durchsuchte ihn der Gut, fand aber nichts; er mußte ihm also den Korb mit den künstlichen Früchten abnehmen. Diesen übergab er dem Bretagner, daß er ihn zu mir brächte. Ich hatte, Sire, den

den Gut mit Ungeduld erwartet, denn er hatte mir sagen lassen, daß er zu Abend mit mir speisen würde, es würde aber späte werden. Ich kam darauf auf die Gedanken, daß er zu Dero Diensten eine Unternehmung müßte vorhaben, die ich aber nicht errathen konnte. Sein Bedienter kam in mein Zimmer und gab mir den Korb, den der Gut dem Quir abgenommen hatte. Als man ihn aufmachte, sahe ich so was schönes, als ich in meinem Leben nicht gesehn hatte; ich bewunderte diese Früchte eine Weile, und legte sie in Ordnung auf meinen Tisch, und war eben damit fertig, als ich Ihren Gut hörte, der hinter meinem Kabinet die Thüre öffnete. Ich mußte also da hineingehn. Er erzählte mir, daß er den Quir, nachdem er ihm den Korb abgenommen, bis auf zehn Schritt von seiner Thüre begleitet hätte, und hie sagte er ihm: daß er (Gut) ihm (dem Bürgermeister) beständig nachgefolgt wäre, seitdem er sich in Rom befände, und es sey die Signora Hortensia, die ihm vor einiger Zeit die Briefe und Papiere hätte abnehmen lassen, und sie sey es auch eben, welche ihm diesen Korb hätte abnehmen lassen, und wofern er (Quir) nicht in kurzer Zeit sich aus Rom wegmachte, so hätte sie schon einen Tag angesetzt, da sie ihn würde lassen in die Tiber werfen.

Nachdem mir der Gut sein Abentheuer, und wie er immer mit dem Bürgermeister holländisch geredet, erzählt hatte: so wollte er essen; und als

das geschehn war, fragte er mich, was ich mit des Duirs Waare machen wollte? Ich antwortete: ich fände sie so schön, daß ich sie Ew. Majest. zugedacht hätte. Der Gut sagte, er wolle sie alle mit einander aufmachen, und ließ sie durch meinen Haushofmeister, der uns aufgewartet hatte, heranbringen, und brach in meiner Gegenwart alle Früchte in Stücken. Er hatte das nicht so bald gethan, als ich schon gestand, er hätte Recht; denn wir fanden rings um diese Früchte meßingenen mit grüner Seide umwickelten Drath, der in die Citronen, Aepfel, Feigen und Rosinen gesteckt, und mit kleinen bezifferten Rollen Papier versehn war. Der Gut nahm diese Papiere, legte sie nach ihrer Nummer und entzifferte sie, da wir denn die Projecte und schöne Absichten fanden, welche der Herr Herzog von Savoyen zum Untergang Ihrer Staaten gefaßt hat.

Die Absicht Sr. Durchlaucht ist, sich nicht offenbar zu der Partey der Feinde Ew. Majest. zu halten, wie Sie selbst sehen werden; und ich glaube, wenn Ihro Majest. behutsam mit diesem Prinzen umgehn, daß Sie ihn bewegen könnten, entweder auf Frankreichs Seite zu treten oder ohnseitig zu bleiben. Der Verfolg der Briefe des Cassoni belehrete uns, wie viele Truppen der Kaiser, England und Holland gegen Sie, Sire, aufrichten, und wie viel Hülfleistung der Kaiser und der König von Spanien dem Herzog von

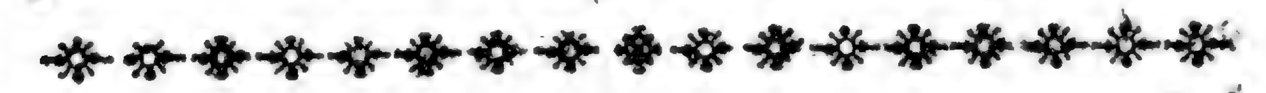
Savoyen geben sollten, wenn es würde Zeit seyn. Nach ihrer Rechnung wird sich die Anzahl der Barboten und Neubekehrten auf mehr den hundert tausend Mann belaufen, welches die Anzahl der Menschen ist, die aus Höchstdero Staaten ausgewandert sind; und alle übrigen insgesammt, die in dem Reiche geblieben sind, sollen die Waffen gegen Ew. Majest. ergreifen, sobald Dero Feinde die Posaune blasen werden. Ew. Majest. muß daraus erkennen, wie viel Mährchen dieser Staatsbediente des Pabsts dem heil. Vater vorerzählt; denn in dem Augenblick, da ich dies zu schreiben die Ehre habe, glaubt Se. Heiligkeit nach allen den Fabeln, die der Graf Cassoni ihm aufgebunden hat, daß Frankreich verloren ist.

Ew. Majest. werden demnach in diesem Packet alle die Papierrollen finden, die in den Früchten des Ouir waren, nebst einem Briefe des Gut, um Ihnen, Sire, zu bezeichnen, wie man sie in Ordnung legen muß. Sie werden zugleich sehen, wie viel Mühe sich Ouir und Cassoni gegeben haben, sie so einzurichten, daß Ew. Majest. Feinde sie ohne alle Beschwerlichkeit lesen sollten. Nachdem der Gut seinen Brief fertig gemacht hatte, bat er mich Ew. Majest. zu versichern, daß, wenn Sie bey Civita Vecchia zwey Galeren bereit halten wollten, er sich bey seinem Kopf verpflichtet, den Grafen Cassoni mitten in Rom oder auch in seinem Zimmer aufzuheben, falls Ew.

Majest. es verlangen, und ihm 20 Edelleute und eben so viel von der Seegarde zu Hülfe geben wollen; und er verspricht, den Cassoni in einer der Galeren einzuschiffen, und ihn nach Marseille oder nach Toulon, oder nach jedem andern Ort, den Ew. Majest. verlangen, hinzuführen, ohne daß ein Mensch in Rom wissen soll, wo dieser Secretär geblieben ist. Er sagte mir noch, daß wenn er es wagen dürfte, so wollte er Ew. Majestät eben die Anerbietung thun, die ehmals der Herr von Lyonne that, daß er nach Rom kommen und den Don Mario, den Bruder des Pabstes Alexanders VII, umbringen wollte, nachdem die Corsen die Frau Abgesandtin von Crequi in ihrer Kutsche angefallen hatten; da er aber weiß daß Ew. Maj. vor dem Blutvergießen einen Abscheu haben*), so begnügt er sich mit der Anerbietung, den Grafen Cassoni gebunden und geknebelt, mit Gefahr seines eignen Lebens, an den Ort zu führen, den Ew. Majest. belieben werden, um ihn durch seine Einkerkerung die bösen Rathschläge,

*) Ein Edelmann, der sich erbietet ein Meuchelmörder zu werden; ein Kardinal, der die meuchelmörderischen Vorschläge wiederholt und vorträgt; und ein König, der sie anhört, ohne sie zu bestrafen — welch eine Gesellschaft! — Wie klein sind da die Großen der Erde, im Vergleich mit einem redlichen würdigen Mann vom niedrigsten Stande! (Uebers.)

ge, welche er gegeben hat, theuer bezahlen zu lassen. Seit dem 26sten hat sich Ouir nicht mehr in Rom sehn lassen. Die scheinbare Bude ist geschlossen, und er muß also sich versteckt haben, oder abgereiset seyn.



XI.

Von der letzten Verschwörung des Herzogs von Monmouth.

Fortsetzung und Schluß dessen, was in diesen Geschichten und Erzählungen Band 8. S. 190-232. aus Dalrympels Memoirs, P. I. p. 17 ff. erzählt worden.

Es ist an dem angezeigten Orte der Ausgang der im Jahr 1683 erregten Verschwörung erzählt worden, nur was das Schicksal des Herzogs von Monmouth des natürlichen Sohnes Königs Karls II betrifft, ist bis hieher verspnaret worden, wo nicht nur erzählt werden soll, wie der König sein Verbrechen angesehen, sondern auch, was dieser Herzog nachmals unter der folgenden Regierung für neue Unruhe erregt hat, und was davon für ihn der Erfolg gewesen. Wir lassen hie wieder den Baronet Dalrymple erzählen, und fügen nur hie und da ein paar kleine Anmerkungen

 hinzu

hinzu für Leser, die mit der englischen Geschichte nicht so bekannt sind, daß sie diese Erzählung ohne solche Erläuterung sattsam verstehen können. Das Stück, welches den Anfang macht, steht in genauem Zusammenhange mit dem, was in dem angezeigten 8ten Bande dieser Sammlung S. 232. den Schluß der Erzählung macht.

Als die große Verschwörung, an der so viele vornehme Engländer Antheil genommen hatten, auf die erzählte Art entdeckt und gedämpft war; und gerade während des Kampfes zwischen den Empfindungen eines Monarchen und eines Vaters, bey Karl II, und zwischen den Pflichten eines Sohnes und der Ehrerbietung, die er seinen leidenden Freunden schuldig war, beym Monmouth, ergab sich dieser Herzog freywillig der Gerechtigkeit, bekannte in geheim vor dem Könige und dem Herzoge *) die Wahrheit der Verschwörung, mit der Entdeckung, daß sie weit ausgebreiteter und viel gefährlicher sey, als sie in irgend einer gedruckten Erzählung vorgestellt worden, und erhielt seine Verzeihung. Als aber von dem allen eine Nachricht in der Hofzeitung bekannt gemacht ward, leugnete er öffentlich, daß er gar mit einander jemals das geringste Geständniß gethan hätte. Darauf ward er vor den König gefordert eine Erklärung

*) Dies ist der Herzog von York, der Bruder und Thronfolger des Königs. Sieh den 8. Artikel dieses Bandes. (Uebers.)

klärung zu unterzeichnen, worin die Wahrheit des Aufstandes bekannt wird *); er unterzeichnete das Papier, und als er das gethan hatte, wiederrief er es, sobald er sich besann, was man davon für einen Gebrauch zum Nachtheil seiner Freunde machen möchte. Deswegen ward ihm der Hof verboten, und er gieng aus England fort, und begab sich zum zweyten mal nach Holland, wo er von dem Prinzen und der Prinzessin von Oranien **) mit Güte und Ehrerbietung aufgenommen und ihm sogar mit einem Schein von Vertraulichkeit begegnet ward; theils in der Absicht des Prinzen, sich bey der Gegenpartey des Hofes in England in Gunst zu setzen, theils weil er wußte, daß Karls geheime Liebe, die er zu dem Herzoge seinem Sohn hatte, weit stärker war als der äußerliche Widerwille, den er gegen ihn bewies. Von dieser Zeit an ward der Hof des Prinzen von Oranien ein Zufluchtsort für Jederman,

*) In dem Archiv sind zwo Abschriften des Papiers, welches der Herzog von Monmouth unterzeichnen sollte: die eine ist die Hand des Sir Leoline Jenkins, und fällt dem Herzoge sehr schwer; die andre ist des Königs Hand, und weit sanfter abgefaßt. (Verf.)

**) Da der Herzog von Monmouth ein natürlicher Neffe des Herzogs von York war, so war er auch ein natürlicher Vetter der Prinzessin von Oranien, als welche des letztgedachten Herzogs älteste Tochter war.

derman, der sich entweder dem Erbfolgsrechte des Herzogs von York *) widersetzt hatte, oder vorwandte, von der Partey des Herzogs von Monmouth zu seyn. Der Herzog von York schrieb an seine Tochter, die Prinzessin von Oranien, und beklagte sich über die Ehrerbietung, die man dem Monmouth bewies; seine Klage aber hatte keine Wirkung. Die mehresten von denen, die des Monmouths Partey gehalten, und ihm nach Holland gefolget waren oder folgen wollten, wurden von dem Prinzen untergebracht, der ihnen in den brittischen Regimentern, die in holländischen Diensten waren, Bedienungen gab.

Nachdem in dem folgenden Jahre Karl II gestorben, und dessen Bruder Jacob II auf den Thron gelanget war, ließ der Prinz von Oranien, auf dieses seines Schwiegervaters Andringen, sich gefallen, den Herzog von Monmouth aus Holland zu entfernen, und versprach zugleich seine Beyhülfe zur Ueberredung der Spanier, daß sie ihm keinen Aufenthalt in Flandern verstatteten. Nichts weniger versprach er auch, die Anhänger des Herzogs, denen er in den englischen im Dienst der Holländer seyenden Regimentern Stellen gegeben hatte, zu entlassen, nahm sich doch aber auch

zu

*) Es ist schon in einer Note zum 8 Artikel S. 208. erinnert worden, daß viele Engländer das Thronfolgerecht des Herzogs von York bestritten, weil er ein Katholik war.

zu eben der Zeit die Mühe, die mehresten davon in Diensten bey verschiedenen deutschen Fürsten anzubringen. Der König war damit nicht zum besten zufrieden, und stand ohnedas mit dem Prinzen nicht im völligsten Vernehmen. Seine Argwöhne gegen denselben, als ob er nach seiner Krone strebete, vermehrten sich, und er bekam Nachrichten aus Holland, als ob daselbst Anstalten gemacht würden, England zu überziehen. Die Sache war nicht ungegründet, und verhielt sich folgendermaßen.

Der Graf von Argyle *) hatte sich, seit der Zeit da der itzige König, damals aber noch Herzog von York, das Urtheil eines Hochverraths gegen ihn ausgewürkt, in den Niederlanden aufgehalten. Der Herzog von Monmouth hatte sich, wie schon gesagt, nach der Entdeckung der letzten Verschwörung ebenfalls in diesen Landen aufgehalten. Die Aehnlichkeit ihres Schicksals verursachte eine Verbindung unter zwo Personen, die in ihrer Gemüthsart einander sehr wenig ähnlichten. Argyle, dem die Erinnerung an sein erlittenes Unrecht ein beständiger Stachel war, bemühete sich, den Monmouth mit ähnlichen Gesinnungen zu entflammen. Er drang in ihn, England zu überziehen; und erbot sich, zu eben der Zeit eine Landung in Schottland zu thun. Er versicherte: „da er selbst „das

*) Siehe von ihm den angezogenen Aufsatz in dem achten Bande dieser Geschichte und Erzählungen.

„das Haupt einer zahlreichen Horde (clan) hoch„ländischer Schotten sey, sein Vater aber das „Haupt der Bundeshalter (Covenanters) *) ge„wesen, daß eine große Zahl seiner Landesleute „zu ihm stoßen würden; die Gelindigkeit, die „Monmouth nach der Schlacht bey Both-wells„bridge **) den Bundeshaltern gezeigt hätte, hät„te seinen Namen in Schottland so beliebt ge„macht, als der des Königs Jacob, der sie ver„folgt hätte, verhaßt wäre; in England würde „die

*) Der Bund oder Covenant wurde im Jahr 1637 unter Karl I Regierung von der schottischen Geistlichkeit und vielen weltlichen Herren gemacht, und seine Absicht gieng dahin, die protestantische Religion gegen alle Neuerungen zu schützen, womit sie damals bedrohet ward. Fast ganz Schottland trat diesem Bunde bey; und die ihm beytraten, erhielten hernach den Namen der Covenanters. Die Sache ist weitläuftiger, als in einer kurzen Note erklärt werden kann. (Ueb.)

**) Die Schottländer hatten sich gegen den König Karl II empört; der König schickte seinen natürlichen Sohn den Herzog von Monmouth mit einer Armee gegen sie. Monmouth siegte, und behandelte die Ueberwundenen mit solcher Gelindigkeit, daß er die Liebe der Schotten gewann. (Ueb.)

„die große Anzahl der Ausschliesser*), die sich ver„einigt gehabt, den König an der Thronbesteigung „zu hindern, sich wiederum vereinigen, ihn von „dem Thron herab zu stoßen; und obgleich die „Stimme dieser Parthey, weil in den leztern Jah„ren der vorigen Regierung keine Parlementer „versammlet worden, sich seit einiger Zeit nicht „hätte hören lassen, so würde sie doch jezt, nach ei„ner so langen Unterbrechung, mit desto grösseren „Gewalt hervorschallen; die neuliche Entlassung „seiner (des Monmouths) Anhänger aus hollän„dischen Diensten der brittischen Regimenter siche„re ihm eine gute Anzahl von Officieren, welche „durch die mächtigsten Bewegungsgründe von der „Welt, nämlich durch Rachsucht und Noth ange„feuret würden. Ein Prinz, der nur kaum den „Thron bestiegen hätte, dessen Unterthanen in ihren „Meinungen getheilt wären, und dessen Macht ge„theilt werden müßte, um den verschiedenen Auf„ständen entgegengestellt zu werden, könne nicht „zu gleicher Zeit einen doppelten Anfall von Eng„land und Schottland aufhalten." Er stellte dem Herzoge, der sehr ruhmsüchtig war, die Beyspiele alter Helden vor, und die Ehre, die er genießen würde, daß sein Name als eines Mannes, der

*) Wie in einer Note zum 8ten Aufsatz dieses Bandes gesagt worden, wollten viele Engländer den Herzog von York von der Thronfolge verdrängen, weil er sein Katholik war. Diese würden Exclusionists, Ausschließer, genannt. (Ueb.)

der der Befreyer seines Vaterlandes wäre, auf die Nachkommen käme. Er reizte ihn, der noch jung und in seinen Freundschaften und Widerwillen hitzig war, durch die Süßigkeiten der Rache und durch die Macht, die er haben würde, denjenigen Gutes zu thun, die um seinetwillen gelitten hätten. Er machte sich den Haß und die Eifersucht zu Nutze, die zwischen Verwandten, deren Freundschaft aus ist, zu seyn pflegt, um alte Grolle zu erneuern, und neue zu erregen. Er hielt ihm die Beweggründe vor, die von seiner eignen persönlichen Sicherheit hergenommen waren: „denn der König Jacob, der in seinen Feindseligkeiten unversöhnlich und aus Furcht grausam „wäre, hätte ihn aus England getrieben, hätte „den Prinzen von Oranien und den spanischen „Hof vermogt, ihm in Holland und Flandern „einen Aufenthalt zu verweigern, und würde nicht „eher ruhen, als bis er ihn seines Vermögens, seines Ranges und vielleicht seines Lebens beraubt „hätte.“ Endlich versicherte er den Herzog, daß er mit jeder Minute Aufschub seinen Feind stärkete, und sich selbst schwächte. Monmouth blieb sehr lange unentschlossen; ein noch vorhandener Brief, den er an Spence den Secretär des Grafen von Argyle schrieb, zeiget, daß er, da seine Ehrsucht ihm fehlgeschlagen, und er durch Unglücksfälle kleinmüthig geworden, den Entschluß gefaßt hätte, sich einem eingezogenen Leben zu ergeben. Seine Liebe zur Lady Harriot Wentworth fügte sich

nicht

nicht wohl zu dem Ruf ins Feld der Ehre und der Gefahr, und er achtete es sich zur Ehre der (unnerlaubten) Liebe zu einem Frauenzimmer nachzuhängen, die ihr Alles seiner Liebe aufgeopfert hatte. Aber der Ungestüm, und jene Beredtsamkeit, welche selten der Ueberredung verfehlt, wenn sie aus einem männlichen Geiste spricht, der in seiner eigenen Sache das redet, was er empfindet, die bewog endlich den Herzog, der in seinem ganzen Leben dem Urtheile andrer mehr trauete als seinem eignen, daß er dem Andringen des Argyle nachgab. Argyle überredete in Holland eine Witwe, daß sie ihm zu seiner eignen Unternehmung auf Schottland 10,000 Pf. Sterl. (beynahe 60,000 Thaler vorschoß. Monmouth, der solche Stärke der Ueberredungskraft nicht besaß, war genöthiget seine Juwelen zu versetzen. Ein jeder von ihnen kaufte drey Schiffe und eine Anzahl Gewehre; sie riefen einige von ihren Freunden von den deutschen Regimentern ab, wo der Prinz von Oranien sie untergebracht hatte; und andre abgedankte Officiere, die noch nicht wieder untergebracht waren, geselleten sich zu ihnen. Sie errichteten, so gut es die Kürze der Zeit erlaubte, einen Briefwechsel in England mit den angesehensten Personen, die in der vorigen Verschwörung waren verwickelt gewesen. Dies waren die Vorbereitungen alle, die sie zur Bezwingung dreyer Königreiche machten. Es ist nicht einmal zuverläßig bekannt, ob sie unter sich verabredet, was

der

der Herzog für einen Character annehmen sollte, ob den eines Königes, oder eines Unterthanen? Vermuthlich hatte Monmouth im Sinn, sich nach den Umständen zu richten, wie sie sich zutrügen; und Argyle war zu sehr von seinem und seines Vaterlandes Vortheil erhitzt, als daß er an eines andern Nutzen hätte denken können. Argyle segelte zuerst mit 100 Gefährten ungefähr nach Schottland; die vornehmsten darunter waren der Rechtsgelehrte Ayloff, und der Malzenbrauer Rumbold, Männer, die wegen ihres Antheils, den sie an der vorigen Verschwörung genommen hatten, bekannt waren. Monmouth machte sich fertig, dem Argyle zu folgen, und mit 82 Officieren und 150 andern Begleitern an der westlichen Küste von England zu landen. Lord Grey und Sir Patrik Hume *) waren die angesehensten in seinem Gefolge; Trenchard **) Wildman und der Hauptmann Mathews, Schwiegersohn des unglücklichen Sir Thomas Armstrong, sollten den Augenblick, da er anlanden würde, sich zu ihm gesellen. Derjenige aber, auf den der Herzog von Monmouth sein größestes Vertrauen setzte, war Fletcher von Salton, in dem allein die Stärke eines Soldaten, eines Red-

*) Er ward nachmalen von dem Könige Wilhelm zum Grafen von Marchmont gemacht.

**) Er war hernach des Königs Wilhelm Staatssecretair.

Redners und eines Gelehrten vereiniget war, und der im alten Rom der Nebenbuhler und Freund des Cato *) gewesen seyn würde. Fletcher redete dem Herzoge sein Vorhaben aus. Lord Grey drang ihn dazu.

Diese Zubereitungen machten vieles Aufsehn, sogar in Holland. Wie aber Gerüchte sich vergrößern, je weiter sie sich verbreiten, so war auch das Aufsehn noch größer, das sie in England erregten. Dem zufolge that der König Jacob durch seinen Gesandten Skelton bey der Stadtobrigkeit zu Amsterdam, nachgehends aber auch bey den Generalstaaten Anregung, die Einschiffung des Monmouth zu verwehren. Unter dem Vorwande der Kanzeleyformalitäten aber sahen beyde seiner Flucht nach, entweder aus Unwillen gegen den König Jacob, dessen Verbindung mit Frankreich sie in Furcht setzte, oder aus derjenigen Ehrerbietung für diesen Flüchtling, die sie gegen Unglückliche von allen Nationen zu haben sich rühmen. Der Prinz von Oranien mischte sich gar nicht in die Sache, und entschuldigte sich damit, daß der König ihn um seinen Beystand nicht ersucht hätte; und vielleicht sahe er es nicht ungerne,

*) Das kleine Bändchen von Fletchers Werken, die noch dazu sehr unvollständig gesammlet sind, zeigt, daß er einer von den wenigen klaßischen Schriftstellern in englischer Sprache gewesen.

gerne, daß ein Herr, der der Prinzessin die Thronfolge hatte abzugewinnen gesucht *), sich der Gefahr seines Unterganges aussetzte, daß die Engländer in einer Angelegenheit, welche für die Sache der Freyheit und Religion ausgegeben ward, auf die Probe gestellt, und daß in England Unruhen erregt würden, zu deren Beylegung er vielleicht selbst könnte übergerufen werden. Gegen den Skelton gab er sogar vor, daß er die ausgestreueten Gerüchte von den Projecten des Argyle und Monmouth nicht für gegründet hielte, obschon er wußte, daß der eine abgegangen war, und der andre in Bereitschaft stand abzugehen. Darauf drang Jacob II bey den Holländern an, daß sie alle brittische Rebellen, die je in ihren Landen Zuflucht zu suchen gekommen wären, festnehmen sollten. Allein der Pensionär Fagel widersetzte sich öffentlich diesem Ansuchen, und der Prinz that es insgeheim. Zuletzt that der König bey dem

*) Im Falle, daß der König Jacob nach seines Bruders Karls II Tode nicht auf den Thron gekommen wäre, so hatte Niemand zu demselben ein näheres Recht als seine Tochter, die Prinzessin von Oranien. Allein der Herzog von Monmouth unterhielt sich mit nicht geringer Hoffnung zum Throne, als ein Sohn Karls II. zumal da er große Liebe bey dem Volk hatte; und weil er ein Protestant war, arbeiteten wirklich viele von der Nation daran, ihn auf den Thron zu heben, und Jacob II davon auszuschließen.

dem Prinzen Ansuchung um die Hülfe der brittischen Regimenter, die in holländischen Diensten waren. Der Prinz gab keine abschlägige Antwort, legte aber viel Schwürigkeiten und Verzögerungen in den Weg; kurz darauf erbot er sich, mit seinen eignen Garden selbst nach England überzukommen, bekam aber diese zweydeutige Antwort: „daß es für den König zuträglicher wäre, wenn er bliebe wo er wäre". Die Art, wie Skelton, der des Prinzen persönlicher Feind war, und noch mehr, wie der französische Hof diese Sachen dem Könige Jacob vorstelleten, machte den Riß vollständig, der sich schon zwischen ihm und seinem Schwiegersohn befand.

Im May dieses Jahrs 1685 war Argyle wirklich in Schottland gelandet, und hatte zwey offene Briefe ausgehen lassen. Der eine, der in seinem eignen Namen aufgesetzt war, beschwerte sich über das Unrecht, das ihm widerfahren war, und hatte zum Endzweck seine Horde zu einer Aufregung in seiner eignen Sache zu bringen. Der andre war in seinem und seiner Begleiter Namen aufgesetzt, und war eingerichtet die Bundhalter zu seiner Fahne zu versammlen; denn die Unfälle, so die Nation erfahren, wurden darin auf Rechnung der Uebertretung des Nationalbundes gesetzt; es wurde darin behauptet, daß der König, weil er sich nicht nach diesem Bunde gehalten hatte, die Krone verwirkt hätte; und es wurde erkläret, daß

die Hauptabsicht dieser vorhabenden Unternehmung dahin gienge, sowol die bischöfliche Würde als das Pabstthum abzuschaffen. Diese Unternehmung war fast allen ihren Umständen nach unglücklich. Die orkneyischen Inseln, das erste Land, das der Graf Argyle berührte, war die entlegenste Gegend des Landes, das er zu überziehn gedacht hatte. Die Mannschaft, die er auf Kundschaft ans Land setzte, wurde ergriffen und machte seine Ankunft bekannt, ehe er noch landen konnte; indem er um die Spitze herumsegelte, um nach der westlichen Küste der Hochlande zu kommen, vergieng Zeit wegen der Fluthen und wegen der Winde, obschon selbige nur zu günstig waren; die Regierungsverwaltung hatte Zeit, ihre Gegenanstalten zu machen; und da es bekannt war, daß er an der westlichen Küste landen würde, wo er seine Hausmacht und die Macht der Bundshalter beysammen hatte, so wurden zwey Schiffe dorthin geschickt, auf seine Bewegungen zu wachen; alle Landsoldaten des Königreichs, die aus 22,000 Mann bestanden, wurden ins Gewehr gebracht, und der dritte Theil davon samt 3000 Mann regulirter Kriegsmacht, ward auf diese Seite hingezogen. Diejenigen unter seinen Freunden, die man für verdächtig hielt, und finden konnte, wurden gefänglich eingezogen. Der König schreckte die Bundhalter durch seine öffentlichen Befehle und durch seine bekannte sehr strenge Gemüthsart, und das Parlement setzte sie durch

das

das Ansehen seiner gedruckten Erklärungen in Furcht, so daß sie bey ihren aufrührerischen Gesinnungen doch keinen Aufruhr wagten. Dennoch stießen zu dem Grafen auf seinen eignen Gütern auf 2000 Mann von seinen Lehnsträgern und Untersassen, die zwar den Untergang voraussahen, aber nach den Sitten ihres Landes, sich schämten, ihr Oberhaupt allein fallen zu sehen. Zu diesen gesellten sich noch auf 500 andere Leute. Argyle, der nichts davon wußte, daß seine Freunde eingezogen und daß die Bundhalter in Schrecken gejagt worden, verblieb einige Wochen nach seiner Ankunft im Argylshirischen und da herum, wo er mehr Geräusch machte, als Thaten verrichtete. Da er aber aus den Bewegungen und Standlagern seiner Feinde wahrnahm, daß sie auf die Gegend, wo er war, ihn einzuschränken gedachten, aber voller Ungeduld war, entweder zu den Bundhaltern zu stoßen, oder ihre Zustoßung zu erhalten, drang er im Angesicht seiner Feinde in die niedern Gegenden des westlichen Landes. Inzwischen brachten die königlichen Schiffe die seinigen auf, worin er seinen Kriegesvorrath halte; seine Lebensmittel wurden ihm durch die zahlreichen Partheyen, die ihn umringet hatten, abgeschnitten. Diejenigen unter seinen Soldaten, die in Hoffnung vieler Beute, oder aus Begierde nach einer Veränderung zu ihm übergetreten waren, entliefen einer nach dem andern, und benahmen den andern den Muth; und auf einem seiner Züge

im Renfrewshirischen verfehlte sein Wegweiser des rechten Weges, und führte sein Heer in einen Morast, wo Pferde und Gepäcke verloren giengen. Bey diesem Unglück hatte alle Ordnung ein Ende; jederman gab Befehle, keiner gehorchte; jeder folgte seinem eignen Rath und dachte auf seine Sicherheit. Das Heer lief aus einander. Der Graf flohe, und zwar ganz einzeln, um seinen Stand zu verbergen, aber entschlossen, falls man ihn erkennen möchte, mit den Waffen in Händen zu sterben. Er ward von zween Bauren angetroffen, die ihm zuriefen, sich zu ergeben. Auf den einen lösete er sein Pistol; der andre versetzte ihm eine Wunde in den Kopf, an der er vom Pferde fiel; er erholte sich, und lief an den Clydefluß, um durchzuschwimmen. Hie griff ihn ein dritter an; der Graf spannte sein Pistol, aber es versagte; der Bauer gab ihm einen Schlag auf den Kopf; er fiel, und rief im Fallen: Unglücklicher Argyle! Einer von den Bauern, den sein Unglück erschütterte, fieng an zu weinen und bat die andern, ihn entwischen zu lassen; diese aber, die durch die Drohungen, welche wider die bekannt gemacht waren, die ihn beherbergen würden, in Furcht gesetzt waren, wollten nicht einwilligen. Zufolge des vormals über ihn ausgesprochenen Urtheils ward er enthauptet, und starb mit einer Beherztheit, die seine Nachkömmlinge angeerbt haben.

Es

Es war nur wenige Tage vor diesem Unglück, das das Heer des Argyle betraf, als der Herzog von Monmouth zu Lyme im Dorsetshirischen landete. In seinem Manifest machte er bekannt, es sey die Absicht seiner Unternehmung, daß die Parlemente alle Jahre versammlet werden sollten, und daß die Krone keine Macht haben sollte, die Parlementssitzungen eher auszustellen, als bis alle Beschwerden gehoben wären; daß die Schöppen (sheriffs) alle Jahre von den Freysassen erwählet; daß eine Landmiliz unter dem Befehl der Schöppen errichtet, daß keine stehenden Heere ohne Zustimmung des Parlements gehalten, und daß den Innungen ihre Freybriefe wieder zugestellt werden sollten. Man siehet hie den Unterschied, daß, da das schottländische Manifest nur für eine besondere Parthey der protestantischen Religion Vorsehung that, dies englische auf die großen Angelegenheiten der bürgerlichen Freyheit gerichtet ist. Aber selbst diese edelmüthigen Vorschläge waren den Freunden einer monarchischen Verfassung zuwider, weil sie die Monarchie zu sehr zu schwächen schienen. In andern Absichten betrachtet, war das Manifest mit Unverstand gemacht. Indem es übermäßige Beschwerden über das Parlement führte, welches damals saß, erbitterte es dessen Mitglieder; indem es die Rechte zu verstehen gab, die Monmouth auf die Krone haben wollte, machte es die Freunde eines Gemeinwesens gegen seine Sache kaltsinnig; indem es allen protestantischen Dissen-

tienten Duldung versprach, zu einer Zeit, da die Kirche und Dissentienten noch nicht, wie nachher bey der Revolution geschahe, mit einander ausgesöhnt waren, war es beleidigend für die Kirche. Bey seinen übertriebenen Vorwürfen, die Monmouth machte, schien er sowohl des Königes als seine eigne Würde vergessen zu haben. Und die Vereinigung seiner Angelegenheiten mit denen des Argyle, der den schottländischen Bund zur Grundlage seines Aufstandes machte, setzte die in Unruhe, die Freunde der Kirche und Staatsverfassung waren.

Niemand von hohem Adel, und Niemand von Ansehen aus dem niedern, stieß bey den Bewegungen, die er in England machte, zu ihm. Einige von seinen Freunden, die nach der vorigen Verschwörung leicht auszuzeichnen waren, wurden von der Regierung gefänglich eingezogen; die übrigen flohen nach London, nicht anders als ob ihr Aufenthalt an aufrührischen Orten für Aufruhr möchte gehalten werden. Trenchard begab sich sogar nach Frankreich; allesamt fanden in den Bedingungen, die Monmouth in seinem Manifest bekannt gemacht hatte, Entschuldigungen für die Verlassung seiner Sache, oder gaben doch wenigstens vor, sie da zu finden. Der gemeine Haufen aber, dessen Günstling er allezeit gewesen war, sammelte sich fast in einem Augenblick heerdenweise zu seiner Fahne, sogar daß er viele davon

mußte wieder geben lassen, weil er weder Waffen noch Geld genug hatte. Im Anfange mangelte es ihm gar sehr an Lebensmitteln; als aber Ferguson *) die Versicherung gab, daß er für das ganze Heer einen Tag Unterhalt schaffen würde, wenn ihm der Herzog auf Eine Minute den Oberbefehl übertragen wollte, und dieser dazu seine Einwilligung ertheilte; so gab Ferguson Befehl, daß die Soldaten den folgenden Tag einen feyerlichen Fasttag zur Erlangung eines glücklichen Feldzuges begehen sollten.

Um eben diese Zeit machte der Oberste Danvers ein republikanisch gesinnter Officier, alle Anstalten zu einem Aufstande in London. Der Brigadier Hook der nachmals vom Könige Jacob Begnadigung erhielt, der ihn auch nach Frankreich begleitete und daselbst sein Geheimschreiber ward, bekannte, als er während dieser Rebellion des Monmouth gefangen ward, vor dem Könige, daß er und Danvers sich gegen den Herzog von Monmouth verpflichtet hätten, ihn (den König) zu ermorden, wenn sie den Aufstand, den sie vorhatten, zu Wege bringen könnten.

Monmouth behielt sich den Oberbefehl über die Fußvölker vor, und gedachte den über die Reuterey dem Fletcher und Lord Grey zu geben. Den dritten Tag nach seiner Ankunft schickte er

*) Man sehe von diesem Geistlichen den Beschluß des Aufsatzes im 8ten Bande S. 231.

den Lord Grey mit 300 Mann ab, Bride-Port zu stürmen, und dem Fletcher mit einer andern Parthey gab er einen andern Auftrag. Der Hauffe des Lord Grey stürmete die Stadt mit vieler Hitze; er selbst aber riß von seinen Leuten aus, flohe zu dem Herzoge zurück und brachte ihm die Nachricht, daß sie geschlagen wären. Bald darauf kam die Zeitung an, daß der Haufe gesieget hatte. Der Herzog, der in Verlegenheit gerieth, fragte den Hauptmann Matthews: „Was soll ich mit ihm machen?" Matthews antwortete: „Kein Feldherr ist in Europa, der solch eine Frage thun würde, als Sie?„ Allein da der Herzog von Natur bescheiden war, und sich fürchtete jemanden zu beleidigen, so ließ er dem Lord Grey das Commando. Fletcher, welcher glaubte, daß eine Zeit der Gefahr keine Zeit zu Komplimenten wäre *), hatte bey Ausrichtung des ihm gegebenen Auftrags einem Landedelmann sein Reitpferd, das für seinen Herrn fertig da stand, weggenommen, um es selbst zu reiten. Als der Edelmann davon hörte, lief er im Zorn auf den Fletcher zu, schimpfte auf ihn, drohete ihm mit seinem Stock und wollte ihn schlagen. Fletcher, der zwar in den Pflichten der Sittlichkeit sehr strenge war, aber auswärts zu See und Land gedient hatte, wo er sich von der Ehre eines Soldaten

*) Sollten denn etwan Diebstahl und Mord weiter nichts seyn, als blos keine Komplimente? (Ueb.)

daten und eines Edelmanns *) sehr hohe Begriffe erworben, und den Stock für eine große Beleidigung ansah, zog sein Pistol hervor, und erschoß den Edelmann auf der Stelle. Die That machte ihn in einem Lande, wo man dergleichen Feinheiten nicht verstand, bey dem Volke verhaßt. Es erhob gegen ihn ein lautes Geschrey, es begab sich in vollen Haufen zu dem Herzoge und beklagte sich, und der Herzog ward genöthigt den einzigen Soldaten und fast den einzigen geschickten Kopf, den er in seinem Heere hatte, zu bitten, daß selbiger ihn verlassen möchte. Mit dem Fletcher verließ den Monmouth alles Kriegsglück.

Der Herzog von Monmouth, der zu den Formalitäten, welche von regulirten Truppen zu Friedenszeiten pflegten beobachtet zu werden, mehr gewöhnt war, als zu den wirklichen Thätlichkeiten des Krieges, und den Geist nicht hatte, einzusehen, daß bey verzweifelten Unternehmungen die plötzlichen Bewegungen alles mit Schrecken erfüllen, bey dem Aufschub aber die Leute ihren Muth sammlen, und nach und nach anfangen die Gefahr zu verachten, die ihnen im Anfange so furchtbar schien, wollte seine Anhänger, deren er 6000 um sich

*) Beyder Ehre bestehet in dem möglichsten Guten, das sie thun können; ein Pferd zu stehlen, muß einem Soldaten und Edelmann, auch wenn ers aus Noth thäte, immer schimpflicher seyn, als Schimpfworte und Stock.

sich hatte, die allesammt seiner Sache aufs eifrigste ergeben waren, die Erlaubniß nicht geben, die Landmiliz, die unter dem Herzoge von Albemarle gegen ihn anzog, anzugreifen, obwohl sie nur 4000 Mann stark war, und feindselig gegen den König, dessen Sache sie vertheidigen sollte, gesinnet war. In der Absicht seine Leute zur Zucht zu gewöhnen, machte er nur langsame Züge und ruhete sehr oft aus, fand aber doch, daß die Anzahl gemeiner Soldaten, die ihm ihre Dienste anboten, anwuchs, je weiter er vorrückte. Auch einige von dem mindern Adel stießen zu ihm. Zu Taunston streuete das Volk ihm Blumen und Kräuter auf den Weg, begleitete ihn mit Zurufen und Gebeten, schmückte die Wände mit grünen Zweigen und öfnete seinen Soldaten die Häuser. Sechs und zwanzig junge Jungfern überreichten ihm knieend im Namen ihrer Stadt eine Bibel und eine Standarte. Monmouth, der schon von Natur gegen Freude und Kummer zu empfindlich war, ward durch diese Bezeugungen der Liebe aufs innigste gerührt. Das Geschenk der Bibel sahe er als ein Vorzeichen seines künftigen Glücks an. Er küßte das Buch und sagte: „Er käme, „die darin enthaltenen Wahrheiten zu vertheidi„gen oder mit seinem Blute zu versiegeln.“ Und unter dieser Rührung wurde er durch die dringenden Bitten vieler seiner Anhänger übermocht, die ohne Aufhören ihm anlagen, daß er sich zum König sollte ausrufen lassen. Der Grund, dessen

dessen sie sich bedienten, und der, wie es vorgegeben ward, ihn überzeugt hatte, war der, daß die Partheyen sich nicht gleich wären, weil, wenn die eine durch königliche Proclamationen der Rebellion schuldig erklärt würde, die andere ihre Widersacher nicht mit eben den Waffen gesetzmäßig bestreiten könnte. Die unmittelbare Ausübung seiner königlichen Würde war sehr unvernünftig. Er rief ihr zufolge den Herzog von Albemarle für einen Verräther aus, wofern er nicht sogleich die Waffen niederlegte; und erklärte alle Mitglieder des Parlements ebenfalls für Verräther, wofern sie nicht aus einander giengen. Eben diese weite Ausdehnung seiner Drohung machte die Absicht derselben zunichte, weil dadurch diejenigen vor der Strafe sicher gestellt wurden, die eben in Furcht sollten gejagt werden.

Unterdeß, das sich Monmouth mit solchen Kleinigkeiten beschäftigte, hatten die Generale des Königes Befehle erhalten, ein Treffen immer zu vermeiden, und dies aus eben der Ursache, die den Herzog hätte nöthigen sollen sie zu einem Treffen zu zwingen; und während der Zeit erlangte Jacob Muße, sein Heer zu verstärken, für die brittischen Regimenter in holländischen Diensten Befehle zum Abruf zu erhalten, sein Heer in England bis auf 15,000 Mann zu vergrößern, die Versicherungen des Parlements zu seiner Vertheidigung zu bekommen, und in einer Verwilligung

von 400,000 Pf. Sterl. zum Dienste des Kriegs noch gründlichere Wirkungen jener Versprechungen zu erhalten.

Der Herzog von Monmouth zog gegen Bristol an, eine Stadt, die an Geld, Waffen, Lebensmitteln und Freunden für ihn Ueberfluß hatte, und hatte den Vorsatz einen Versuch auf sie zu wagen, weil er des Beystandes in der Stadt versichert war. Da aber der Herzog von Beaufort den Bürgern die Erklärung gethan hatte, daß er die Stadt mit Feur anstecken wollte, dafern sie einen Aufstand machten, so heißt es, daß Monmouth gesagt habe: „Gott bewahre, daß ich die zwey Plagen des Schwerdtes und Feuers zusammen über eine so edle Stadt bringen sollte," und zog nach Bath. Dieser Art Gesinnungen waren zu Kriegeszeiten die Mittel nicht, eine Stadt dahin zu bringen, daß sie ihre Thore öffnete; als er demnach zu Bath anlangte und die Stadt aufforderte sich zu ergeben, schlossen die Bürger ihre Thore zu, tödteten den Herold, und forderten den Herzog heraus.

Von Bath machte er sich nach Frome, wo er mit einmal zu gleicher Zeit die Nachricht bekam von des Grafen von Argyle Niederlage in Schottland, von der Ankunft der holländischen Regimenter zu s'Gravesand, und daß der Lord Feversham mit 3000 Mann regulirter Soldaten und mit 30 Stücken gegen ihn, der keine hatte, in

vollem

vollem Anzuge wäre. Da erst ward er endlich den Irrthum seiner vorigen Verzögerungen und der Täuschungen seiner träumerischen Monarchie inne. Er bedachte sich, kämpfte jezt gegen seine Kleinmüthigkeit und unterlag ihr zu andrer Zeit, wenn er auf der einen Seite den verzweifelten Zustand seiner Angelegenheiten, und auf der andern seine zu Grunde gerichteten Freunde, und die Höhe des Falles von der Würde eines Königs zu dem Elende eines Flüchtlings, in Erwägung zog. Er fragte alle Menschen um Rath, die ihm aufstießen, er versammlete einen Kriegsrath aus seinen Officieren, und schrieb zugleich an den Danvers die dringendsten Briefe, den Aufstand in der Stadt zu beschleunigen. Danvers, der sich stellte, als sey er dadurch aufgebracht, daß der Herzog sich die Krone aufgesetzt hatte, schrieb ihm zur Antwort: „Er sey nicht schuldig, demjenigen sein „Versprechen zu halten, der das seinige gegen ihn „gebrochen hätte". Ehe aber noch diese Antwort anlangte, war in dem Kriegsrath der Entschluß gefaßt worden, nach Bridgewater zurückzuziehen, um daselbst Danvers Antwort abzuwarten, oder, im Fall daß diese nicht günstig ausfiele, eine bequemere Gelegenheit zur Flucht über das Meer zu haben. Feversham folgte ihm nach Bridgewater nach. Auf diesem Rückzuge verließen ihn die Kleinmüthigen; die mehresten und rechtschaffensten seines Heeres blieben bey ihm, und ließen an vielen Merkmaalen spüren, daß sie mitleidsvoll

für

für ihn empfanden, was sie für sich selbst nicht empfanden; ein Edelmuth, der Monmouths zärtliches Herz durchdrang.

Zu Bridgewater stieg er auf eine hohe Thurmspitze, noch einmal ein Land zu übersehen, das er, wie er merkte, in kurzem würde verlassen müssen. Mit Hülfe guter Augengläser entdeckte er drey Meilen in der Ferne, daß die Reuterey und das Fußvolk des Feversham von einander getrennt lagen, und aus allzugroßer Sicherheit für ein fliegendes feindliches Heer sehr sorglos gelagert waren. Den Augenblick faßte er den Vorsatz, sie noch in der folgenden Nacht im Finstern anzugreifen. Der Entwurf, den er zum Angriff machte, war schnell und weislich überlegt. Er behielt sich den Angriff des Fußvolks vor, welches ihm am nächsten lag; dem Lord Grey gab er Befehl mit einem Theil der Reuterey einen Umweg nach dem Dorfe zu machen, wo die Reuterey des Feversham lag, und das Dorf anzustecken, um diese Reuterey in Unordnung zu bringen, und mit den übrigen dem Fußvolk in den Rücken zu fallen, während daß Monmouth es von vorne angriff. Der Hauptmann Matthews erinnerte den Herzog an Greys Aufführung bey Bridgeport; allein zufolge seines natürlichen Leichtsinns und einer übertriebenen Bedenklichkeit gab er zur Antwort: „ich will den Lord nicht vor „den Kopf stoßen; was ich ihm aufgetragen habe,

„läßt

„läßt sich sehr leicht ausführen.“ Durch eine schlechte Aufführung des Grey, die er nie verantwortet hat, mislung der Anschlag auf die Reuterey, und er begab sich aufs Fliehen, so daß der Herzog von Monmouth den ganzen Angriff mit seinem Fußvolk allein thun und unterhalten mußte. Der Hauptmann Hucker, der in England zu ihm gestoßen war, lösete beym Vorrücken ein Pistol, den Feind zu warnen, und ritte darauf fort, um die öffentlich bekannt gemachte Verzeihung des Königs anzunehmen. Auf diese Weise hielt das Heer des Feversham den Angriff aus, weil es Zeit gehabt hatte, sich anzuschicken. Die irregulirten Truppen des Herzogs fanden vor den königlichen einen Graben, den sie sich nicht vorgestellt hatten, machten sich doch aber mit Gewalt einen Weg darüber, und fiengen den Angriff unerschrocken an. Die Truppen des Feversham wichen anfänglich, wie es wohl bey Gefechten mit Irregulirten zu begegnen pflegt, sämtlich zurück, ausgenommen des Lord Dumbartons Compagnien Schottländer. Allein der Herzog verlor den erlangten Vortheil durch die große Sorgfalt, die er anwandte, seine Leute in Ordnung zu halten, und sie regelmäßig feuren zu lassen, statt mit dem Degen in der Faust (als das einzige Gewehr, wodurch die Ueberlegenheit, welche die Kriegszucht den regulirten Truppen über irregulirte giebt, verhütet werden kann,) in die Reihen ihrer Feinde einzubrechen. Die Königlichen stellten sich wieder

 her.

her. Bey diesem Anblick verloren die Begleiter des Herzogs alle Achtung für die Befehle ihres Anführers. Jeder Mann drang ein, wo er seine Gegenwart für nothwendig hielt, am mehresten aber, wo er den Tapfersten von seinen Feinden wahrnahm; und gebrauchte einmal die Flinte, andre male den Degen, und oft, wenns an Gewehr mangelte, kämpfte er mit allen Gliedmaßen, wie es in der Wut bürgerlichen Zwistes zu gehn pflegt. Als sie indeß wahrnahmen, daß sie durch dieses wilde Kämpfen wenig ausrichteten, stellten sie sich in eine ordentliche Schlachtordnung, fügten ihre Schultern dicht an einander, und ein jeglicher sprach seinem Gefährten Muth ein; sie rückten vor, machten Halte, fochten und starben mit einander. Unter diesen verschiednen Streitarten unterhielten sie den Angriff drey Stunden lang, und kein Soldat oder Officier war da, der nicht sich betrug, als wenn das Schicksal der Schlacht ganz allein auf seinen Arm ankäme, und nicht auf das Heer zu welchem er gehörte. Endlich wurden des Feversham's Kanonen in eine Stellung gebracht, da sie gerade in die Seiten des herzoglichen Heeres strichen, wo sie desto grössere Wirkung thaten, je dichter die Leute da auf einander standen; und zu eben der Zeit wandte auch die Reuterey, die müde war den Grey zu verfolgen, sich um, und fiel dem Monmouth in den Rücken. Dennoch hielten des Herzogs Leute, obgleich ein Drittheil von ihnen schon geblieben war,

dieses

dieses doppelte Unglück standhaft aus, bis sie alles ihr Pulver verbraucht hatten; und auch da hörten sie eher auf zu fechten, als ihren Platz zu behaupten. Der Herzog nahm die Flucht, sein Heer zog sich blos zurück. Er galopirte in einem Strich zwanzig Meilen vom Schlachtfelde, ohne zu wissen, wo er hinrennete, und stieg alsdann vom Pferde, ohne Entschluß gefaßt zu haben, wo er hinwollte. Zwey Tage darnach ward er ergriffen ohne Widerstand zu thun, als er ohnweit Ringwood im Dorsetshirischen, als ein Bauer gekleidet, in einem Graben und mit Kraut bedecket lag. In seiner Tasche fand man einige Schotenkörner, wovon er sich unterhalten hatte, und sein Georgen-Ritterkreuz mit Diamanten besetzt. Er hatte drey Nächte nicht geschlafen; seine Lebensgeister waren so erschöpft, daß er in Ohnmacht fiel und weinte.

Nachdem man ihn eingezogen hatte, schrieb er einen Brief an den König Jacob I, und bat aufs dringendste vor ihn gelassen zu werden, weil er ihm Geheimnisse von der äußersten Wichtigkeit zu entdecken hätte, die er aber Niemanden anvertrauen könnte. Dieser Brief hat zu mancherley Muthmaßungen Gelegenheit gegeben. Es ist kein Zweifel, daß der Prinz von Oranien die Zurüstungen des Monmouth hätte verhindern können; und d'Avaux (der französische Gesandte im Haag) schrieb noch zu einer so späten Zeit,

 als

als der 17 April war, an seinen Hof, daß er hinter einen heimlichen Briefwechsel zwischen Monmouth und Bentinck, dem Liebling des Prinzen gekommen wäre *). Hingegen der Brief des Monmouth an den König Jacob beweiset vielmehr, daß zwischen dem Prinzen von Oranien und ihm keine persönliche Verbindung statt gefunden. Denn er beruft sich in diesem Briefe auf den Prinzen und die Prinzessin von Oranien, daß er ihnen zum öftern die Versicherungen gegeben, daß er nimmermehr gegen den König thätig seyn wollte, und legt die Schuld der Uebertretung seiner Pflicht auf die Anreizungen andrer. Man hat aber guten Grund zu glauben, daß das Geheimniß, worauf er zielet, der Briefwechsel zwischen dem Prinzen von Oranien und Sunderland gewesen, und daß er selbst vom Sunderland zu diesem unglücklichen Unternehmen war angetrieben worden **). Sheldon, ein Kammerbedienter des Königs

*) Es sind demohngeachtet auch Gründe gegen diesen vermeintlichen Briefwechsel, die der Baronet Dalrymple in einer Note allhie anführt, die aber hie weggelassen worden, weil sie eigentlicher für Geschichtforscher gehören. (Ueb.)

**) Sunderland war des Königs Jacob vertrautester Minister, aber auch sein geheimster und sträflichster Verräther, der dem Könige Maasregeln an die Hand gab, wodurch dieser Prinz sich nach und nach ins Verderben stürzte, und nach Sunderlands

Königs und Bruder des Generals Sheldon, erzählte nach der Revolution sehr vielen Herren eine Geschichte, deren Wahrheit der König Jacob ebenfalls bekräftiget hat. Sheldon war von dem Könige zu dem Heere an den Lord Feversham geschickt worden, demselben eine Bothschaft in Betreff seines Gefangenen zu überbringen. Monmouth sahe diese Bothschaft als ein Zeichen der Güte des Königs an, und bat den Sheldon, obgedachte zwey Geheimnisse seinem Herren zu entdecken. Indeß daß Sheldon anfieng dem König zu erzählen, was vorgienge, trat Sunderland in das Gemach. Sheldon hielt ein: der König befahl ihm aber fortzufahren. Sheldon antwortete, er hätte von Monmouth was zu sagen, das er nur im Vertrauen entdecken sollte. Der König bestand aber darauf, daß Sunderland von allem wissen sollte, was zwischen ihm und dem Herzoge von Monmouth vorgienge. Sheldon gehorchte und erzählte die obigen Umstände. Hierauf warf sich Sunderland auf die Knie, und sagte hitzig: „Sehen Ew. Majestät,

 „was

lands Absicht stürzen mußte. Einer der Abscheulichsten unter den Menschen. (Ueb.)

Was Sunderland für Absichten gehabt, da er dem Monmouth dies wilde Unternehmen angerathen, das mag die Zukunft entwickeln; vor jezt kann noch kein historisches Licht diese Nebel zerstreuen. (Verf.)

„was mein Eifer für Ihren Dienst mich für Verläumdungen aussetzt". Eben so gewiß ist es, daß der König, da er vom Throne verdrängt war, und sich in Frankreich aufhielt, glaubte, daß, nachdem er eingewilligt hatte, den Monmouth vor sich zu lassen, Sunderland dem gefangenen Herzoge in Geheim sagen lassen, der König hätte blos darum eingewilligt ihn vor sich zu lassen, weil er den Entschluß gefaßt, ihm (dem Monmouth) zu verzeihen, er riethe ihm demnach, seine Ehre nicht dadurch zu beflecken, daß er seine Freunde verrieth, da keine Nothwendigkeit dazu vorhanden wäre, sondern vielmehr vorzugeben, daß er willens wäre seine Religion zu ändern, um den König zufrieden zu stellen.

Den Tag darauf, (den 14 Jul. 1685.) als Monmouth im Tower angekommen war, führte man ihn zu Wasser nach Whitehall in das Aufwartzimmer. Er warf sich dem König zu Füßen, gestand die Größe seines Verbrechens und bat unter Vergiessung vieler Thränen um sein Leben, mit Erinnern, „daß der König wenn er seines Neffen „Blut vergöße, sein eignes vergöße;" Erinnerung an eine Verbindung, die in einer Freundschaftsstunde Vergnügen würde erweckt haben, jezt aber des Königs Unwillen nur vergrößerte, der dem Ringen des Monmouth mit starrer Unempfindlichkeit zusahe. Der Herzog erbot sich katholisch zu werden; eine Schmeicheley, die den König aufbrachte,

brachte, weil sie voraussetzte, er würde sich dadurch hintergehen lassen. Er entdeckte kein Geheimniß; und Jacob I glaubte, er hätte keins zu entdecken; alles war eine Weile stille von Seiten des Königs. Der Herzog faßte aus dieser Stille einige Hoffnung. Diese Hoffnung vermehrte sich, als von ihm verlangt wurde, eine Erklärung zu unterzeichnen, des Inhalts, daß der jüngst verstorbene König ihn versichert hätte, niemals mit seiner Mutter verheirathet gewesen zu seyn *). Er gehorchte. Darauf verlangte der König, daß er alle seine Mitschuldige nennen sollte, und machte ihm Vorwürfe, als er sich bedachte. In der Hitze sprang der Herzog von der Erde auf, und gieng aus dem königlichen Gemach, mit einer Mine, als wenn er seines gleichen vor sich hätte.

Als er wieder in dem Tower ankam, kehrte die Liebe zum Leben zurück; er forderte Dinte, Feder und Papier, um wieder an seinen Oheim zu schreiben. Scott, ein Officier von Dumbartons Regiment, der mit die Wache über ihn hatte, sagte

 ihm,

*) Der Herzog hat oft vorgegeben, daß seine Mutter mit dem Könige Karl II wäre verheirathet gewesen, und daß der König selbst ihn das versichert hätte. Nie ist aber diese Heirath geschehen; seine Mutter war nur auf eine kurze Zeit des Königs Beyschläferin. Aus der vorgegebenen Ehe aber leitete der Herzog sein Recht zur Krone her. (Ueb.)

ihm, daß er Befehl hätte, ihm nicht zu erlauben zu schreiben; als aber Monmouth ihn nochmals aufs dringendste bat, verwilligte es Scott, der ein Verwandter der Herzogin von Monmouth war. In diesem Briefe warnete Monmouth abermals den König vor dem Sunderland. Allein Blood, der in dem Tower ein Amt hatte, und entweder derjenige selbst war, der unter der vorigen Regierung die Krone gestohlen hatte, oder dessen Sohn, hatte auf den Scott, weil er sich so lange bey dem Herzog allein verweilt hatte, einen Verdacht geworfen, und zwackte ihm den Brief durch Drohungen ab, welchen er dem Sunderland brachte, der ihn vernichtete. Die Hinrichtung des Herzogs ward gleich auf den folgenden Tag angesetzt. Monmouth, der durch die schönen Schmeicheleyen eines Wahrsagers war ungeduldig gemacht worden, welcher ihn versichert hatte, daß er von der Vorsehung zu großen Dingen bestimmt wäre, woferne er diesen Tag überlebte, schrieb einen dritten Brief an den König, und bat um kurzen Aufschub seiner Hinrichtung. Diesen Brief übergab Sunderland dem König, die Bitte aber ward abgeschlagen.

Der Herzog empfand Unruhe darüber, daß er seiner Gemahlin sehr schnöde begegnet hatte, die zwar nicht schön war, aber Verstand und Zärtlichkeit besaß, und ihm eines der größesten Vermögen in Europa zugebracht hatte; er verlangte daher

her mit ihr in Geheim zu sprechen. Sie aber weigerte sich anders als in Gegenwart von Zeugen, ihn, der doch schon sterben sollte, zu sehen, dem Vorgeben nach, damit sie nicht den Schein hätte Antheil an seinem Hochverrath zu haben, und aus Achtung für ihre Kinder, in der That aber aus Unwillen über eine verachtete Liebe. Nach der Zärtlichkeit ihrer Gesinnungen aber und durch wiederholtes Flehen um Gnade, that sie indeß alles, was von einer Gattin und Freundin gefordert werden konnte. Es ist eine Familienerzählung, daß der König an dem Morgen, da ihr Gemahl hingerichtet werden sollte, ihr melden ließ, er wolle bey ihr frühstücken. Sie nahm den Besuch an, weil sie glaubte, der König würde einen Pardon mitbringen. Der König bezeigte sich gegen ihre Kinder sehr liebreich, und gab ihr eine Schrift, die er mitgebracht hatte, worin ihre weitläuftigen Familiengüter, die eigentlich durch ihres Gemahls Hochverrath der Krone zufielen, ihr zum Geschenk versichert wurden. Sonderbare Mischung von Unartigkeit und Edelmuth.

Monmouth ward nicht durch die Richter verurtheilt, damit sein Anblick vor einem Gerichte nicht Mitleiden erregen möchte. Der Zuschauer bey seiner Hinrichtung war eine unzählige Menge. Als er auf das Schaugerüste trat, neigte er sich gegen das Volk, von dem er, wie er wußte, zärtlich geliebet ward; aber aus Rücksicht auf das

Anständige seines Ranges, hielt er an dasselbe keine Rede. Bey den Zuschauern folgte wechselsweise auf das Gemurmel der Seufzer und des Aechzens tiefes Schweigen; wenn sie den Monmouth ansahen, so empfanden sie eine Ehrerbietung für ihn, die ihrem Kummer nicht auszubrechen erlaubte; und wenn einer des andern trauervolle Blicke sahe, brach jeder in Thränen aus *). Männer von Stande fürchten Schmerzen mehr als den Tod, und Schimpf mehr als beydes. Er bezeigte eine Aengstlichkeit darüber, daß der Henker ihm vielleicht mit einem Hiebe das Leben nicht nehmen möchte; er untersuchte selbst das Beil, ob es auch scharf wäre, und sagte: „Er „fürchtete sich zu sterben", fragte aber dabey: „ob „ihm das jemand am Gesichte ansehen könnte?" Der Henker, der vor dem Stande seines Opfers furchtsam geworden war, gab ihm viele Hiebe, die ihm das Leben nicht nahmen, warf darauf das

*) Wir liefern diese Periode, wie sie bey dem Verf. steht, gestehen aber dabey, daß es ungerne geschieht, denn sie und ähnliche, die Dalrymple liebt, sind so sehr über den Gesichtskreis der Geschichte, daß man sie wohl bey einem Dichter, aber nicht bey einem so guten Geschichtschreiber finden sollte. Wir kennen den Tacitus, aber er bleibt der Natur getreu; allein hie ist die Natur verschönert, eine Arbeit, die ein Geschichtschreiber andern überlassen muß. (Ueb.)

das Beil fort, und konnte nur mit vieler Schwierigkeit überredet werden, sein Amt ganz zu thun. Die Zuschauer schienen in ihren Gebeten und Thränen und ihren Leibesverzuckungen die Hiebe zu fühlen, welche der Herzog nicht mehr empfand. Die, welche den Wechsel menschlicher Angelegenheiten erwogen, gedachten bey sich selbst, daß die Menge, welche jezt seiner Hinrichtung zusahe, bey einer andern Lage seines Schicksals mit Frohlocken und Jauchzen hinter seinem Wagen würde hergelaufen seyn. Der anständige Muth, mit dem er starb, zeigte, wie viele Stärke die Empfindungen persönlicher Würde über die Gefühle der Natur bey Männern von einer erlauchten Geburt haben. Nach seinem Tode fand man in seiner Tasche kleine Reden wider Gefahr, Gesänge und Gebete, die er selbst geschrieben hatte; Papiere, welche ein Gemüth verriethen, das der Ehrbegierde, den Ergötzlichkeiten und dem Aberglauben ergeben war. Die Liebe, welche das gemeine Volk zum Monmouth hatte, folgte ihm bis über das Grab; es überredete sich, daß einer von seinen Freunden, der ihm ähnlich war, eingewilliget hätte, öffentlich sein Leben zu verlieren, um Monmouths Leben zu retten. Bey jeder Nennung seines Namens fuhr es auf, und wartete lange mit Ungeduld, daß sein Liebling wieder hervorträte, und es zur Vertheidigung seiner und der Nation Sache riefe. Lord Dartmouth wohnte auf Befehl des Königes der Hinrichtung bey. Als er

dem

dem Könige Bericht abstattete, setzte er hinzu: „Einen Feind sind Sie los, Sire, es ist aber noch „ein gefährlicherer übrig.“ Der König that als ob er nicht verstünde, daß sein Schwiegersohn (der Prinz von Oranien) gemeint werde; die Worte aber drückten sich tief seiner Seele ein*).

Unter königlichem Ansehen wurden zwo Nachrichten gedruckt: die eine enthielt die Erzählung, wie Monmouth denen, die ihn verfolgten, in die Hände gerathen war; und die andre eine Beschreibung seiner Hinrichtung, die von den Bischöfen, die ihn begleitet hatten, unterschrieben war. In der letztern war alles aufgezeichnet, was Monmouth während dieser letzten schmerzlichen Zeit geredet oder gethan hatte. In jener hieß es: „Daß er in einer Höhlung, die mit Hecken „besetzt gewesen, aber viele Ausgänge nach dem „freyen Lande gehabt, Zuflucht genommen. Von „diesen Ausgängen hatten die Soldaten sich Mei„ster gemacht und sie alle besetzt, so daß sie ihn „allezeit in seine Schlupfwinkel zurückjagten, so „oft er sich sehen ließ, welches wohl dreyßig mal „geschehen.“ In der letztern wird erzählt, „daß „die Bischöfe ihm dringend angelegen, seine sträf„liche

*) Er hatte Ursache dazu; denn wirklich war es dieser Prinz, der drey Jahre darauf den König vom Thron verdrängte, den weder er noch seine Nachkommen je wieder bestiegen haben, noch besteigen werden. (Ueb.)

„liche Verbindung mit der Lady Herriot Went„worth zu bereuen *); allein er hätte seine Lei„denschaft für dieses Frauenzimmer für eine „Sache der Ehrerbietung ausgegeben; und die letz„te That seines Lebens war gewesen, daß er ihr „ein Liebeszeichen überschickte. Die Bischöfe „hatten auf dem Blutgerüste in ihn gedrungen, „vor dem Volke zu bekennen, daß er der Lehre „der Nichtwiderstehung **) zugethan wäre; er „antwor-

*) Hatte er doch nie gesehen, daß sein Vater oder seine Mutter dergleichen Verbindung bereuet hatten! (Ueb.)

**) Dies Wort bedarf einer kleinen Erläuterung. Es ward zu den unglücklichen Zeiten erfunden, da Karl I, Karl II und dieser Jacob II den Engländern das Joch der Dienstbarkeit über den Hals zu ziehen strebten. Diese Könige hatten die abergläubische Meinung, daß sie ihre Macht nicht von dem Volke, sondern unmittelbar von Gott hätten, und daß die Parlementer sich mit Unrecht eine Mitregierung anmaßten. Der Stolz und die ungezäumte Herrschsucht, die den Großen so natürlich ist, bestärkte sie in ihrer Meinung. Viele Gottesgelehrten, welche die heil. Schrift zwar mit Gelehrsamkeit, aber nicht allemal mit Urtheil auslegten, bestärkten diese Lehre, daß Könige ihre Macht unmittelbar von Gott hätten, daß man ihnen daher nicht widerstehen, sondern ihr Verfahren immer gutheißen und dulden müßte; dies hieß die Lehre der Nichtwiderstehung. Diese Herren

„antwortete aber, er käme da, nicht Reden zu hal-
„ten, sondern zu sterben. Sie baten ihn, daß
„er selbst für den König beten möchte, er schwieg
„aber stille, und als sie ihn ersuchten mit ihnen
„für den König mitzubeten, sagte er mit gleichgül-
„tiger Mine: Amen.“

Die englische Nation wunderte sich darüber, daß der Mann, dem dem Wohlstande gemäß am mehresten daran gelegen seyn mußte, über den letzten Todeskampf seines (natürlichen) Neffen einen Schleyer zu ziehen, am ängstlichsten war, ihn offenbar zu machen. Diese Umstände gaben dem Volk einen tiefen Eindruck von der strengen Gemüthsart des Königes. Allenthalben wiederholte man eine Antwort, die Ayloffe einst gegeben hatte. Ayloffe hatte sich in Schottland einen Stich gegeben, um einer befürchteten Strafe zu entgehen; er ward aber noch bey Zeiten gerettet und wieder zurecht gebracht; nachgehends wurde er dem Könige vorgestellt, weil man hoffte, daß

Herren bedachten nicht, daß in einem freyen Lande der König nur ein Repräsentant des Volks ist, und aufhört ein rechtmäßiger König zu seyn, sobald er den mit dem Volke gemachten Bund bricht; und daß ein freyes Volk eben so wenig schuldig sey, sich gutwillig die Freyheit rauben zu lassen, als ohne Weigerung seinen Hals hinzugeben, wenn den Tyrann beliebt ihn abzuschneiden. (Ueb.)

daß man ihm viele Geständnisse würde ablocken können. Jacob II drang ihn zu bekennen, und sagte unter andern: „Herr Ayloffe! Ihr wißt, daß „ich Macht habe euch zu verzeihen; sagt also et„was, daß ihr die Verzeihung verdienen mögt.“ Ayloffe antwortete: „In Ihrer Macht haben „Sie es wohl mir zu verzeihen, aber nicht in Ih„rer Natur!“

XII.

Einige Züge aus der Regierungsgeschichte Ludwigs XII, *) welcher 1498 bis 1515 regierte.

Ludwig XII gehöret unter die guten Könige von Frankreich, wo er bey seinem Leben als der Vater des Volks verehret wurde. Gleich zu Anfang seiner Regierung zeigte er sich sehr gütig. Da er noch Herzog von Orleans war, war er von Ludwig de la Tremoille im Treffen gefangen genommen worden. Als ein junger König hatte er jezt Gelegenheit sich zu rächen; man erinner-

*) Aus dem 21 und 22 Bande der Histoire de France depuis l'Etablissement de la Monarchie jusqu'au Regne de Louis XIV die zu Paris 1771 herausgekommen sind und den Herrn Inspector und Prof. Garnier zum Verfasser haben.

innerte ihn sogar daran: er antwortete aber, es würde einem König von Frankreich nicht kleiden, Beleidigungen zu rächen, die dem Herzog von Orleans widerfahren wären. Bey jedem Regierungsantritt eines neuen Königs war es die Gewohnheit, die Gehalte der Beamten zu erneuren, die der König zu behalten gedachte. Als man diesem Ludwig die Liste aller Hofbeamten vorlegte, gieng er sie mit Sorgfalt durch, und machte bey den Namen seiner hartnäckigsten Feinde ein rothes Kreuz, ohne sonst mit einem Worte sich darüber auszulassen. Das erfuhren sie schnell, und aus Furcht, daß die Bestrafung nicht blos im Verlust ihrer Aemter bestehen würde, verbargen sie sich und ließen durch mächtige Gönner um Verzeihung ansuchen. Ludwig antwortete auf die Vorbitten für diese Hofleute: „Da ich das „Siegel der Erlösung zu ihren Namen gesetzt ha„be, so glaubte ich ihnen deutlich genug angekün„digt zu haben, daß alles verziehen sey: Jesus „Christus ist für sie gestorben, wie für mich". Der Prinz von Oranien, der sich unter der vorigen Regierung mit dem Herzog von Orleans entzweyet hatte, aber die Güte und Billigkeit Ludwigs kannte, trug kein Bedenken, ihn um eine Gnade anzuflehen, die er unter der vorigen Regierung zu erbitten nicht gewagt hatte. Sie betraf die Wiederherstellung seines Fürstenthums in die Freyheit der uneingeschränkten Herrschaft, die es so lange Zeit genossen hatte, und welcher sein Va-

ter, der des eilften Ludwigs Gefangener gewesen war, hatte entsagen müssen. Da diese Entsagung nicht freywillig, sondern unter Zwang von dem Vater des Prinzen geschehen war, so maßte sich jezt der zwölfte Ludwig nicht nur gar kein Recht über das Fürstenthum an, sondern wollte auch nicht einmal die funfzig tausend Thaler wieder fordern, die zufolge des Vergleichs für diese Besitznehmung hatten bezahlt werden müssen. Das Parlement von Grenoble, unter dessen Regierung das Fürstenthum war gestellt worden, suchte vergeblich, die Rechte geltend zu machen die schon vor dem eilften Ludwig auf dieses Fürstenthum waren vorhanden gewesen. Dem König kamen diese Rechte so einleuchtend nicht vor, als eine seit Jahrhunderten gewährete ruhige Besitzung ist, und legte seinem Parlement ein Stillschweigen auf.

Der Herzog und die Herzogin von Beaujeu, diese Mitbewerber und Verfolger des Herzogs von Orleans, hatten Ursache sich zu fürchten; der nunmehrige König durfte sich nur entfernt halten, und den Gesetzen ihren freyen Lauf lassen, so war das schon genug, ihnen die bitterste Kränkung zu erregen. Sie hatten nur eine einzige Tochter, und der Vater hatte in der Eheverschreibung festgesetzt, daß alle seine Güter, im Fall er ohne männliche Leibeserben verstürbe, nach seinem Ableben der Krone heimfallen sollten. Voller Unruhe über das künftige Schicksal ihrer Tochter,

baten sie den König, wenigstens in Ansehung des Herzogthums Bourbon dieser gar zu harten Clausel nachzusehen. Er verwilligte ihnen nicht nur diese Gnade, sondern fand auch ein Mittel der jungen Prinzessin Susanna die ganze Erbschaft ihrer Väter unzerstückt zu erhalten, indem er ihr ihren leiblichen Vetter den Herzog Karl von Bourbon-Montpensier zum Gemahl gab.

Nachdem sich der König auf diese schöne Art an seinen Feinden gerochen hatte, wählte er sich seinen geheimen Rath, und machte seinen Vertrauten den Georg von Amboise zu seinem ersten Staatsbedienten. Derselbe war lange Zeit ein Gefährte aller Verfolgungen gewesen, die der Herzog von Orleans ausgestanden hatte, und jezt schien er mit ihm den Thron zu besteigen. Der König brachte es bey dem Pabste auch dahin, daß ihm der Kardinalshut gegeben ward. Der berühmte Philosoph Philipp von Commines schmeichelte sich vorzüglich der Gnade des Königes. Er hatte dem Staate wesentliche Dienste geleistet; er hatte neun Monate in einem eisernen Kefig geschmachtet, weil er sich zu frey für einen Anhänger des damaligen Herzogs von Orleans erklärt hatte: allein wegen seiner erhabenern Einsichten und der Beschaffenheit seines Geistes wurde er von denen, die schon im geheimen Rath waren, gefürchtet. Der neue Monarch empfieng ihn kaltsinnig, und Commines sahe daraus, daß es

Zeit

Zeit war sich zu entfernen. Er begab sich in die Einsamkeit, wo er seine vortrefflichen Mémoires verfertigte.

Ludwig wurde bald in langwierige und blutige Kriege verwickelt; der Pabst donnerte seinen Bannstrahl über ihn; und man sahe in seiner ganzen Regierung, daß er der größeste König hätte seyn können, wenn er nicht durch eine falsche Ehrbegierde wäre verleitet worden, die Ausdehnung seiner Länder zu eifrig zu suchen. Als König von Frankreich, und als Erbe der Rechte des Hauses Anjou, hatte er wohl hergebrachte Ansprüche auf das Königreich Neapolis. Als Privatmann und Großsohn der Valentine Visconti hatte er noch klärere auf das Herzogthum Mailand, welches damals die Sforza an sich gerissen hatten. Die Drohungen, die Erniedrigungen, die er bey seiner Anwesenheit in Italien von dem itzigen Herzog Ludwig hatte dulden müssen, reizten ihn noch mehr zur Rache. Schon bey seiner Krönung setzte er zu seinem Titel eines Königs von Frankreich noch den, des Königs von Neapel, von Sicilien, von Jerusalem und Herzogs von Mailand. Hernach fieng er Unterhandlungen an, und da diese nicht glückten, entschloß er sich eine Armee nach Italien zu schicken; nur kam es auf Geld zum Aufwande des Krieges an, und er selbst konnte sich nicht überwinden, seinen Unterthanen Steuern zu einem Kriege abzufordern, der

allein seine Person angieng. Der Cardinal von Amboise that einen Vorschlag, der gefährliche Folgen haben konnte, und die Verkaufung der Aemter betraf; und Ludwig nahm ihn nur mit großem Widerstreben an. Er eroberte und verlor das Herzogthum Mailand; er hatte treulose Feinde an einem Ferdinand und Cäsar Borgia, und ungetreue Bundesgenossen an den Schweizern, welche ihn verließen, da er ihren Beystand am nöthigsten brauchte. Die Härte der Venetianer war bey einer Gelegenheit gar sonderbar. Der König hatte nicht nur zu Lande eine starke Armee zur Einnahme von Neapolis abgeschickt, sondern auch noch eine zahlreiche Flotte ausgerüstet, deren Oberbefehl er dem Philipp Ravenstein von Cleve anvertrauet hatte, welcher Gouverneur der Republik Genua war. Dieser Admiral that einen unglücklichen Zug nach den Eylanden des Archipelagus, wo er sich mit den Rhodiser-Rittern und Venetianern wider die Türken vereinigen sollte. Ein wüthender Sturm fiel über die Flotte, und das Admiralsschiff, auf welchem sich Ravenstein nebst mehr denn sechshundert Edelleuten von den besten Häusern befanden, zerscheitterte am Fuß der Felsen, die das Eyland Cythere umringen; zweyhundert Mann wurden unter den Wellen begraben, die übrigen retteten sich auf den Spitzen der Felsen, von da sie so gut als möglich auf das Eyland hinab klettern; sie waren nackend, hatten kein Geld, keine

Lebens-

Lebensmittel, waren den Rauhigkeiten der Witterung ausgesetzt und befanden sich in Feindes Landen. Die Insel Cythere, die wegen des Dienstes, den man daselbst der Liebesgöttin leistete, so berühmt gewesen, war jezt nur von groben und kriegerischen Viehhirten bewohnt, die sorgfältig vor allen Fremden auf ihrer Hut waren, weil solche nur auf ihrer Insel landeten, um ihre Heerden zu plündern. Für französische Ritter war es etwas sehr demüthigendes, daß sie ihre Hoffnung auf nichts gründen durften, als auf das Mitleiden, das sie diesen Barbaren einflößen könnten. Wozu treibt aber der Hunger nicht? Sie zerstreuten sich in die Hütten und verkauften die Kleider, die sie noch hatten, für geringen Preis, oder bettelten demüthig um ein Stück Brod. Einige kamen für Kälte und Elend um; alle wünschten sich den Tod, als sie nach zwanzig Tagen Widerwärtigkeit ein venetianisch Schiff an der Küste landen sahen. Der Hauptmann, den ihr Schicksal rührte, der aber auf seinem Schiffe für sie keinen Raum hatte, eilte dem Befehlshaber einiger genuesischen Schiffe, die bey der Insel Milo vor Anker gelegt hatten, Nachricht zu geben. Würde man es wohl glauben, wenn ein gleichzeitiger Geschichtschreiber es nicht bezeugete, daß dieses menschenfreundliche Bezeigen des Hauptmanns zu Venedig als ein Staatsverbrechen angesehen ward, dafür er der Todesstrafe mit genauer Noth entgieng, die ihm gewiß zur ewigen Ehre würde gereichet haben?

Von andrer Art war das Schicksal, das einen französischen Prinzen betraf. Es war Ludwig von Bourbon, ältester Sohn Gilberts Grafen von Montpensier. Seine Gesprächigkeit, sein Edelmuth hatten ihn den Soldaten werth gemacht; das tapfere Wesen, das er bey der Belagerung von Capua hatte von sich blicken lassen, zog schon die Blicke des ganzen Heeres auf ihn. Obwohl er nur erst achtzehn Jahre alt war, hatte er sich doch wie ein bloßer Abentheurer mitten unter die Feinde geworfen; und da er sich an den Angriff des Walles gemacht, der das Hauptthor der Stadt deckte, hatte er die Ehre gehabt ihn mit dem Degen in der Faust zu ersteigen und seine Standarte dahin zu pflanzen. Nach dieser Eroberung wollte er das Grab seines Vaters zu Puozzoles besuchen; er kam dahin, zerfloß in Thränen und konnte der traurigen Begierde nicht widerstehen, den Sarg öffnen zu lassen um den Urheber seines Lebens noch einmal zu umarmen. Bey dem Anblick dieser beweinenswürdigen Ueberbleibsel wurde er von einem so tiefen Schmerz überfallen, daß er auf der Stelle seinen Geist aufgab. Seltenes und nur zu unglückliches Beyspiel kindlicher Liebe. Der Leichnam des Vaters und des Sohnes wurden in einen Sarg gelegt.

Die Regierung Ludwigs liefert noch ein anderes Beyspiel eines empfindsamen Todes. Die Liebe, wenn man unkeusche und unerlaubte Triebe

mit

mit diesem Namen belegen darf, wählte sich ein Opfer von besondrer Art. Thomasine Spinola hatte Ludwig XI, als er sich zu Genua aufhielt und ihm zu Ehren viele Feste gegeben wurden, zu aufmerksam betrachtet. Seine einfältige und männliche Schönheit, die durch die Geschicklichkeit und Annehmlichkeiten, die er bey allen Leibesübungen bewies, noch erhöhet wurde, machte einen so starken Eindruck auf ihr Herz, daß sie sich der unreinen Regung nicht enthalten konnte. Nachdem sie sich verschiedne male in Unterredung mit ihm eingelassen hatte, glaubte sie, daß alles, was sie bisher an ihm bewundert, nichts sey in Vergleich dessen, was sie bey diesem Umgang an ihm entdeckte; sie wurde so sehr verliebt, daß sie trotz der Bescheidenheit und Zurückhaltung, von der sie bisher nie gewichen war, nicht erröthete ihm ihr Feuer zu bekennen, und ihn zu bitten, daß er ihr Intendio seyn möchte. Nach dem, was der Schriftsteller sagt, aus dem die Geschichte genommen ist, bedeutet dieser Ausdruck eine Freundschaft in Ehren und liebenswürdige Vertraulichkeit. So unschuldig und alles sinnlichen beraubt, als dieser Verfasser diese Liebe vorstellt, war sie doch nichts weniger lebhaft und von Dauer. Stolz auf das, was sie erlangt hatte, voll Furcht eine so schöne Flamme, wie unser Schriftsteller sich ausdrückt, zu entheiligen, verachtete sie den Umgang mit den übrigen Sterblichen, und verwarf mit Unwillen alle Liebkosungen und Zuredungen ihres Gemahls;

mahls; einzig mit dem Gegenstande ihrer Leidenschaft beschäftigt, tröstete sie sich über die Abwesenheit des Königes damit, daß sie zum öftern an Ihn schrieb, und entweder für alle Unglückliche ihre Vorbitten einlegte, oder die Vortheile ihres Vaterlandes besorgte, und auf diese Weise eine Verirrung, die ihr allein nachtheilig war, in den Augen ihrer Mitbürger kostbar und weniger sträflich machte. Ungefähr drey Jahre darauf verbreitete sich in Italien ein Gerüchte, daß der König todt wäre. Dies falsche Gerede kostete die verliebte Spinola das Leben. Sie haßte das Licht, das sie nicht mehr mit ihrem Intendio theilen konnte; sie schloß sich in ein dunkles Zimmer ein, wo sie, ganz ihrem Schmerz ergeben, den Tod herbey rief. Ein hitziges Fieber raffte sie in weniger als acht Tagen dahin. Die Republik Genua, der sie sehr wichtige Dienste geleistet hatte, gab ihr auf öffentliche Kosten ein Leichengepränge, und ordnete ein paar ihrer edelsten Bürger ab, dem Könige diese traurige Nachricht zu überbringen. Er konnte seiner zärtlichen Freundin seine Thränen nicht versagen, und da er ihr Andenken ehren wollte, ließ er durch seinen Geschichtschreiber Johann d'Auton eine Grabschrift verfertigen, die seiner Verordnung zufolge auf das prächtige Grabmal gesetzt wurde, welches die Genueser ihr errichtet hatten.

So in sich verschlossen war die Liebe nicht, die Johanna, eine Tochter Ferdinands und Isabellen

bellen von Spanien, zu ihrem Gemahl dem Erzherzog Philipp trug. Er hatte sie bey ihren königlichen Eltern in Spanien gelassen und war allein nach den Niederlanden zurückgekehrt. Die Prinzessin konnte seine Abwesenheit nicht länger ausstehn. Sie achtete nicht die Bitten ihrer Mutter, die sie bey sich zurückhalten wollte; und da sie alle Hindernisse überwand, die ihrer Abreise in den Weg gelegt wurden, mußte man es ihr verstatten sich mitten im Winter einzuschiffen. Die Unglückliche sahe das Schicksal nicht voraus, das ihrer wartete. Voll Erstaunen und Verwirrung über die Kaltsinnigkeit eines Gemahls, dem sie ihre Eltern aufgeopfert, um des willen sie der Witterung getrotzt hatte, wollte sie die Ursache dieser Kälte erforschen, und erfuhr ein Geheimniß, welches ihr weit vortheilhafter gewesen wäre niemals zu wissen. Eine ihrer Hofdamen hatte die Unbescheidenheit ihr ihre Nebenbuhlerin zu nennen. Johanna stellte sich, als ob sie in geheim mit ihr zu sprechen hätte, und ließ sie zu sich in ihr Zimmer führen; bey dem Anblick ihrer Reize aber wurde sie wütend, fiel über sie her, raufte ihr die Haare aus und zerriß ihr Brust und Gesicht. Der Erzherzog, statt zu thun als wüßte er um diese Ausschweifung nicht, und statt eines verwundeten Herzens zu schonen, überhäufte sie mit Vorwürfen und kündigte ihr an, daß er sie ewiglich verachten wolle. Johanna konnte so heftige Erschütterungen nicht aushalten; die Werkzeuge ihres

Gehirns geriethen in Unordnung; sie ward gefährlich krank, und erlangte ihre Gesundheit nur wieder, um sich selbst zu überleben, denn sie kam nie wieder zum Gebrauch ihres Verstandes.

Dieser Erzherzog ist eben der, welcher nach Frankreich kam, seines Schwiegervaters wegen über das Königreich Neapel zu unterhandeln, und in dieser Sache, wie sich es nachher befand, das Werkzeug der Treulosigkeit war. Voll Unruhe über sein Schicksal bat er den König Ludwig um Gerechtigkeit und Gnade. Der edelmüthige König, der sich darüber beleidigt fand, daß Philipp ihn einer niedrigen Rache fähig hielt, antwortete, daß er nicht gewohnt wäre, den Unschuldigen statt des Schuldigen zu strafen, der Erzherzog wäre auf Treue seines Eides in seine Staaten gekommen, er könnte sich da aufhalten oder frey wegbegeben, wenn es ihn beliebte; ich will lieber, setzte er hinzu, wenn es seyn muß, ein Königreich verlieren, dessen Verlust am Ende vielleicht ersetzt werden kann, als die Ehre, die sich nicht ersetzen läßt.

Der Regierung Ludwigs XII ist das Aufkommen einer neuen Kunst der Verheerung beyzumessen, die bisher fast ganz unbekannt gewesen, nämlich der Minirkunst, wie sie heut zu Tage vermittelst des Schießpulvers getrieben wird. Peter Navarra war Zeuge eines Versuches gewesen, den ein genuesischer Officier im Jahr 1487 davon

machte.

machte. Da aber dieser Versuch mißlung, so erregte er die Aufmerksamkeit des Publicums nicht, und das Geheimniß würde verloren gegangen seyn, wenn Navarra, den die Neubegierde getrieben hatte, dem Versuch in der Nähe beyzuwohnen, und der in dem Graben die Fehler erkannt hatte, die der Wirkung schadeten, nicht von der Zeit an eingesehen hätte, was sich von dieser Entdeckung hoffen ließ. Die Spanier, denen damals das Glück wohl wollte, wußten ihren Nutzen daraus zu ziehen.

Die Geschichte würde uns noch traurigere Schauspiele darstellen, wenn die Erzählung von Kriegen, Ungerechtigkeiten und Uebeln, welche sie nach sich ziehen, nicht mit einigen Zügen der Uneigennützigkeit, der Großmuth und andrer Tugenden untermischt wäre, welche die Achtung gegen unsers Gleichen und die Liebe der Tugend erwecken können. Ludwigs Regierung stellt uns einige solcher Züge dar. Ludwig d'Ars war einer der geschicktesten Kriegsleute des Königs Ludwig. Nachdem er in Italien Proben der entscheidendsten Talente und der unbestechlichsten Treue abgelegt hatte, führte er auf Befehl seines Herrn den Haufen, der ihm anvertrauet war, nach Frankreich zurück. Der König und die Königin giengen ihm entgegen, theilten unter die Officiere und Soldaten Belohnungen aus, und überließen dem General, sich diejenige zu erwählen, die ihm am angenehmsten seyn würde. Hier übertraf Ludwig

wig d'Ars sich selber. Er hatte nicht Ursache den Yves d'Alegre zu lieben, wenigstens sieht man, daß sie während des neapolitanischen Krieges fast allemal in ihren Rathschlägen einander zuwider gewesen waren; dennoch rühmte Ludwig d'Ars dem Könige die Tapferkeit, die Treue und die Gaben dieses Generals, und bat statt der Belohnung um die Zurückberufung dieses Mannes, weil er dem Vaterlande noch wichtige Dienste leisten könnte. Alegre ward zurück berufen und in alle seine Bedienungen wieder eingesetzt.

Ein einzelner Umstand in dem Leben des Cardinals von Amboise macht ihm mehr Ehre, als alle Sprüche der Lobredner. Er hatte das Schloß Gaillon bauen lassen, das prächtigste und geschmückteste, das man damals in Frankreich kannte. Sobald es aber fertig war, bemerkte man einen großen Fehler, der darin bestand, daß das schöne Gebäude zu sehr eingeschlossen und von allen Seiten mit fremdem Eigenthum umringt war. Einer von den Hausgenossen des Cardinals (eine Benennung, die damals sehr guten Edelleuten, die großen Häusern ergeben waren, nicht zur Beschimpfung gereichte,) glaubte seinem Herrn den Hof zu machen, wenn er einen seiner Freunde beredete, ein benachbartes Gut an ihn zu verkaufen. Auf die Nachricht, die er dem Cardinal von den Gesinnungen hinterbrachte, worin er diesen Edelmann gelassen hatte, bekam er Befehl, denselben auf einen

nen bestimmten Tag zu dem Cardinal einzuladen. Nach der Mahlzeit führte ihn der Cardinal in sein Geheimzimmer, ließ ihn zu seiner Seite niedersitzen und erkundigte sich genau nach der Ursache warum er sein Landgut verkaufen wollte. „Monseigneur, antwortete der Edelmann," ich habe keine andre „Ursache, als das Vergnügen, Ihnen mit einer „Sache zu dienen, die Ihnen sowohl gelegen ist". — Der Kardinal versetzte: Wenn das Ihre Ursache ist, so behalten Sie ihr Gut; es ist die Erbschaft ihrer Väter, der erste Titel des erlauchten Namens, den sie Ihnen hinterlassen haben, und den Sie Ihren Nachkommen als ein Heiligthum aufbewahren müssen. Auf der andern Seite können Sie versichert seyn, daß ich weit entfernt bin ein solches Opfer von Ihnen zu fordern, um mich in allem dem, was Sie angeht aufs lebhafteste Ihrer anzunehmen, und daß ich den Werth eines solchen Nachbarn, als Sie sind, zu gut erkenne, als daß ich mich dessen berauben wollte. — „Monsei„gneur" erwiederte der Edelmann, „mein Landgut „ist mir viel werth, und was Sie mir zu bemerken „beliebt haben, macht es mir noch werther; mein „Gedanke ist aber der: Ich habe nur eine einzige „Tochter; ein benachbarter Edelmann begehrt sie „zur Ehe; sein Name, sein Wohlstand, sein Ge„müth ist mir anständig; er verlangt aber eine „Mitgabe, die ich ihm schlechterdings nicht geben „kann. Ich habe überschlagen, daß ich, wann „ich

„ich mein Landgut verkaufe, meine Tochter glück-„lich machen, das übrige der Kaufsumme unter-„bringen, und davon meine übrige Lebenszeit be-„quem leben kann.“ — Der Plan, sagte der Cardinal, ist ganz vernünftig; sollte es aber kein Mittel geben, Ihre Tochter nach Wunsch zu verheirathen, und zugleich Ihr Landgut zu behalten? Könnten Sie nicht zum Beyspiel etwan von einem Ihrer Freunde die Summe, die Sie nöthig haben, ohne Interessen und erst nach entfernter Zeit wieder zahlbar entlehnen, sodann von Ihrem Aufwande alle Jahre etwas ersparen und sich fast ohne es zu merken, der Schuldentschlagen? — „Ach Mon-„seigneur,“ antwortete der Edelmann, „wo giebts „wohl heutiges Tages Freunde, die eine solche „Summe ohne Interessen und erst nach langer Frist „wieder zahlbar verleihen würden?“ — Sie müssen, erwiederte der Cardinal, indem er ihm die Hand reichte, Sie müssen von Ihren Freunden eine bessere Meinung haben; setzen Sie mich unter deren Zahl, und nehmen Sie von mir die Summe, die Sie nöthig haben, auf die Bedingungen, die ich Ihnen vorgeschlagen. Der Edelmann fiel vor dem Cardinal auf die Knie, und konnte auf ein so edles Anerbieten nur mit Thränen antworten. Als sie beyde nach dieser Unterredung wieder in den Saal traten, wo die übrigen Gäste waren, und der Edelmann, der die Unterhandlung eingeleitet hatte, den Cardinal fragte,

ob

ob er mit dem Kauf zufrieden wäre, antwortete dieser: „O ja sehr wohl, denn statt eines Land„gutes hab' ich einen Freund erlangt.“ Dieser Staatsbediente hatte das Glück selbst einen Freund an seinem Herrn zu finden, und bis zu seinen letzten Augenblicken Proben der zärtlichsten Zuneigung seines Monarchen zu bekommen. Während seiner Krankheit, an der er starb, machte ihm Ludwig öftere Besuche, und konnte sich der Thränen nicht enthalten; der Cardinal beschwor ihn, ihm inskünftige diese so köstlichen, aber grausamen Beweise seiner Freundschaft zu ersparen. Man erzählt, daß er, da er nun das Nichtige aller menschlichen Größe einsahe und einzig mit der Rechenschaft sich beschäftigte, die er seinem höchsten Richter würde ablegen müssen, zu dem Ordensbruder, der ihn bediente, zu wiederholten malen gesagt habe: Ach Bruder Johann, mein Lieber, ich wünschte, mein Lebelang Bruder Johann gewesen zu seyn; und als seine Anverwandten sich um sein Bette versammlet, den letzten Abschied von ihm zu nehmen, empfahl er ihnen, sich nie so weit zu setzen als er sich gesetzt gehabt, das wollte sagen, daß sie sich nie auf die gefährliche Verwaltung der öffentlichen Staatsbedienung einlassen sollten.

Ludwig besaß außer den sanftern Tugenden einen ungemeinen Muth; bey der Schlacht vor Agnadel war er auf allen Seiten, ohne sich vor den Kanonen zu fürchten, die um ihn her die Soldaten

baten wegrafften. Einige von denen, die um ihn waren, stellten ihm die Gefahr vor, der er seine geheiligte Person aussetzte, und baten ihn, sich von ferne zu halten und von da seine Befehle zu ertheilen. Das will nichts sagen, erwiederte er, wer sich fürchtet, darf sich nur hinter mir in Sicherheit stellen. Der Sieg der Franzosen war vollständig, und Ludwig eroberte in siebenzehn Tagen alles, was ihm von der venetianischen Beute zu Theil werden sollte. Es lag nur an ihm, von dem Stande, in welchem er sich befand, noch größere Vortheile zu ziehen. Die Obrigkeiten von Verona, Vicenza und Padua brachten ihm die Schlüssel von ihren Städten, und baten ihn inständigst, zu kommen und Besitz davon zu nehmen. Ludwig nahm die Schlüssel an, übergab sie aber auf der Stelle den Gesandten des Kaisers Maximilians, weil zufolge des Theilungstractats diese Städte demselben zukommen sollten. Dieser Fürst fühlte auch das Edle in diesem Betragen sehr lebhaft; und als der Cardinal von Amboise nach Trient kam, ihn um die Belehnung des Herzogthums Mailand zu bitten, stand er dem König Ludwig nicht nur willig zu, was er begehrte, sondern verbrannte auch in Gegenwart des Cardinals ein gewisses Register, welches er sein rothes Buch nannte, wo er mit eignen Händen alle Beleidigungen eingetragen, die er von Frankreich glaubte empfangen zu haben,

und

und davon er sich gelegentlich Nutzen zu ziehen versprach.

In seiner Jugend hatte Ludwig XII wenig Neigungen zu den Wissenschaften bezeigt, und doch liebte er die Gelehrten und glaubte sie belohnen zu müssen. Bey seiner Anwesenheit in Padua ward er von den Lehrern der Rechtsschule begrüßet, die ihn um die Bestätigung ihrer Freyheiten baten. Er bewilligte nicht nur die Gnade, um die sie ansuchten, sondern vermehrte auch ansehnlich ihren Gehalt. Er wollte ihren Uebungen beywohnen. Den folgenden Morgen erschien Jacob Mainus in einem langen goldstückenen Rocke, in dem königlichen Palast, und führte den König samt allen, die ihn begleiten wollten, an die Pforte seiner Schule. Hie neigte er sich tief, und bat den Monarchen einzutreten. Ludwig befahl ihm, zuerst hinein zu gehn: Hie, sagte er, bin ich nicht mehr König; Ihr seyd der einzige, den man da respectiren muß.

Das Absterben Ludwigs XII brachte in Frankreich die allerentgegengesetztesten Empfindungen hervor; und dieser König ward nicht so allgemein bedauret, als seine persönlichen Eigenschaften und seine sanfte Regierung hatten erwarten lassen. Wenn andre Beyspiele die Verblendung des persönlichen Eigennutzes nicht bestätigten, so würde man es kaum glauben, daß unter seiner Regierung sich Personen würden gefunden haben, wel-

che die Zeiten Ludwigs XI herbeywünschten. Die alten Höflinge, die Diener und das ganze Geschlecht derer, die unter den vorigen Regierungen gewöhnet waren, Gnadenbezeugungen zu verkaufen, die Nahrung des Volks zu verzehren, und sich mit dem Blute der Unglücklichen zu mästen, konnten keinen Gefallen an einem Prinzen finden, der die Bedienungen nur nach Verdiensten vergab, der sich zum Retter der Schwächern gegen die Unterdrückung der Mächtigern aufwarf, unter dem man weder von erzwungenen Heirathen, noch von Gütereinziehungen zu Gunsten der Angeber, noch von Austheilungen der Domainengüter, noch von Vermehrungen der Gehalte hörte. Sie redeten unaufhörlich von Ludwig XI, von seinen Thaten und von seinen Sprüchen, und erhoben ihn hoch bis in den Himmel. Aus eben dem Grunde verachteten sie Ludwig XII, und thaten ihr äusserstes, seine Wachsamkeit und Wirthlichkeit für Kleinheit des Geistes und niedrigen Geiz geltend zu machen. Noch bey seinen Lebzeiten versuchten es diese Höflinge, da sie mit Klagen seinen guten Namen nicht beschmitzen konnten, ihn lächerlich zu machen. Nach einer sehr gefährlichen Krankheit, die dem Leben Ludwigs sein Ende gedrohet, und allen wahren Franzosen so lebhafte Klagen ausgepresset und eine so tiefe Traurigkeit verursacht hatte, unterstanden sich die Komödianten, seinen Charakter auf die Schaubühne zu bringen. Er war blaß und entstellt, das Haupt in Tüchern eingewickelt, mit

mit Aerzten umgeben, welche unter andern über die Beschaffenheit seiner Krankheit rathschlagten. Nachdem sie endlich einig geworden, ihm trinkbares Gold einzugeben, ward der Kranke auf der Stelle besser und empfand keine andre Beschwerde mehr als einen unauslöschlichen Durst. Als Ludwig von diesem Possenspiel erfuhr, sagte er ganz kalt: Ich seh' es weit lieber, daß die Höflinge über meinen Geiz lachen, als daß das Volk über meine Verschwendung weinen sollte. Als indessen nach seinem erfolgten Tode die öffentlichen Ausrufer in allen Gassen von Paris ankündeten: Der gute König Ludwig, der Vater des Volks, ist todt! so ließen sich tausend klagende Stimmen hören, und Ströme von Thränen stürzten aus aller Augen. Die Betrübniß der Hauptstadt kam der in den Provinzen nicht bey, und am wenigsten derjenigen des platten Landes, denn hie war Ludwig vorzüglich angebetet. Wenn er eine Provinz durchreisete, so verließen die Landleute ihre Geschäfte, stellten sich an die Straßen, die sie mit grünen Zweigen bedeckten, und ließen die Luft von ihrem Zurufen wiederschallen; wenn sie ihn auf einer Stelle gesehn hatten, so liefen sie sich außer Athem um ihn auf einem andern Platze noch besser zu betrachten; in den Städten, wo er ausruhete, konnte er einige Stunden lang das Zimmer nicht verlassen, weil der Zulauf vor dem Hause zu groß war. Die, welche sein Maulthier, seinen Rock, seine Stiefeln

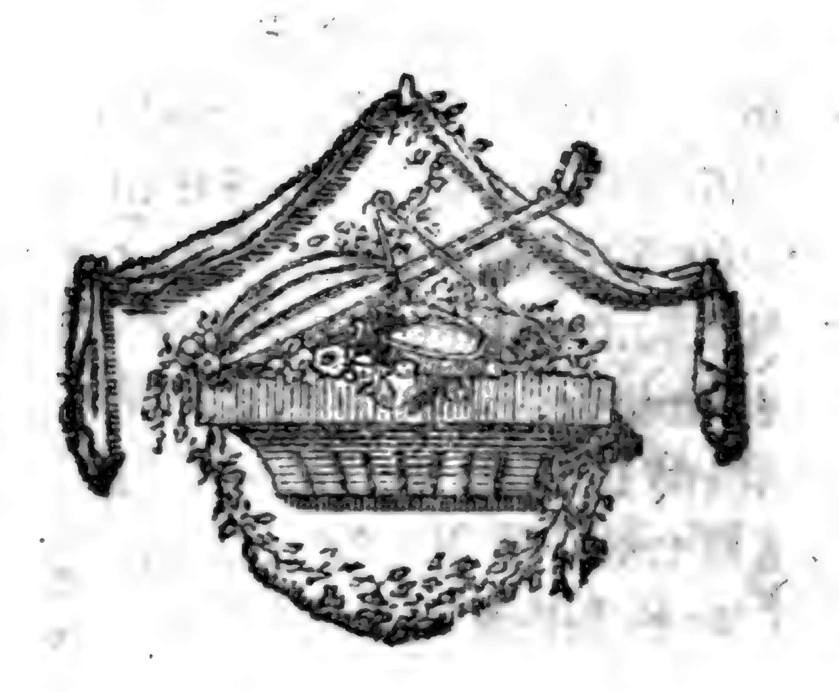
anrühren konnten, küsseten sich die Hände mit solcher Andacht, als ob sie die Reliquien eines Heiligen berührt hätten. Andre, die solchen Eifer nicht bewiesen, wurden von jenen mit Verwünschungen überhäuft. Er ist es, riefen sie, der die Gerechtigkeit über uns herrschen lässet, der unsre Erndten fruchtbar macht, der uns vor den Räubereyen der Kriegsleute schützet, und der uns zuerst die Süßigkeiten des Friedens und der Eintracht kosten läßt. In der That würde die Veränderung, die während seiner kurzen Regierung sich zutrug, unglaublich scheinen, wenn gleichzeitige Schriftsteller sie nicht bezeugeten.

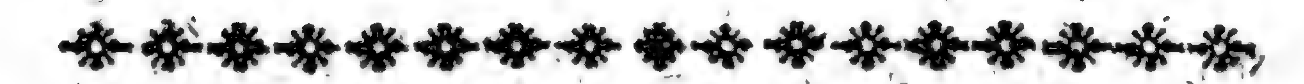
Seine Gemahlin Anna, Prinzessin und Erbin von Bretagne und hinterlassene Witwe Karls VIII von Frankreich, trug so viel nicht zur Wohlfahrt des Reiches bey, und ihr Charakter wird von den Geschichtschreibern nicht erhoben. So lange ihr erster Gemahl König Karl VIII lebte, den sie für ihren Verfolger ansah, und der sie gleichsam mit gewaffneter Hand erobert hatte, und sich nie die geringste Mühe schien gegeben zu haben, sich bey ihr beliebt zu machen, der viel Buhlerinnen, wenig Verstand und kein Ansehn hatte, war sie eine zärtliche, gefällige und unterwürfige Gattin; bey Ludwig XII, der sie zuerst Empfindung gelehrt, den sie aus Neigung liebte, den sie ganz und gar besaß, und der in Ansehung der Eigenschaften seines Herzens und der Anmuth des

Geistes

Geistes und des Körpers der vollkommenste Prinz seiner Zeiten war, wurde sie eigensinnig, widersprechend und hochmüthig. Einige Höflinge bezeugten ihr Erstaunen gegen den König, daß er so eine widerliche Gemüthsart so geduldig ertrüge; er antwortete aber: „Man muß schon von einer „Frau was vertragen, wenn sie ihre Ehre und „ihren Mann lieb hat.“ Er schrieb den unbiegsamen Eigensinn ihres Geistes dem Nationalcharakter zu, und pflegte sie scherzweise seine Bretagnerin zu nennen. Hätte ihr Widersprechungsgeist sich auf das Innere des Palastes eingeschränkt, hätte Ludwig allein davon gelitten, so würden die Geschichtschreiber sich entbrechen können, davon zu reden; allein er äußerte seinen Einfluß auf die ganze Staatsverwaltung und verursachte zum Theil die Unfälle, die in den letztern Jahren dieser Regierung den Staat beschwerten und das Reich mitnahmen. — Aller dieser Fehler ohngeachtet wurde sie doch bey ihrem Absterben von der ganzen Nation betrauret. So wirthlich Ludwig XII war, so prachtvoll war Anna; sie verwandte den besten Theil ihrer unermeßlichen Einkünfte die Dienste zu belohnen, die dem Staate geleistet worden, oder Unglücklichen zu helfen. Für alle Officiere, die sich durch irgend eine ruhmwürdige That hervorgethan, gab sie Anweisungen auf ihre Schatzkammer, oder gab denen, welche Alters oder ihrer Wunden wegen

gen genöthigt waren in Ruhe zu leben, einen sichern Ort zu ihrem Aufenthalt; das übrige ihrer Einnahme verwendete sie auf die Unterhaltung einer großen Anzahl junger Frauenzimmer von Stande, die sie in ihrem Palast bildete, die sie ihre Töchter nannte, und die sie vortheilhaft verheirathete, ohne daß es die Eltern das mindeste kostete. Dieses Umstandes wegen verdient sie allen Ruhm, den ihr die Geschichtschreiber geben. Außerdem besaß sie auch eine natürliche Beredtsamkeit und war schön; obwohl sie klein von Person war, und ein wenig hinkete. Sie starb in ihrem sechs und dreyßigsten Jahre.





XIII.

Anhang.

Anecdoten.

I.

Der berühmte englische Dichter Pope war nicht im Stande sich an- oder auszukleiden, noch ohne Hülfe andrer zu Bette zu gehn; er konnte nicht eher aufrecht stehen, bis ihm eine Art von Schnürbrust von steifer Leinwand umgeschnürt war; denn die eine Seite war ihm fast bis an den Rückgrad zusammengezogen. Er brauchte viele Aufwartung, war aber auch gegen die Mägde im Hause sehr freygebig, daher er sich über ihre Vernachläßigung seiner Person nicht beklagen durfte. Sie warteten ihn des Nachts, und brachten ihm des Morgens seinen Schreibetisch ans Bette, machten ihm sein Kaminfeuer, zogen ihm die Strümpfe an u. s. w. und manchmal rief er sie schon sehr frühzeitig, das alles zu thun, so daß es ihre gemeinste Entschuldigung war, wenn sie sonst ihre Hausgeschäfte zum Theil versäumt hatten, zu sagen, sie hätten mit Herrn Pope zu thun gehabt, da sie denn weiter keine Verweise mehr zu fürchten hatten. Er ließ sich den Tag zu verschiednen malen Kaffee machen, um den Kopf über den heißen Qualm zu halten,

 woran

woran er wider die heftigen Kopfschmerzen, die seine gewöhnliche Plage waren, ein kurzwährendes Linderungsmittel hatte. Da ihm seine Haare alle ausgefallen waren, so speisete er zuweilen an des Lord Oxfords Tafel mit einer sammtnen Mütze auf dem Kopf; wenn er aber nach Hofe kam, so hatte er eine Knotenperücke aufgesetzt und schwarze Kleider angezogen, und aus dem Taschenloche gukte ein kleiner Degen hervor. Man konnte ihn schwerlich überreden, ein einziges Glas Wein zu trinken. Er hatte sehr oft Zwist mit der Lady Maria Worthley Montague, davon gemeiniglich das Ende war, daß entweder er oder sie aus dem Hause gieng. Wenn er des Abends irgend wohin wollte, so schickte er zu einer gewissen Frau Blount, die ihm in seiner Miethkutsche Gesellschaft leistete. Er hielt sich zum öftern in Lord Oxfords Hause auf, wenn dieser Herr mit den Seinigen auf dem Lande war, und was er zu Mittage zu speisen verlangte, das wurde ihm gemacht. Bisweilen gieng er aus seines edlen Wirths Hause auf viele Monate weg, ohne daß ihm die geringste Veranlassung wäre gegeben worden, und kam alsdann nicht wieder, als bis man ihn durch mehr Zettel, Botschaften und Briefe, als die Bedienten zu bestellen Lust hatten, wieder gebeten hatte. Gelegentlich spaste er so gut mit des Lords Hausgesinde als mit Personen vom höhern Range; man sahe ihn aber niemals selbst lachen, wann er auch die Tafel über seine Einfälle

fälle in das lauteste Gelächter gesetzt hatte. (Universal Magazine Vol. 57. p. 91. 92.)

2. Vom Lord Bathurst. Allen Lord Bathurst war geboren im Jahr 1684. Er war der älteste Sohn von Sir Benjamin Bathurst, und bekleidete von 1705 eine Stelle im Parlement für den Flecken Cirencester, bis ihn die Königin Anna wegen seiner großen Verdienste zur Würde eines Pairs erhob, und ihm 1711 den Titel gab: Lord Bathurst, Baron Bathurst von Batlesden in Bedfordshire. Als Lord und Mitglied des Oberhauses redete er seine Herzensmeinungen frey aus, und widersetzte sich sonderlich unter der Regierung Georgens I, und Robert Walpole's Verwaltung den Maasregeln des Hofes. Im Jahr 1742, als Walpole weggeschafft war, ward Lord Bathurst in den geheimen Rath genommen. 1757 ward er Schatzmeister des itzigen Königs, damaligen Prinzen von Wales, bey dessen Regierungsantritt er zwar auf der Liste der geheimen Räthe stehn blieb, aber seines hohen Alters wegen keine Bedienung annehmen wollte. Er vermählte sich mit Katharina, einer Tochter des Baronets Peter Apsley, mit der er erzeugte Heinrich, itzigen Lord Kanzler von England, drey andre Söhne und fünf Töchter.

Er war ein Freund von Addison, Swift, Pope, und der berühmtesten schönen Geister seiner Zeit; daher die englischen Dichter ihn oft be-

sungen und in ihren Werken seinen Namen unsterblich gemacht haben.

Wenn Pope ihn besuchte, so wurde allemal ein dicker Foliant unter das Küssen seines Stuhls gelegt, damit der kleine Barde an der Tafel so viel bequemer säße. Pope war bey diesen Gelegenheiten so gesprächig gegen die Bedienten, und die Geschichten, die er zu erzählen pflegte, waren so ausnehmend lustig, daß die Bedienten vor Gelächter aus der Stube giengen und bey der Tafel nicht aufwarten konnten. Der Bediente, der die schönen Geister bedienen mußte, welche den Lord Bathurst besuchten, lebt ohnweit Cirencester in hohem Alter, und ist durch die Gnade seines ehemaligen Herrn in den Stand gesetzt worden, den Winter seiner Tage in Ruhe und Bequemlichkeit zuzubringen.

Lord Bathurst pflegte bis auf die letzten Monate seines hohen Alters alle Tage zwo Stunden lang vor der Mahlzeit spazieren zu reiten, und trank nach Tische allezeit seine Flasche rothen Bourdeauxer oder Madera. Er war gewohnt im Scherz zu sagen, daß er nie nach Dr. Cadogans Regeln zu leben erwählen werde; denn Dr. Cheyne hätte ihm schon vor funzig Jahren die feste Versicherung gegeben, daß er keine sieben Jahre mehr leben würde, wo er den Wein nicht ließe.

Der

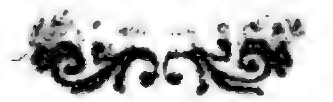
Der berühmte Lorenz Sterne oder Yorick machte dem Lord vor ungefähr sechs Jahren seine Aufwartung, und bezeigte viel Vergnügen über dessen Witz und gute Laune. „Er hat,“ sagt dieser Schriftsteller, eine „eigentliche Anlage sich vergnügen zu lassen, und mehr Stärke als mir bey keinem andern Menschen bekannt ist, andre zu vergnügen; dazu ist er ein Mann von Gelehrsamkeit, Herablassung und Empfindung.“

Vor ungefähr zwey Jahren (gegenwärtiger Aufsatz ist zu Ausgange des Jahres 1775 geschrieben,) ladete der Lord verschiedene von seinen Freunden ein, einige vergnügte Tage mit ihm auf seinem Landgute Cirencester zuzubringen. Man hatte ihn immer für einen muntern und höchst geselligen Mann gehalten, insbesondre aber war er einen Abend sehr ungeneigt seine Gäste zu Bette zu lassen, weil er große Lust hatte, mit ihnen noch länger aufzusitzen. Allein sein Sohn, der itzige Kanzler, wollte nicht dran und sagte unter andern, daß Ordentlichkeit die beste Erhalterin der Gesundheit und langen Lebens sey, daher er der Gesellschaft eine gute Nacht wünschte und sich in sein Schlafzimmer begab. Kaum hatte er den Rücken gewendet, so sagte der ehrwürdige muntre Greis: „Nun meine lieben Freunde, da der „alte Herr zu Bette gegangen ist, können wir jezt „wohl, denk' ich, noch eine Flasche anbrechen.“

Er war nur wenige Tage krank, und starb auf seinem Landgut Cirencester den 16 Sept. 1775, in seinem 91sten Jahre. (Universal Magazine Vol. LVII. p. 157.)

Wir wollen hie noch aus Yoricks Briefen an seine Elisa (Brief 3) hinzufügen, wie er (Sterne) mit diesem trefflichen Lord bekannt worden. „Eines Tages" sagt er, „machte ich Aufwartung an dem Hofe der Prinzeßin von Wales. Da trat er mich an und sagte: Herr Sterne, ich wünschte sie zu kennen, es ist aber auch billig, daß Sie wissen, wer es sey, der sich dies Vergnügen wünscht. Sie haben wohl von einem alten Lord Bathurst gehört, von dem ihre Pope und Swifte so viel geredet und gesungen haben. Ich habe mein Leben mit diesen Arten von Genies zugebracht, und habe sie überlebet; weil ich verzweifelte ihres gleichen zu finden, so habe ich schon seit vielen Jahren meine Rechnungen abgeschlossen, und meine Bücher zugemacht, ohne Hoffnung sie je wieder zu öffnen. Sie aber haben in mir eine Begierde angefacht, sie noch einmal aufzuthun, ehe ich sterbe; ich thue es jezt; kommen sie nur mit mir nach Hause und speisen mit mir." Sterne setzt hinzu: Dieser Edelmann ist ein Wunder; denn in seinem fünf und achtzigsten Jahr hat er allen Verstand und Schnelligkeit des Witzes eines dreyßigjährigen Mannes. Er ist allezeit ein Beschützer der Männer von Witz und Genie

gewe-



gewesen, und hat diejenigen des vorigen Jahrhunderts, einen Addison, Steele, Pope, Swift, Prior u. s. w. an seiner Tafel gehabt.

3. Beyspiel von Standhaftigkeit. Bey der Belagerung von Chandernagor trug es sich zu, daß auf dem Schiffe des Admirals Watson der Kapitain Speke zusamt seinem Sohne, einem Jüngling von sechszehn Jahren, durch denselben Schuß beyde zugleich verwundet wurden. Der geschickte Wundarzt des Schiffs Herr Ives hat die Geschichte selbst aufgezeichnet, so wie sie jezt in seinen eignen Worten, nur etwas abgekürzt, folget. Gleich nach geschehenem Schuß sagte der Kapitain, dessen Schenkel blos an der Haut hängen blieb, zu dem Admiral: Fürwahr ein grausamer Schuß; Vater und Sohn niederzustoßen! Admiral Watson hatte sein Herz zu voll, antworten zu können; er gab nur Befehl, beyde Verwundete zu dem Wundarzt hinab zu tragen. Der Hauptmann, den man am ersten herab brachte, erzählte mir, daß sein Billy gefährlich verwundet wäre. Gleich darauf erschien der junge Mensch auch; seine Augen standen voll Thränen, nicht für ihn selbst, sondern für seinen Vater. Als ich ihn versicherte, daß seines Vaters Wunde nicht gefährlich wäre, so beruhigte er sich; wollte aber nicht, daß ich ihn anrühren sollte, bevor ich nicht seinen Vater verbunden hätte. Darauf zeigte er auf einen andern Verwundeten und sagte:

sagte: Ich bitte, werther Herr, verbinden sie auch noch diesen armen Mann, der hie neben mir so ängstlich winselt. Ich erwiederte, daß ich denselben schon besorgt hätte, und bat mir die Erlaubniß aus, jezt seine eigne Wunde zu besichtigen. Er ließ sich das gefallen und sagte ganz gelassen: Ich fürchte, mein Freund; sie werden über dem Knie müssen abnehmen. — „Das muß ich, mein Theuerster," erwiederte ich. — Er schlug die Hände in einander, hob die Augen gen Himmel und betete diese kurzen, aber ernstlichen Worte: „Guter Gott, gieb mir in diesen Umständen, daß ich mich meines Vaters würdig betrage." Er kehrte sich darauf zu mir, und versicherte, daß er sich allem unterwürfe. Ich verrichtete die Abnehmung über dem Kniebug, und der unerschrockne Jüngling sprach die ganze Zeit der Operation über nicht ein Wort, that nicht einen so lauten Seufzer, daß man ihn eine Elle weit hätte hören können. Die Gefühle des Vaters während dieser Zeit kann man sich wohl leichter einbilden als beschreiben; doch seyen sie, welche sie wollen, er druckte sich durch nichts als Thränen aus. Sie wurden beyde nach Calcutta geführt. Den Vater brachte man in seines Schwagers Haus und den Sohn ins Krankenhaus. Die erste Woche bediente ich beide, und brachte ihnen gute Nachrichten von einander. Aber alle die guten Zufälle, die sich bey dem jungen Menschen geäußert hatten, fiengen leider an zu verschwinden. Der Kapitain las alles, was

vorgieng,

vorgieng, in meinem Gesichte, doch war er so wenig Willens meine Betrübniß zu vergrößern, daß er vielmehr selten von seinem Sohne redete. Doch sagte er einst zu mir: „Was denken sie, mein lieber Freund, wie lange mein Billy in zweifelhaftem Zustande bleiben kann?“ Ich erwiederte: wenn er den funfzehnten Tag nach der Operation überlebte, so könnte man starke Hoffnung zur Genesung fassen. Den dreyzehnten Tag starb er. Den sechszehnten sahe mir der Capitain unverwandt in die Augen, und sagte: „Nun Ives, wie stehts mit meinem Knaben?“ Als er aus meinem Stillschweigen merkte, was sich begeben hatte, that er einen Schrey, drückte mir die Hand, und bat mich, ihn auf eine halbe Stunde allein zu lassen. Als ich wieder zurückkam, schien er vollkommen so heiter und beruhigt zu seyn als sonst allemal. Der wackere Jüngling hatte den Abend vor seinem Tode angefangen zu rasen, und um zwey Uhr des Morgens schickte er mir ein Papier zu, worauf er folgendes mit einem Pinsel geschrieben hatte: „Herr Ives wird erwägen, in „welcher Unruhe ein Sohn ist, wenn er stirbt und „sich noch in Ungewißheit wegen seines Vaters be„findet. — Wofern Herr Ives nicht zu viele Ge„schäfte hat, dies Papier anzunehmen, welches „mir nichts als die grösseste Unruhe abzwingen „konnte — so wartet der Junge auf Antwort.“ — Ich gieng sogleich zu ihm, und er hatte noch so viel Bewußtseyn, daß er mich erkannte. Seine

Anrede

Anrede war: „So ist er denn todt?“ — „Wer? mein Theurer?“ — „Mein Vater!“ — „Nein mein lieber, er ist auch nicht einmal in Gefahr; er ist beynahe gesund.“ — „So dank' ich Gott, nun bin ich zufrieden, und bereit zu sterben“ — Er hatte eine Mundsperre und stand viele Schmerzen aus, doch verstand ich jedes Wort, das er sagte. Er bat mich um Verzeihung, daß er mich so früh Morgens beunruhiget hätte; und ehe der Tag zu Ende gieng, wiedergab er ein Leben, das unsterblich zu seyn verdient hätte.

4. La Bourdonnais, dieses große Genie, gebürtig aus St. Malo, war seit seinem zehnten Jahre beständig auf der See gewesen, und verstand aus dem Grunde ein Schiff zu bauen, es zu führen und es zu vertheidigen. Als die Angelegenheiten der französischen ostindischen Handelsgesellschaft auf der Insel L' Isle de France in gänzlichen Verfall gerathen waren, und sie 1735 den Entschluß gefaßt hatte, dieselbe beyzubehalten und zu besetzen, wußte sie keinen geschicktern Mann zu finden, der sie in Aufnehmen bringen könnte, als diesen la Bourdonnais, der sich nachmalen so berühmt machte. Sie irrete nicht; er kam auf der Insel an, er fand sie im grössesten Durchschnitt 31,890 Toisen lang und 22,124 breit, in allem aber 432680 Acker (arpens) Landes. Der größte Theil davon war mit undurchdringlichen

chen Wäldern bewachsen, und mit Bergen beklei-
det, die nicht über 400 Toisen hoch waren. Die
Spitzen der mehresten hatten Wasserbehältniße,
aus denen sich Wasser ergossen, welche ein Erd-
reich wässerten, das von Aschenschwärze, voll
Löcher wie ein Sieb und am häufigsten mit Steinen
angefüllt war. Er übersahe die Häfen und er-
warb sich andre nothwendige Kenntnisse von sei-
nem Platze.

Kaum hatte er selbige erlangt, so war sein er-
stes Geschäfte, die Pflanzer, welche sich auf dem
Eylande niedergelassen hatten, und die dadurch,
daß man sie vorher gänzlich ohne allen Beystand
gelassen hatte, ganz muthlos worden waren, wie-
derum mit Eifer anzufeuren, und die Missethäter,
welche man aus Paris zur Strafe dorthin ge-
schickt hatte, einer guten Ordnung zu unterwer-
fen. Reis und Korn ließ er für die Europäer
bauen. Den Manioc, den er aus Brasilien
mitgebracht hatte, bestimmte er für die Sklaven.
Zum täglichen Unterhalt der Seeleute und begü-
terten Pflanzer sollte ihm Madagascar so lange
nothwendiges Fleisch verschaffen, bis die Heerden,
die er von da herausgezogen hatte, sich so wür-
den vermehret haben, daß er dieser fremden Hül-
fe entbehren könnte. Ein Posten, den er auf der
kleinen Insel Rodrigo ausgestellt hatte, ließ ihn
an Schildkröten für die Armen keinen Mangel
leiden. In kurzem fanden die Schiffe, welche aus

Frankreich nach Ostindien segelten, nach einer langen Fahrt, bey ihm die nöthigen Bequemlichkeiten und Erfrischungen. Kurz, wenn dieser Stifter der Pflanzung das Vergnügen nicht hatte, die Pflanzung zu einem so hohen Grade von Wohlstand zu bringen, als es möglich gewesen, so hatte er doch wenigstens den Ruhm, entdeckt zu haben, was sie unter geschickten Händen werden könnte. Alle seine neuen Schöpfungen waren gleichsam durch Zauberey hervorgebracht worden; und demohngeachtet hatten sie nicht das Glück denen zu gefallen, welchen am meisten daran gelegen seyn mußte. Bourdonnais wurde nach Paris gerufen um sich zu rechtfertigen. Einer von den Directoren der ostindischen Gesellschaft fragte ihn einst unter andern, warum er die Sachen der Gesellschaft so übel, und doch die seinigen so gut ausgerichtet hätte? Das, antwortete er, kommt daher, die meinigen trieb ich nach meinen Einsichten, und die der Gesellschaft nach Anweisung der Directoren.

5. Es ist kein Zweifel, da man jüngst angefangen des Grafen von Shafresbury philosophische Werke ins Deutsche zu übersetzen *), daß die ganze Heerde deutscher Kunstrichter übereinstimmen wird, diese Werke anzustaunen, lobzupreisen und den Lesern aufs dringendste als herrliche, tiefsinnige und lehrreiche Arbeiten zu empfehlen. Hier

*) Erster Theil, Leipz. 1776. 8.

Hier ist das Urtheil eines wirklich philosophischen Kopfes und schönen Geistes, eines Landsmannes des Grafen, des gelehrten Gray *), der in einem Briefe an seinen Freund Stonhewer von Shaftsbury Characteristiks schreibt: „Sie sagen, Sie „können es nicht begreifen, wie der Lord Shaftsbury dazu gekommen, so ein gepriesener Philosoph zu werden; das will ich Ihnen sagen: erstlich war er ein Lord; zweytens war er so eitel als einer seiner Leser; drittens sind die Menschen sehr geneigt zu glauben, was sie nicht verstehn; viertens glauben sie alles miteinander, „wenn sie nur nicht verbunden sind es zu glauben; „fünftens mögen sie gerne einen neuen Weg einschlagen, wenn dieser Weg auch nirgends hinführt; sechstens ward er für einen feinen Schriftsteller gehalten, und schien allemal mehr zu meinen als er aussagte. Verlangen Sie noch mehr „Gründe? Eine Zwischenzeit von vierzig Jahren „hat den Zauber so ziemlich ausgetilgt. Ein todter Lord hat kein größer Ansehn mehr denn ein „Unadlicher; die Eitelkeit mischt sich nicht mehr „in das Urtheil, denn der neue Weg ist alt geworden. Die Mode zu freydenkern gleicht derjenigen der alten Krausen und dicken Lendenwulsten, und hat der Mode, gar nicht zu denken, „Platz gemacht. Ehedem ward es für schön gehalten seine Meinung halb zu sagen, und halb zu

 „ver-

*) Poems of Mr. Gray — by W. Mason. A. M. London 1775 4.

„verschweigen; nunmehro aber sind wir längst ge„wöhnt, sie ganz entdeckt zu sehen; aus der „Sprödigkeit und dem Gezwungenen der Schreib„art ist, so wie aus dem, was an dem Hofe der Kö„nigin Anna gute Erziehung war, ein Muthwillen „und rohe Vertraulichkeit geworden." So weit Gray.

6. Ein sehr geschickter Engländer *) D. Adam Smith; hat vor einem Jahre eine Untersuchung der Beschaffenheit und Ursachen des Wohlstandes einer Nation **) herausgegeben, die zwar ihre hauptsächlichste Beziehung auf England hat, aber auch sehr viel allgemein brauchbare und vortreffliche Anmerkungen enthält, von denen wir uns nicht enthalten können, den Lesern unsrer Sammlung ein paar der angenehmsten und merkwürdigsten mitzutheilen. Gleich in dem ersten Hauptstück redet er sehr angenehm von der Vertheilung der Arbeit, und zeiget, wie ungemein vieles zur Vervollkommnung des Gearbeiteten und zur Geschicklichkeit und Fertigkeit der Arbeit er dadurch beygetragen wird, daß die Arbeit unter mehrere vertheilt wird. Unter andern führt er zum Beyspiel die Verfertigung der Stecknadeln an, welches wir zur Erläuterung dessen was von diesem Gewerbe an einem andern Orte dieser Samm-

lung

*) S. Crit. Rev. 1776. Vol. XLI. p. 195.

**) An Inquiry into the Nature and Causes of the Wealth of Nations. By Adam Smith LL. D. and F. R. S. London. 1776. 4. In zween Bänden.

lung gesagt worden, allhie wiederholen wollen.

Ein Arbeiter, sagt D. Smith, der zu diesem Geschäfte nicht angeführet worden, (welches durch die Vertheilung der Arbeit zu einem eignen Gewerbe geworden ist,) und der den Gebrauch der dazu dienlichen Werkzeuge nicht kennt, (zu deren Erfindung vermuthlich ebenfalls nur die Vertheilung der Arbeit Anlaß gegeben hat,) der würde vielleicht mit allem seinem äußersten Fleiß den Tag über eine einzige Nadel, wenigstens ganz gewiß nicht zwanzig, machen. Allein so wie diese Handthierung jezt getrieben wird, ist sie nicht nur für sich ein eignes Gewerbe, sondern ist auch in viele Aeste vertheilet, von denen die hauptsächlichsten wiederum für sich ein eignes Gewerb ausmachen. Der eine Arbeiter zieht den Drath, der andre macht ihn gerade, der dritte schneidet ihn, ein vierter spitzt ihn zu, ein fünfter stumpft die Spitze wo der Kopf kommen soll; zur Verfertigung des Kopfs werden zwey bis dreyerley verschiedene Handgriffe erfordert; ihn aufzusetzen, ist eine eigne Handthierung; die Nadeln zu bleichen ebenfalls, und sogar sie ins Papier aufzustecken ist eins; und so ist die wichtige Handthierung der Nadelbereitung in beynahe achtzehn verschiedene Gewerbe vertheilt, die in manchen Manufacturen allesammt von andern Arbeitern getrieben werden, obwohl in andern ein Arbeiter deren zwey bis dreye bestreitet. Ich habe eine kleine Manufactur dieser Art gese-

hen, wo nur zehn Mann arbeiteten, wo also einige darunter zwey bis drey verschiedene Handgriffe bestreiten mußten; obwohl sie aber sehr arm, und demnach mit den nöthigen Werkzeugen nur schlecht versehen waren, so konnten sie doch bey angestrengtem Fleiß unter sich den Tag zwölf Pfund machen. In einem Pfunde befinden sich ungefähr an viertausend Nadeln von mittlerer Größe. Also konnten diese zehn Arbeiter in einem Tage auf acht und vierzig tausend Nadeln verfertigen. Jeder Arbeiter, der also den zehnten Theil der acht und vierzig tausend Nadeln machte, konnte angesehn werden, als verfertigte er den Tag über, vier tausend und achthundert Stück. Hätte ein jeder von ihnen insbesondere gearbeitet, und wäre nie zu der Arbeit angeführt worden, so hätten sie gewiß den Tag nicht zwanzig, vielleicht auch nur eine einzige machen können; das ist gewiß nicht den zweyhundert und vierzigsten, vielleicht auch nicht einmal den vier tausend achthunderten Theil derjenigen Arbeit, die sie jezt verrichten, da die verschiednen Handthierungen gehörig vertheilt und verbunden sind.

D. Smith bemerkt drey Ursachen, wodurch die Menge des Gearbeiteten so sehr anwächst, wenn die Arbeit vertheilt wird: nämlich erstlich die Geschicklichkeit welche jeder Arbeiter in dem ihm eigenen Handgriffe erlangt; zum andern die Ersparniß der Zeit, welche sonst darauf gienge, wenn

er

er von einer Arbeit zu der andern übergeht; und endlich die Erfindung der vielen Werkzeuge, welche die Arbeiten erleichtern und abkürzen, und einen einzigen in den Stand setzen, die Arbeit vieler zu thun.

Nachgehends zeigt er eben so einleuchtend und angenehm, was für ein allgemeiner Wohlstand sich in einer wohl eingerichteten Gesellschaft über die allergeringsten im Volke dadurch verbreitet, daß zufolge der Vertheilung der Arbeit alle Erzeugungen in den Künsten so vielerley Beschäftigungen veranlasset haben.

Man bemerke nur, sagt er, die Versorgung des gemeinsten Künstlers und Tagelöhners in einem gesitteten und blühenden Lande, so wird man wahrnehmen, daß die Anzahl der Leute, deren Fleiß zum Theil, wenn gleich zum sehr kleinen Theil verwendet worden, ihm diese Versorgung zu schaffen, allen Glauben übersteigt. Z. B. der wollene Rock, den der Taglöhner trägt, sey so schlecht und grob als er nur immer wolle, so ist er doch die Frucht der gemeinschaftlichen Arbeit sehr vieler Arbeiter. Der Schäfer, der Wollbraker, der Wollkämmer, die Wollspinner, der Weber, der Walckmüller, der Färber, der Tuchbereiter und viele andre müssen sich mit allen ihren verschiednen Künsten beystehen, diese schlechte Kleidung zu Stande zu bringen. Wie viele Kaufleute und Fuhrleute haben nicht noch außerdem zu thun gehabt die

Materialien von einem Arbeiter zum andern zu bringen, die manchmal sehr entfernt von einander leben? Wie viel Handel und Schifffarth ist nicht insbesondere nöthig gewesen, wie viel Schiffzimmerleute, Matrosen, Segelnäher, Seiler u. s. w. sind gebraucht worden, die vielen Kräuter zusammenzuholen, die der Färber braucht, und die zum öftern aus den entferntesten Enden der Welt kommen? Was für mannigfaltige Arbeiten sind nicht nöthig, die Werkzeuge der geringsten unter diesen Arbeitern zu verfertigen? Um nichts von den zusammengesetzten Werkzeugen zu sagen, dergleichen das Schiff des Seemannes, die Mühle des Walkmüllers, oder auch der Stuhl des Webers ist, so dürfen wir nur bedenken, wie viele und mannigfaltige Arbeit nöthig ist, das ganz einfache Werkzeug zu machen, nämlich die Scheere, womit der Schäfer die Schafe schiert. Der Bergmann, der Verfertiger des Schmelzofens zur Schmelzung des Erzes, der Förster und Holzfäller, der Kohlenbrenner, der für den Schmelzofen die Kohlen macht, der Ziegelstreicher, der Mäurer, die Arbeitsleute, die bey dem Schmelzofen aufwarten, der Grobschmidt, der Kleinschmidt: allesamt müssen sie ihre verschiedene Künste vereinigen, eine Scheere hervorzubringen. Wollten wir auf eben die Art an dem Taglöhner alle verschiedene Theile seiner Kleidung und seines Hausgeräthes untersuchen, das schlechte leinene Hemde, das er auf bloßer Haut trägt, die Schuhe, die seine Füße

bede-

bedecken, das Bette, darauf er liegt, und alle die mancherley Theile die es ausmachen, den Küchenheerd wo er seine Speisen bereitet, die Kohlen, die er zu dem Ende braucht, und die aus den Eingeweiden der Erde gegraben werden, (nämlich die Steinkohlen, die man in England gebraucht,) und die ihm vielleicht auf weitem Meere oder in Fahrzeugen zu Lande zugebracht werden, alle seine übrigen Küchengeräthe, alles sein Tischgeräthe, seine Messer und Gabeln, das irdene Geräthe, worin er seine Speise aufträgt und austheilt, die mancherley Leute, die erforderlich sind, sein Brod und sein Bier zu bereiten, die Fenster, welche Wärme und Licht hineinlassen, und Wind und Regen abhalten, nebst aller der Wissenschaft und Kunst, die zur Bereitung dieser schönen und glücklichen Erfindung nöthig ist, und ohne welche diese unsre nördlichen Gegenden der Welt kaum für uns sehr bequeme Wohnungen seyn würden, so wie auch alle die Werkzeuge der verschiedenen Arbeiter, die zur Hervorbringung aller dieser verschiedenen Bequemlichkeiten dienlich sind; ich sage, wenn wir alle diese Dinge untersuchen, und bedenken, wie vielerley Arten von Arbeit zu einem jeden derselben erforderlich sind: so werden wir wahrnehmen, daß ohne Beystand und Mithülfe vieler Tausenden der allergeringste in einem gesitteten Lande nicht versorgt werden kann, selbst in denen Dingen, die wir fälschlich für die leichtesten und einfachesten halten. Wenn man freylich seine Versorgung

mit der ausschweifenden Ueppigkeit der Großen vergleicht, so muß sie uns ohne Zweifel einfältig und schlecht vorkommen, und demohngeachtet kann es doch wahr seyn, daß die Versorgung eines europäischen Prinzen diejenige eines emsigen und häuslichen Bauersmannes nicht allemal so weit übertrifft, als die Versorgung des letztern diejenige vieler afrikanischen Könige welche die unumschränkten Herrn des Lebens und der Freyheiten zehntausend nackender Wilden sind.

7. D. Radcliff *) ein berühmter Arzt in London sagte zu einem andern Arzt dem berühmten D. Mead: „Mead ich habe sie lieb, und nun will ich sie ein „zuverläßiges Geheimniß lehren, wie sie ihr Glück „machen können: sie müssen allen Menschen schlecht „begegnen". D. Radcliff that selbst so gegen alle Menschen. Er gestand selbst, daß er geizig war, und wenn er bey Bezahlung der Rechnung eines Gastwirths oder Weinschenken einem aus der Gesellschaft ein Sechspfennigstück oder einen Schilling ablocken konnte, so that ers nicht mehr als gerne, weil es ihm, wie er vorgab, „eine verhaßte Sache wäre" (wie sie ihm auch wirklich allemal verhaßt war) „eine Guinee zu wechseln, weil „sie" (wie er zu sagen pflegte) „so geschwinde zwischen den Fingern wegschlüpfte." Ohne vieles Nachlaufen und Ungestüm konnte ihn ein Handwerksmann nie dahin bringen, daß er seine Rechnung bezahlte, und auch dann bezahlte er kaum, so

*) Gentl. Mag. 1776. p. 373.

so lange nur noch ein Mittel übrig war, ihn des vielen Forderns und Anlaufes überdrüßig zu machen. Ein gewisser Pflasterer war ihm schon lange und vergeblich mit seiner Rechnung nachgelaufen; endlich überraschte er den Doctor gerade als selbiger vor seiner Thüre aus der Kutsche stieg, und forderte sein Geld. „Was? ihr Schurke! schrie Radcliff,„ wollt ihr auch noch Bezahlung „haben? für solche Arbeit noch Bezahlung? Habt „ihr mir nicht das Pflaster verdorben, und her„nach habt ihr die elende Arbeit mit Erde bedeckt?“ Der Pflasterer antwortete: „Herr Doctor, meine „Arbeit ist nicht die einzige schlechte, die mit Erde „bedeckt wird!“ — „Ihr Hund!“ versetzte der Doctor,„ wollt ihr noch ein Witzling seyn? Kommt „herein, ihr müßt wohl dürftig seyn;“ und da bezahlte er ihm die Rechnung. (Richardsoniana — Lond. 1776. 8.)

8. Als der General Guise zu einem Feldzuge nach Flandern überschiffte, lernte er auf dem Schiffe einen jungen rohen und unerfahrnen Officier kennen; und da er sonst ein sehr menschenfreundlicher Mann war, so versprach er dem jungen Menschen, da sie beyde nach Antwerpen hinwollten, daß er ihn in seine Aufsicht nehmen und ihn dort hinbringen wollte. Er that dies auch wirklich, und nahm darauf von ihm Abschied. Einige schelmische Officiere, die dem jungen Menschen zuerst aufstießen, bildeten ihm ein: „daß er

Jemand herausfordern, und einen Zweykampf halten, und seinen Muth zeigen müßte; denn wo er sich so nicht hervorthäte, würde er bald bey dem ganzen Regiment in Verachtung gerathen." Der junge Mensch antwortete: „er hätte keinen „Bekannten als den General Guise, der hätte „ihm aber viele Höflichkeiten bewiesen" — „Das „ist einerley, „sagten jene Schälke;" für diesen Fall „sey der General Guise der tüchtigste Mann von der „Welt, weil jederman seine Tapferkeit kenne." Der General gieng in einem Kaffehause eben das Zimmer auf und ab, als der junge Officier ihn antrat, und mit stammelnden Worten vorbrachte: „daß er ihm sehr verbindlich wäre — und daß er „wohl erkennte" — „Mein Herr" sagte der General, „ich habe nichts mehr gethan als meine „Schuldigkeit." — „Aber, " versetzte jener mit stammelnder Stimme, „man hat mir gesagt, Herr „General, daß ich mich mit Jemand herumschlagen „müßte, der von bekannter Entschlossenheit wäre „und viele getödtet hat, und den kein Mensch — „O! „unterbrach ihn Guise," da thun mir ihre „Freunde, mein Herr, viel Ehre an; aber sehn Sie, „da sitzt einer" (indem er auf einen großen handfesten verbrannten Kerl wies, der an einem Tische saß,) „der hat das halbe Regiment getödtet; das „ist ein Mann für Sie." — Der junge Officier schreitet die Stube hinan zu dem Sitzenden und meldet ihm „daß er von seiner Bravour viel ge„hört habe; „aber, setzt er hinzu, " „so wahr Gott

„lebt,

„lebt, sie müssen sich mit mir schlagen.“ — „Was? wer? ich? „antwortet jener; “ich bin „Peal, der Apotheker *)!“ — (Ebendas.)

9. Die Schüler des berühmten Voltaire thaten vor einiger Zeit den Vorschlag zu einer Unterzeichnung, um zu seinem Andenken eine Standsäule aufzurichten. Ein gewisser sinnreicher Kopf verstand den Wink, und machte nach seiner Art eine Aufschrift, die auf die Standsäule könnte gesetzt werden. Sie soll in Paris handschriftlich herumgehn, und ist folgendergestalt abgefaßt:

En tibi lapide dignum
Voltarium!
Qui
In Poesi magnus
In Historia paruus
In philosophia minimus
In Religione nullus;
Cuius.
Ingenium acre
Iudicium praeceps
Improbitas summa;

*) In England versehen die Apotheker nicht nur ihre Apotheke, sondern vertreten auch in leichtern Krankheiten die Stelle des Arztes. (Uebers.)

Cui
Arrisere mulierculae
Plausere scioli
Fauere profani;
Quem
Dei hominumque irrisorem
Senatus Physico-atheus,
Collecto aere, hac statua
Donauit.

(Der Sinn dieser Chrie ist: Siehe da den steinwürdigen Voltair, der, groß in der Dichtkunst, gering in der Geschichte, sehr klein in der Weltweisheit, nichts in der Religion ist, einen beißenden Witz, ein voreiliges Urtheil, die höchste Unredlichkeit besitzt, dem das Frauenzimmer lächelt, Gecken Beyfall geben und Ungläubige erheben. Diesem Spötter Gottes und der Menschen hat eine physisch-atheistische Versammlung aus eingesammletem Gelde diese Standsäule errichtet.)

10. Der englische Dichter Gay hatte auf den berühmten (aus Deutschland gebürtigen) Maler Gottfried Kneller ein Lobgedicht geschrieben, welches er ihm vorlas, aber die Schmeicheley darin so weit getrieben hatte, daß er befürchtete, der Maler möchte es gar für Spötterey auf sich halten. Kneller hörte das ganze Gedicht, und als es zu

Ende

Ende war, sagte er in seiner fremden Aussprache und deutsch-englischem Ausdruck: „Ha! mein „Herr Gay, alles, was sie da gesagt haben, ist sehr „schön und sehr wahr; aber eins haben sie vergessen, mein lieber Freund! Bey Gott! ich würde „auch General einer Armee haben seyn können; „denn als ich in Venedig war, so hatten sie da „ein Feuerwerk, und der ganze St. Markusplatz „war voller Rauch vom Pulver, und der Geruch „gefiel mir, lieber Herr Gay; ich würde ein grosser General gewesen seyn, lieber Herr Gay!“ (Richardsonians.)

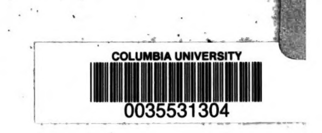
11. An dem Geburtsfeste der Königin Elisabeth kam einst der Graf von Dorset nach Hofe (in London). Der damalige König Karl II fragte den Grafen, warum die Glocken lauteten? Als dieser geantwortet hatte: „Wegen des Geburts„festes der Königin Elisabeth;“ fragte der König weiter: woher es käme, daß ihr Festtag noch gefeyert, an den Geburtstag seines Vaters und Großvaters aber so wenig gedacht würde, als an Wilhelms des Eroberers seinen? Der freymüthige Lord versetzte dem freymüthigen König, „daß sol„ches daher käme, daß Elisabeth, die ein Frauen„zimmer gewesen, Männer zu ihren Räthen er„wählt hätte, die Männer aber, wenn sie regier„ten, gemeiniglich Frauenzimmer wählten.“ Das war ein Stich für den liederlichen König selbst. Außerdem hatte sein Vater, obwohl er sonst ein

tugendhafter Prinz war, sich doch von einer herrschsüchtigen französischen Gemahlin beherrschen lassen; und sein Großvater hielt zwar keine Buhlerinnen, ließ sich aber von kleinen Herren beherrschen, die er wegen keiner andern Verdienste zu Räthen wählte, als weil sie so sehr Weiber waren, als Männer nur seyn konnten.

12. Miß Anna Pitt, die Schwester des berühmten Wilhelm Pitt, itzigen Grafen von Chatam, erhielt durch Vermittelung des Grafen Bute von Hofe eine Pension. Ihr Bruder nahm ihr das sehr übel, und schrieb ihr einen verdrüßlichen Brief, worin er unter andern sagte: „er hätte gehofft, daß die Worte Pitt und Pension nie zusammenkommen sollten". Als eben dieser Herr Pitt von eben dem Lord Bute eine Pension von 3000 Pfund Sterl. bekam, schrieb seine Schwester diesen Brief wörtlich ab und schickte ihm die Abschrift. (Political Reg. Vol. I.)

E N D E.




COLUMBIA UNIVERSITY
0035531304





